

**WILLIAM L.  
SHIRER**

**BERLINER  
TAGEBUCH**

**DAS ENDE. 1944-45**



K I E P E N H E U E R

Fortsetzung und Abschluß des 1991  
erstmals dem deutschen Lesepublikum  
zugänglich gemachten internationalen  
Bestsellers ›Berliner Tagebuch.

Aufzeichnungen 1934–1941‹.

Der amerikanische Star-Korrespondent,  
von Golo Mann als ›angelsächsischer  
Liberaler‹ gekennzeichnet, schildert  
in faszinierender Unmittelbarkeit  
das Ende des ›Dritten Reiches‹ und  
den Beginn der Nürnberger Kriegs-  
verbrecherprozesse, dabei zugleich  
anhand schockierender Geheim-  
dokumente rückblickend das ganze  
Ausmaß von faschistischer Demagogie  
und diplomatischem Sumpf vor und  
während des Zweiten Weltkriegs  
enthüllend.

ISBN 3-378-00559-9

K I E P E N H E U E R

Mit diesem Buch knüpft William L. Shirer an den Welterfolg seines Vorgängerbandes ›Berliner Tagebuch. Aufzeichnungen 1934–1941‹ an, das in achtzehn Sprachen übersetzt wurde und 1991 in deutscher Erstausgabe im Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig erschien. In gewohnt packender Weise schildert der amerikanische Star-Korrespondent die Schicksalsjahre 1944/45. Der Leser erlebt in unmittelbarer Zeitzugenschaft die dramatischen letzten Tage in Hitlers Bunker unter der Reichskanzlei, das Ende des Zweiten Weltkrieges und zugleich den Beginn des Atomzeitalters, sitzt mit auf der Pressetribüne des Nürnberger Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher, verfolgt hautnah die schwere Geburt der neuen Weltorganisation UNO und viele andere Jahrhundertereignisse, die im Abstand von nunmehr fünfzig Jahren nichts an fortwirkender Bedeutung verloren haben. ›Am wichtigsten aber‹, so Shirer selbst: ›Ich erhielt Zugang zu einem guten Teil jener 1400 Tonnen geheimer deutscher Dokumente, die die Alliierten sichergestellt hatten. Wichtige Auszüge daraus findet der Leser im Buch.‹ Dieses weitgehend unbekanntes Archivmaterial bündelt sich auf ganz eigene Art zu einem erschütternden Gesamtbild faschistischer Gewaltherrschaft, zumal deren Anführer ›in ihrer eigenen, schlimmen Sprache zu Wort kommen und die nahezu unglaubliche Geschichte ihrer Roheit wie ihres Ränkespiels erzählen‹.



William Lawrence Shirer, geboren 1904 in Chicago, gehört zu den führenden amerikanischen Publizisten. 1925 ging er als Korrespondent der ›Chicago Tribune‹ nach Paris, von 1926–1932 arbeitete er als Leiter des europäischen Büros dieser Zeitung in der französischen Hauptstadt. 1934 kam Shirer nach Berlin, wo er bis 1937 als Korrespondent für die Nachrichtenagentur ›Universal News Service‹ und von 1937 bis Ende 1940 als Berlin-, dann Europa-berichterstatte für CBS New York wirkte. Nach der Niederschrift des ›Berliner Tagebuchs. Aufzeichnungen 1934–1941‹ kehrte Shirer nach Europa zurück und arbeitete als Korrespondent in Großbritannien und der Schweiz. 1945 kam er an der Seite der alliierten Truppen wieder in das nunmehr zerstörte Deutschland und die alte Reichshauptstadt Berlin, anschließend nach Nürnberg, wo er wiederum im Auftrag von CBS den Beginn des Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher erlebte. 1947 ging er endgültig in die USA zurück, gab 1950 seine journalistische Tätigkeit auf und widmete sich fortan ganz dem schriftstellerischen Schaffen, in dessen Mittelpunkt die Aufarbeitung seiner politischen Erfahrungen im Europa der dreißiger und vierziger Jahre stand. Er lebte bis zu seinem Tode Ende 1993 – fast neunzigjährig, aber immer noch schreibend – zurückgezogen in Lenox (Massachusetts).

---

William L. Shirer

---

# Berliner Tagebuch

---

**Das Ende. 1944-1945**

Übertragen und herausgegeben von  
Jürgen Schebera

Gustav Kiepenheuer  
Leipzig

Amerikanischer Originaltitel: **End of a Berlin Diary**

Der Abdruck des Briefes von Thomas Mann an Walter von Molo vom  
7. September 1945

(aus: Thomas Mann, Briefe 1937-1947. © 1963 Katja Mann)

erfolgt mit freundlicher Genehmigung des S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main.

Fotonachweis:

Bundesarchiv Koblenz (Schutzumschlag)

ISBN 3-378-00559-9

Alle Rechte vorbehalten

© by William L. Shirer, 1947

© Gustav Kiepenheuer Verlag GmbH, Leipzig, 1994

(für die deutsche Ausgabe)

Erste Auflage

Gestaltung: Dietmar Kunz

Schrift: Times

Gesamtherstellung: Offizin Andersen Nexö Leipzig GmbH

Printed in Germany

Eingelesen mit **ABBYY Fine Reader**

*Dem Andenken meiner Mutter,  
die in unserer kleinen Stadt in Iowa starb,  
während ich meinen letzten journalistischen  
Auftrag in Deutschland erfüllte.*

---

# Vorwort

Die Aufzeichnungen meines *Berliner Tagebuchs*\* endeten im Dezember 1940, als ich Deutschland verliess und in meine Heimat zurückkehrte. In jenem quälenden Moment befand sich das Dritte Reich, von dem Hitler geprahlt hatte, es würde tausend Jahre währen, im Zenit seiner brutalen Macht. Die ‚Herrenrasse‘ hatte den Grossteil Europas erobert und seine gelähmten Einwohner zu Sklaven gemacht. Die Ausrottung der Juden und anderer Völker war bereits im Gange. Desgleichen waren schon die Pläne fertig zum Überfall auf Russland, zur Niederwerfung des tapferen England und – gemeinsam mit Japan – zur Eroberung der ganzen Welt und zur Gefügigmachung der Vereinigten Staaten.

Als ich zur Weihnachtszeit 1940 von Berlin nach Hause zurückkam, sah ich, dass den meisten meiner Landsleute nicht bewusst war, was Hitler tatsächlich vorhatte, und dass sie etwas verwirrt beobachteten, wie er seine bösen Absichten bis jetzt verwirklicht hatte. Einigen Amerikanern war das sogar ziemlich egal. Da das Schicksal es so gefügt hatte, dass ich die Agonie Europas aus erster Hand beobachten konnte, veröffentlichte ich damals mein *Berliner Tagebuch* – zur Informationsbereicherung all jener Bürger, die es lesen wollten.

Das vorliegende Buch mit weiteren Tagebuchaufzeichnungen stellt gewissermassen eine Fortsetzung dar. Es ist der Schluss meines eigenen kleinen Beitrags zur Geschichte Nazideutschlands und Berlins. Natürlich hatte es in der aufgewühlten Hauptstadt jenseits der Elbe eine Menge Dinge gegeben, die ein Journalist nicht erfahren konnte. Viele der unheilvollen Verschwörungen und schicksalsschweren Entscheidungen, die die Welt in so schlimmen Schre-

\* Erschienen 1991 in deutscher Erstausgabe bei Gustav Kiepenheuer Leipzig.

cken und Elend gestürzt haben, waren im geheimen erfolgt. Und was war in Deutschland nach meiner Abreise tatsächlich vorgegangen? Haben Niederlage und Zusammenbruch nun das deutsche Problem gelöst – wenigstens für den Rest unserer Lebenszeit?

Um das herauszufinden, fuhr ich nach Kriegsende wieder nach Berlin. Ich streifte durch die Ruinen der einst so stolzen Hauptstadt und sprach mit Überlebenden des ‚Herrenvolks‘. In Nürnberg, umgeben vom Schutt der einstmals lieblichen mittelalterlichen Stadt, wurde ich Zeuge, wie die überlebenden Führer der Naziwelt – die noch, als ich sie das letzte Mal gesehen hatte, arrogant eine monströse Macht ausübten – schliesslich vor Gericht gestellt wurden. Am wichtigsten aber: Ich erhielt Zugang zu einem guten Teil jener 1‘400 Tonnen geheimer deutscher Dokumente, die die Alliierten sichergestellt hatten. Wichtige Auszüge daraus findet der Leser im Buch. Ich lasse die deutschen Verfasser dabei unverändert in ihrer eigenen, schlimmen Sprache zu Wort kommen und die nahezu unglaubliche Geschichte ihrer Roheit wie ihres Ränkespiels erzählen. Hätte man jene geheimen Archivmaterialien der deutschen Regierung vernichtet, wie es Absicht der Nazis war, so wäre ein Grossteil der Wahrheit über diese unsere dunkle Geschichtsperiode für immer verbrannt gewesen. Nun aber liegt die Wahrheit offen – für all jene, die sie kennenlernen wollen.

Ich habe auch versucht, in dieses Buch den Faden einer anderen Geschichte einzufügen, nämlich der anbrechenden Friedenszeit. Verehrter Leser: Sie und ich, wir haben jenen bewegenden Moment bereits fast vergessen, den der Tag des Friedens für eine unglückliche Welt bedeutete. Ich bin mir bewusst, dass ein irrender Sterblicher nicht lange auf der Höhe seiner Zeit sein kann. Doch die vorliegenden Aufzeichnungen, niedergeschrieben 1944/45, können vielleicht hilfreiche Erinnerung daran sein, dass viele auf unserer Seite diese Höhen erreichten, nachdem die blutigen Kämpfe des Krieges bei ihnen übermenschlichen Mut, Tapferkeit und wunderbare Standhaftigkeit erzeugt hatten. Für kurze Zeit erlebte ich in San Francisco, als die Vereinten Nationen geboren wurden, die grossen Hoffnungen, noblen Absichten und das geduldige Ver-



ständnis der Vertreter unserer Welt auf der Suche nach einem Weg zu dauerhaftem Frieden.

Wo, wann und wie begannen ihre Hoffnungen zu versteinern? In diesen Aufzeichnungen wird man – vielleicht – finden, wie die dunkle Wolke anwuchs, die gegenwärtig über uns steht.

Schliesslich ist dieses Buch auch ein Protokoll des wichtigsten Jahres, das wir alle durchlebten. Haben Sie schon vergessen, wie es damals war – im Jahr des Herrn 1945 –, als die Nazibarbaren in Deutschland und Japan endlich vernichtet waren, als das schreckliche Blutbad endete und endlich Frieden war, als erfinderische Männer das Atom spalteten und plötzlich – zum Besseren oder Schlimmeren – ein neues Zeitalter über uns kam?

*New York, im Mai 1947*

---

Teil I

**Der Frieden bricht an**

*New York, 20. Juli 1944*

Jemand hat ein Bombenattentat auf Hitler verübt, doch Berlin meldet, der Führer sei dabei nur unbedeutend verletzt worden. Das Glück dieses Mannes! Und doch ... ist das nicht der Anfang vom Ende?

*Lake Placid, 25. Juli*

Die Berge und der See und die klare Luft und der Duft der Pinien und das wilde Lachen der Kinder und all die zufriedenen Menschen – und der blutige Krieg in so weiter Ferne ... Meine Musiker-Freunde kamen herüber in unser Sommerhaus, zu Kammermusik und Bier. Sie spielten Mozarts F-Dur-Quartett für Streicher mit Oboe, eines meiner grossen Lieblingsstücke. Der Oboist, ein junger Mann vom St. Louis Symphony Orchestra, erzählte mir, dass Oboespieler für gewöhnlich im Irrenhaus enden. Er war grossartig – und völlig gesund.

*New York, 20. August*

Morgen findet in Dumbarton Oaks – einem alten Anwesen im Kolonialstil aus Washingtons Zeiten, zuletzt Sitz der frühchristlichen und Mittelalterforscher von Harvard – die erste jener wichtigsten internationalen Konferenzen statt, die wir jemals zu unserer Lebzeit verfolgen werden. Vertreter der Vereinigten Staaten, Grossbritanniens und Russlands werden am Tisch Platz nehmen und versuchen, etwas zu tun, was die Menschen – in ihrer übermächtigen Dummheit – während der langen und traurigen Geschichte ihres Geschlechts noch nie zustande gebracht haben: nämlich in kollektiver Aktion Krieg zu verhindern ... Es ist höchste Zeit dafür. Ein weiterer Krieg, mit gigantischen Raketen und fliegenden Geschossen, bedeutete zweifellos das Ende der menschlichen Rasse. Dies ist wahrscheinlich die letzte Chance, um uns selbst zu retten!

*New York, 23. August*

Paris, die Herrlichkeit Frankreichs, wie Montaigne sagte, ist befreit worden!

1944

*New York, 27. August*

Berlin versucht uns mit grosssprecherischem Gerede über eine Atombombe Furcht einzujagen. Wissenschaftler erklären, dass die bei der Atomspaltung freiwerdende Explosivkraft tödlicher ist als alles bisher Entdeckte. Doch einer, der sehr viel davon versteht – Theodore Svedberg, Schwede und Nobelpreisträger für seine Arbeiten auf dem Gebiet der Atomspaltung –, sagte letzte Woche: ‚Das Gerede über die Atombombe ist grosser Unsinn.‘

*New York, 10. September*

Die Schlacht um Deutschland hat begonnen! Heute – zum ersten Mal in der Geschichte, glaube ich – sind die ersten amerikanischen Granaten auf deutschem Boden eingeschlagen.

*New York, 18. September*

Die Deutschen sehen sich nun mit etwas konfrontiert, das sie – vom General bis zum einfachen Bauern – während des letzten Jahrhunderts mehr als irgendetwas anderes gefürchtet haben: ein umfassender Angriff auf das Vaterland vom Osten *und* vom Westen her. Dass sie verbissen und sogar fanatisch kämpfen werden, steht ausser Zweifel. Studiert man jedoch die Schriften grosser deutscher Generäle von Clausewitz bis zu den Heerführern des gegenwärtigen Krieges, dann wird man finden, dass sie niemals an die Möglichkeit glaubten, Deutschland könne einen Zweifrontenkrieg überleben.

*New York, 29. September*

Die ‚russische Phase‘ der Weltsicherheits-Konferenz in Dumbarton Oaks ist beendet ... Nach allem, was ich höre, gab es eine grosse Divergenz beim Herangehen der Sowjets und bei unserem Herangehen an das ganze Problem der Friedensordnung.

*London, 6. Oktober*

Es macht Mut, wieder im böse zugerichteten, tapferen und russigen London zu sein – wenn auch nur als Zwischenstation auf dem Weg zurück nach Deutschland, wo du den Anfang des Krieges erlebt

hast und wo du – früher oder später – sein Ende sehen wirst, jedoch nicht so, wie die ‚Herrenrasse‘ es kalkuliert hat.

London erscheint so unerschütterlich wie immer. Seine Menschen wie seine starken, rauchgeschwärzten Mauern strahlen eine unglaubliche Widerstandskraft aus. Mag es auch jetzt geschunden sein und vielleicht später wieder einmal, es wird ohne Zweifel widerstehen bis zum Ende aller Tage – eine der grossen Städte unserer Welt.

*London, 8. Oktober*

Zur Mittagszeit rief Judith an mit der Nachricht, Wendell Willkie sei gestorben. Das war ein grosser Schock. Noch wenige Tage vor der Abreise aus New York hatte ich ihm einige aufmunternde Zeilen bezüglich seiner Krankheit geschickt. Seit meiner Rückkehr aus Deutschland entwickelte ich eine warme Zuneigung zu ihm und schätzte sehr, wofür er in Amerika stand.

Ich möchte wissen, ob Willkie wohl je sein grosses Dilemma lösen konnte: Was tun vor der Wahl? Oft sprach er davon, die Wahl von Dewey würde eine ‚Katastrophe‘ bedeuten. Er wollte im politischen Leben Amerikas wirksam bleiben, wollte sich die Gunst jener etwa fünf Millionen Wähler erhalten, die für seine Politik standen. Käme er gegen Dewey auf zu wenige Stimmen – so pflegte er zu argumentieren –, dann würden seine Wähler daraus schliessen, dass es seine Schuld sei, die Nominierung als Präsidentschaftskandidat nicht erreicht zu haben. Das haben wir oft bis in die Nacht hinein diskutiert.

*London, 9. Oktober*

Die heutigen Zeitungen drucken Einzelheiten über Dumbarton Oaks. Der neue Völkerbund – vielleicht der Menschheit letzte Chance? – wird einfach ‚The United Nations‘ (Die Vereinten Nationen) heissen und über jene Zähne verfügen, die dem Völkerbund fehlten, indem er ermächtigt ist, entsprechende Luft-, Land- oder Marineaktionen zu starten, wie sie ‚nötig sind, um internationalen Frieden und Sicherheit aufrechtzuerhalten oder wiederherzustellen‘.

*Paris, 19. Oktober*

Endlich! Wie unterscheidet sich *dieses* Paris doch von dem, das ich in den tragischen Junitagen 1940 erlebte (wie fern sie erscheinen!), als ich mit der deutschen Armee in die Stadt einrückte. Damals waren die Strassen und die grossen Boulevards menschenleer, die Rolläden herabgelassen, Geschäfte, Cafés und Bistros geschlossen. Die Strassen gehörten den daherstolzierenden Preussen. Heute ist die Pest verschwunden, die Strassen sind belebt und voll von geschäftigen Franzosen, endlich wieder frei und diese Freiheit lustvoll geniessend.

*Verdun, 6. November*

Strömender Regen, draussen knöcheltiefer Morast, die Kaserne bitterkalt und sogar ohne Latrinen – warum konnten die Franzosen, die diese Gebäude nach dem letzten Krieg errichtet haben, ihren Soldaten keine angenehmeren Quartiere geben ...? Jetzt ist hier das Hauptquartier unserer 12. Army Group, bestehend aus der 1., 3. und 9. Armee.

Seltsam ist diese Rückkehr nach Verdun, dem Ruhm Frankreichs im letzten Krieg, obwohl es zum grausigen Leichenfeld wurde. Erinnerst du dich an deinen letzten Besuch hier, an jene Junitage vor vielen Jahren, an die Radtouren mit Camille?

Das war 1926, und das Gras war bereits wieder gewachsen über der Stätte des riesigen Gemetzels, und ihr beide standet an dem ,heiligen Schützengrabens aus dem einst die Bajonette der von einer Granate getöteten und verschütteten Poilus noch herausgeragt hatten, ihr standet an den Ruinen der Forts Douaumont und Vaux, wo mutige Franzosen die heranflutende Armee des deutschen Kronprinzen zurückgeschlagen hatten. All das betrachtetet ihr als Museumsstücke, als Relikte des letzten grossen Krieges eurer Zeit.

Der letzte grosse Krieg! Für euch, so dachtet ihr, würde nun immer Frieden sein, immer würde es Junitage auf dem Lande geben wie diese – ihr Narren mit euren wunderbaren Junitagen und einer Freundschaft, aus der vielleicht angesichts des kommenden Sommers Liebe werden konnte.

*Spa, Belgien, 7. November*

Hierher kamen Hindenburg und Ludendorff am 9. September 1918, um ihrem Kaiser in seinem Quartier im Hotel Britannica mitzuteilen, dass alles aus und der Krieg verloren war. In eben diesem Hotel Britannica fand ich heute Abend, nach langem Herumlaufen in den stockdunklen Strassen, das Hauptquartier von General Hodges, Befehlshaber der 1. Armee der US-Army.

*Aachen, Deutschland, 8. November*

Heute kam ich nach Deutschland zurück, zum ersten Mal wieder seit meiner Abreise aus Berlin Ende 1940. Damals hatte ich mir gesagt: ‚Niemals mehr möchte ich diese Stadt sehen oder dieses Deutschland oder diese deutschen Menschen^ Das Schicksal aber – und mein Job – haben es anders gewollt.

Ich sah diese Menschen heute wieder – einige von ihnen – und einen kleinen Zipfel ihres Landes und diese frühere deutsche Kaiserstadt. Es ist nicht viel von einer Stadt mehr übrig ausser einem riesigen Trümmerhaufen. Die Menschen, einst so arrogant, einst der Weltherrschaft so sicher, erscheinen als traurige Spezies. Sie sind geschlagen, sind Verlierer. Und das wissen sie und zeigen es auch, wenn sie in den Trümmern herumstochern und sich bei Anbruch der Nacht in ihre Kellerlöcher zurückziehen.

Die ersten Eindrücke dieses Tages fasse ich in einem Bericht für die ‚New York Herald Tribune‘ zusammen, der noch am gleichen Abend übermittelt werden muss:

‚Hier in der Stadt Karls des Grossen, wo der Korrespondent einst Adolf Hitler tönen hörte, sein Drittes Reich werde tausend Jahre währen, wenn nicht länger, kann man den Nazismus sehen, tot inmitten von Ruinen.

Krumme und gebrochene Deutsche jeden Alters, zumeist jedoch alte Menschen, graben in den Trümmern, die von der einst stolzen Stadt mit 160'000 Einwohnern übriggeblieben sind. Aus Stellungen hinter der Stadt feuert die amerikanische Artillerie, ihre Granaten explodieren in den unweit gelegenen deutschen Stellungen. Gelegentlich feuern die

1944 Deutschen zurück und vergrössern damit die totale Zerstörung dieser deutschen Stadt. Zivilisten – ein wenig noch unter dem Schock der Bombardierungen und schockiert davon, dass der Krieg, den Hitler so lange in fernen Ländern führte, nun in seine Heimat zurückkehrt und ihre deutschen Häuser vernichtet – machen gelegentlich eine Pause beim Graben und verfluchen die ‚braune Pest‘, womit sie die Nazis meinen. Sie graben und fluchen, und wenn die Nacht anbricht, kriechen sie in ihre Kellerlöcher zurück, dunkel, kalt und feucht, wo sie eine spärliche Abendmahlzeit zubereiten.

Bedauernswerte Menschen, mag man denken. Doch ich habe sie in der gleichen historischen Stadt vier Jahre zuvor erlebt. Damals waren sie weder krumm noch gebrochen, standen nicht unter Bombenschock. Damals verfluchten sie keine ‚braune Pest‘. Sie jubelten ihr zu. Denn die Nazis hatten, wie die Menschen glaubten – einige von ihnen gestanden es mir heute ein –, einen grossen Krieg gewonnen. Vor ihren Fenstern flatterten die Hakenkreuzfahnen, die Bürger grüssten einander mit laut schallendem ‚Heil Hitler!‘

Wenn heute Hitler erwähnt wird, dann mit einem Fluch. Und das aus sehr einfachem Grund. Er hat Deutschland den Untergang gebracht – einen Untergang, von dessen Möglichkeit die Menschen vor vier Jahren nicht einmal geträumt hätten.’

#### *Paris, 11. November*

Das war ein bemerkenswerter und glücklicher Tag in meinem Leben!

In jüngeren Jahren war ich oft am Waffenstillstands-Tag über die Champs Elysées geschlendert, war die breite Avenue bis zum Arc de Triomphe entlanggegangen, hatte dort unter dem Bogen die ewige Flamme am Grabmal des unbekanntenen Soldaten betrachtet und inmitten der Menschenmenge die Parade der französischen Truppen erlebt. Für gewöhnlich war das ein rauher, trüber und regnerischer Herbsttag. Mit den Jahren verblassten die Erinnerungen, und das ganze schien längst nicht mehr so bemerkenswert zu sein, wie es einst gewesen war. Man vergass so viel: die Toten des Krieges und warum sie gestorben waren.



Meine eigene Generation, ihren Zynismus pflegend, glaubte nicht an den Krieg. Wir waren ziemlich sicher, dass die Toten von 1914-1918 ihr Leben umsonst gelassen hatten. Wäre dieser unbekannte Kamerad am Leben, so dachten wir, er würde uns zustimmen. Sein Opfer hatte nichts genützt. Schaut doch auf unsere verkommene, selbstsüchtige, streitende, unehrliche, verdorbene Welt! War sie etwa besser geworden durch all die Toten des Krieges? Der unbekannte Soldat – seien wir doch ehrlich – hatte keine Wahl gehabt. Vielleicht hatte er nicht den geringsten Wunsch verspürt, sein Leben zu opfern. Vielleicht hatte er sogar das Leben als sehr lebenswert empfunden. Man hatte ihn einberufen wie alle Männer in Frankreich, hatte ihm ein Gewehr in die Hand gedrückt und ihn an die Front geschickt. Dort hatte ihn dann eine Kugel oder ein Granatsplitter getroffen und in den Schlamm geschleudert. Ein grosses Unheil hatte aus ihm einen Helden gemacht, allerdings einen nicht identifizierten. Seine Ehrung war zum Kult geworden – besonders am 11. November jeden Jahres.

Doch mir schien damals, dass mit jedem Jahr weniger Menschen am Waffenstillstands-Tag zu den Champs Elysées pilgerten. Sie blieben lieber daheim und genossen den Feiertag beim Spiel mit den Kindern oder gingen in ein Bistro, ein Café, eine Bar, wo sie sich betranken und mit einem Mädchen flirteten. Auch ich verhielt mich zunehmend so. Schliesslich ging ich gar nicht mehr hin. Zum Teufel mit all diesen Kriegs-Gedenktagen ...

Heute aber war der Tag in seinem wahren Glanz aufstanden. Inmitten einer Million Pariser, die die Champs Elysées vom Arc de Triomphe bis zur Place de la Concorde säumten, konnte der Amerikaner die Auferstehung einer grossen Nation hautnah spüren und die Auferstehung der Menschen, die sie ausmachen. Es ist sehr schwierig, einigermassen genau die Gefühle jener riesigen Menschenmenge zu beschreiben, die sich entlang der Strasse versammelt hatte. Denkt man aber daran, was diese Menschen durchgemacht haben, den Verrat ihrer eigenen Führer, vier Jahre Sklaverei unter den deutschen Barbaren, dann plötzlich die Befreiung durch ihre Freunde – so beginnt man zu verstehen.

1944 Am frühen Morgen, als sie sich zu versammeln begannen, erschienen sie mir zunächst in einem Zustand mühsam unterdrückter Erregung. Sie mussten sich gewissermassen in den Arm kneifen, um glauben zu können, dass das, was sie an diesem Tag taten und erlebten, was sie waren – nämlich wieder frei –, tatsächlich die Realität darstellte. Sie sprachen ruhig miteinander oder auch nicht so ruhig, sie standen an der Strasse und warteten.

Dann plötzlich geschah etwas. Die jahrelang unterdrückten Emotionen brachen auf. So etwas hatte ich noch nie zuvor erlebt. Es war kurz vor dem traditionellen Beginn der Zeremonie um elf Uhr morgens. Unten an der Place de la Concorde hörten wir die Hochrufe zuerst aufbrausen. Doch es waren keine gewöhnlichen Hochrufe. Es war ein ungeheures Tosen – selbst aus dieser Entfernung. Dort, wo ich stand, wusste keiner den Grund dafür. Einige elegante Limousinen bewegten sich langsam die Avenue herauf. Im ersten Wagen musste de Gaulle stehen und salutieren. Er war populär aufgrund seiner Heldentaten. Aber er war kein Mann, der eine Menschenmenge in Rage versetzen konnte.

Doch dann erkannten wir die Ursache. Die Wagen kamen näher. De Gaulle stand wie erwartet kerzengerade im ersten. Der Aufruhr aber war dem Mann an seiner Seite geschuldet. Dort stand nämlich Winston Churchill, mit einem Leuchten in seinem Engelsgesicht, wie ich es nie zuvor gesehen hatte, und winkte majestätisch nach rechts und links. Er wurde in diesem Moment zu einem mächtigen Symbol für all die versammelten Menschen, zum Symbol der Befreier Frankreichs. Und da kein einziger in der riesigen Menge erwartet hatte, ihn bei diesem Anlass zu sehen, wirkten die totale Überraschung und das blitzartige Erkennen des Mannes – von dem alle wussten, dass man ihm mehr als jedem anderen die Rettung verdankte – wie ein Zündfunke für das explosive Material, das so lange und so tief in jedem von ihnen verborgen gelegen hatte. Aus Sicherheitsgründen, damit die Deutschen nicht etwa den Durchbruch von ein oder zwei Kampfflugzeugen versuchen konnten, hatte man Churchills Kommen nach Paris sorgfältig geheimgehalten.

Sein Erscheinen rief unbeschreibliche Szenen herauf. Man

konnte tatsächlich sehen, wie Menschen vor Freude wahn-sinnig reagierten. Sie schrien wie wild, gepackt von einer grossartigen Hysterie. Sie riefen, stampften und gestikulierten, sie umarmten sich stürmisch, wobei sie jedoch die Augen nicht von dem Mann im Auto liessen. Dann, nachdem er vorbeigefahren war, die Reaktion: Fast alle um mich herum waren in Tränen ausgebrochen ... Dankbarkeit ist auf dieser Welt nicht gerade häufig anzutreffen; die Franzosen aber, nicht gerade bekannt dafür, zeigten sie heute. Wahrscheinlich wird sie nicht von allzulanger Dauer sein. Nach dem letzten Krieg hatte man in Mailand und Rom Woodrow Wilson auf gleiche Weise begrüsst, nur ein Jahr später verfluchten ihn dann die Italiener als schmutzigen Betrüger. Vielleicht wird Churchill ein gleiches Schicksal erwarten. Darüber aber machte sich heute niemand Gedanken. Der Augenblick war zu überwältigend.

Am Nachmittag fuhr ich mit Sonja zum Wald von Compiègne hinaus. Dort war ein kleines Zeremoniell angekündigt, das ich sehr gern miterleben wollte – war ich doch auch Zeuge des letzten Ereignisses in diesem Wald gewesen, an jenem schwarzen 22. Juni 1940, als die Deutschen Frankreich ihren Waffenstillstand diktiert hatten. Durch die Fensterscheiben eines alten französischen Eisenbahnwaggons – des gleichen, in dem der Waffenstillstand vom 11. November 1918 vereinbart worden war – hatte ich damals die unerträgliche Zeremonie beobachtet. Die Deutschen waren äusserst arrogant aufgetreten, einige der Franzosen hatten geweint, und ich hatte beinahe alle Hoffnung aufgegeben. Doch nur beinahe. Vielleicht werde ich den Tag erleben, sagte ich mir im tiefsten Inneren, da Deutsche und Franzosen sich erneut in diesem schon schäbigen Waggon gegenüber sitzen, und dann wird beim dritten Mal die Konstellation wieder so sein wie beim ersten Mal. Das schien nicht wahrscheinlich, aber vielleicht konnte es dennoch eintreten. Die Geschichte ist doch voll von phantastischen Schicksalswendungen.

An jenem Nachmittag des 22. Juni vor vier Jahren hatte es sich gefügt, dass ich als erster der Welt die Neuigkeit melden konnte, Frankreich habe den Waffenstillstand unterzeichnet und sei – wenigstens im Moment – am Ende. Kurz nach mei-

1944 ner Reportage hatte es zu regnen begonnen. Ich war auf die Lichtung hinausgetreten, um den Himmel zu begutachten. Eine Schar deutscher Techniker war bereits mit lebhaften Rufen dabei, den historischen Waggon abzutransportieren.

«Wohin kommt er?» hatte ich gefragt.

«Nach Berlin», lautete die Antwort.

Man hatte ihn dann tatsächlich nach Berlin gebracht und dem gaffenden ‚Herrenvolk‘ als Symbol grosser Revanche und höchsten Triumphes gezeigt. Eine alliierte Bombe hat ihn später vernichtet. Vielleicht – so dachte ich immer gern – hatten die abergläubischen Deutschen das als böses Omen verstanden. Denn der Sieg, der noch 1940 so sicher schien, war zu dieser Zeit schon fraglich geworden.

Als Sonja und ich bei der kleinen Lichtung im Wald von Compiègne ankamen, war es schon beinahe dunkel. Etwa 3'000 Menschen hatten sich versammelt, die meisten aus den naheliegenden Dörfern. Je eine Abteilung französischer und amerikanischer Truppen war präsent, dazu zahlreiche Offizielle. Ich erkannte das bärtige Gesicht des alten Jules Jeanneney, seinerzeit Senatspräsident, der sich geweigert hatte, den Verrat von Pétain und Laval mitzuvollziehen.

Die Lichtung selbst war leer, mit Ausnahme der Statue von Foch. Aus irgendeinem Grund hatten die Hunnen sie stehenlassen. Sämtliche anderen Denkmäler waren gesprengt und entfernt worden. Jetzt wuchs an diesen Stellen Gras, auch dort, wo einst die Gedenksäule Elsass-Lothringens gestanden hatte. Von hier aus hatte ich vor vier Jahren Hitler beobachtet, wie er aus seinem Wagen stieg. Das Denkmal hatte man mit deutschen Kriegsflaggen aufgehängt, so dass er und seine Bande nicht auf das Schwert der Alliierten schauen mussten, das einen grossen und todmatten Adler durchbohrte, der das kaiserliche Deutschland von 1918 symbolisierte. So etwas wollte der Führer nicht sehen, und er wollte auch nicht die Inschrift lesen mit dem Wortlaut: ‚Gewidmet den heldenhaften Soldaten Frankreichs – den Verteidigern des Landes und des Rechts – den ruhmreichen Befreiern von Elsass-Lothringen.‘

Ein weiteres Denkmal hatte mich damals sehr interessiert. Jetzt sah ich sofort und zu meiner grossen Freude, dass es eilig und pro-

visorisch wiedererrichtet worden war, aus Holz und Leinwand. Vor vier Jahren war es ein grosser Granitblock gewesen, mitten auf der Lichtung. Und am Tage seines grössten Triumphes war Hitler mit seinen kurzen Beinen darauf zugeschritten und hatte dann trotzig und voller Wut auf die vielsagenden Worte gestarrt: HIER ERLOSCH AM 11. NOVEMBER 1918 DER VERBRECHERISCHE HOCHMUT DES DEUTSCHEN REICHES, BESIEGT VON DEN FREIEN VÖLKERN, DIE ES ZU VERSKLAVEN SUCHTE.

„Hitler liest es“, notierte ich damals in mein Tagebuch, „sie alle lesen es, in der Stille der Junisonne stehend. Ich blicke nach dem Ausdruck in Hitlers Gesicht... Ich habe dieses Gesicht oft gesehen, in grossen Momenten seines Lebens. Aber heute! Es ist rot vor Zorn, Wut, Hass, Rache, Triumph. Er wendet sich von dem Monument ab und bringt es fertig, sogar diese Geste zu einem Meisterwerk an Verachtung zu machen. Noch einmal blickt er sich um, geringschätzig, wütend – wütend, so fühlt man, weil er die schrecklichen, provokanten Worte nicht wegwischen kann mit einem Tritt seiner preussischen Stiefel ...“

Dafür liess er sie wenige Tage später wegsprengen. Doch nun, im scharfen Dämmerlicht dieses Abends, viereinhalb Jahre später, standen sie wieder da! Obwohl ein stämmiger amerikanischer Militärpolizist mich beiseitedrängen wollte, ging ich hin, um die wunderbaren Worte erneut zu lesen. Wie sollte ich wohl dem Hohlkopf von M. P. erklären, was sie bedeuteten?

Die Sonne war nun ganz hinter den Bäumen verschwunden, und es wurde dunkel. Plötzlich traten neun junge Resistance-Kämpfer in weissen Hosen und Hemden auf die Lichtung. Sie trugen eine brennende Fackel, die um elf Uhr morgens an der Flamme beim Grabmal des unbekanntes Soldaten entzündet und dann in einer Stafette die hundert Kilometer von Paris bis hierhergebracht worden war. Nun wurden damit neun kleine Pylonen entzündet, die rund um das kleine Denkmal standen, ganz in meiner Nähe. Kurz zuvor hatte ich die Buchstaben in der Dunkelheit kaum erkennen können. Jetzt aber traten die Worte unter dem flackernden Licht deutlich hervor. Man spürte die Erregung rund um

1944 die kleine Lichtung in dem dunklen Wald. Eine Zeitlang sprach keiner ein Wort. Das Schweigen aber war beredt. Es bedeutete gleichermassen Wiedergutmachung, Reinigung – und jeder schien das zu fühlen. Doch natürlich musste gesprochen werden. Ich konnte sehen, wie der alte Jeanneney, dessen weisses Haupt- und Barthaar im flackernden Licht silbern leuchtete, sich räusperte und bereit machte. Neben ihm stand André Diethelm, der Kriegsminister. Auch er würde wohl sprechen.

«Lass uns gehen», flüsterte ich Sonja zu.

Ich nahm ihren Arm und führte sie weg. Wir stolperten in der Dunkelheit durch die Bäume, fanden unseren Wagen und fuhren nach Paris zurück.

*Paris, 22. November*

Heute in der Nationalversammlung im Palais Luxembourg gewesen, um zu sehen, was los war. De Gaulle hielt die Hauptrede. Er ist ein ziemlich guter Redner, als Mensch aber formell und steif. Und er spricht mir zuviel über *la grandeur de la France*, darüber, dass Frankreich wieder ‚eine grosse Weltmacht‘ sein wird, und über ‚den glorreichen Sieg von La France‘.

Frankreich besass Grösse, und es wird sie wieder besitzen. Es wird auch wieder eine Weltmacht werden. Frankreich – das ist nicht nur eine Nation, es ist eine Idee, eine Zivilisation, eine Lebensart. In unserer halb barbarischen Welt brauchen wir es nötig. Aber man macht eine Nation nicht zur grossen Macht, indem man *erklärt*, sie sei eine; und man stellt Grösse nicht durch Reden wieder her. Den französischen Freunden kann man dies allerdings nicht sagen, sie sind in diesem Moment viel zu empfindlich. Mit Ausnahme allerdings eines jungen Schriftstellers, Camus, der in seinen Artikeln in der Zeitung ‚Combat‘ – die hellstichtigsten Beiträge, die ich jemals in irgendeiner Zeitung gelesen habe – versucht, die Franzosen auf den Boden der Tatsachen zu bringen.

*Paris, 23. November*

Thanksgiving Day, ich feierte ihn unter lauter Briten auf einer Party, zu der mich der stellvertretende alliierte Oberkommandie-

rende Sir Arthur William Tedder in seine Villa nach Versailles eingeladen hatte. Viel jugendlicher als die meisten Spitzengeneräle, erwies er sich als äusserst interessanter und intelligenter Bursche. Ich habe viel gelernt...

*An der Front im westlichen Deutschland, bei unserer 1. Armee.*

28. November

Der Himmel klarte auf, als ich heute Morgen zusammen mit Lee Stowe zur vorderen Front startete. Man konnte Schwärme von mittelschweren Bombern und Jägern sehen, die über uns hinwegflogen und die deutschen Linien vor uns angriffen. Unsere Späher – Maschinen vom Typ Piper – flogen emsig hin und her, manchmal fünf auf einmal, lokalisierten Ziele für unsere Artillerie und suchten nach Anzeichen für Feindbewegungen. Unsere Artillerie erzeugte mörderischen Lärm, besonders einige grosse Geschütze, die ganz aus der Nähe feuerten. Das Hauptquartier der Ersten Division fanden wir erheblich weiter vorn als beim letzten Besuch. Die Division selbst war dabei, den Ort Langerwehe einzunehmen. Wir fuhren los, um sie zu suchen, gelangten aber nicht bis dorthin. Die deutsche Artillerie hatte die Strasse ziemlich genau unter Beschuss, wir kamen nur äusserst langsam vorwärts, es sei denn, man wollte rasch getötet werden. Endlich erreichten wir den Befehlsstand einer Kompanie, untergebracht im Keller eines Bauernhauses in einem verwüsteten kleinen Dorf. Direkt vor uns wurde gekämpft, doch die jungen Offiziere, klüger und erfahrener als wir, liessen uns nicht weiterfahren. Seltsam, wie wenig man vom tatsächlichen Kampf der Infanterie mitbekommt, selbst wenn man bei einer Kompanie an der vordersten Frontlinie ist.

Man schickte uns zum Bataillonsstab zurück, in die Schule des Dorfes. Auf dem Hof wurden leichte Geschütze gefechtsbereit gemacht. Jemand hatte irgendwie die Stellungen des Feindes lokalisiert, und sehr bald begannen die kleinen Dinger zu feuern. Dieser Kampf war äusserst unpersönlich. Die Deutschen schienen sehr weit entfernt zu sein. Man konnte sie nicht sehen. Man konnte nicht einmal sehen, wo

1944

unsere Granaten einschlugen. Sie flogen über einen bewaldeten Hügel, wahrscheinlich sogar über mehrere. Ihr Einschlagort war lediglich eine Markierung auf der Karte. Die Zielangaben wurden vom anderen Ende einer Feldtelefonleitung korrigiert. Wahrscheinlich sah man auch dort nicht allzuviel. Man übermittelte lediglich Angaben, die über Funk von den Aufklärungsflugzeugen kamen.

Die kämpfende Kompanie hatte an diesem Tag bereits zweiundvierzig Gefangene gemacht. Sie standen vor der Schule und sahen äusserst niedergeschlagen und verzweifelt aus – meist alte oder sehr junge Männer. Einer sagte, er sei fünfzehn Jahre alt, ein anderer sogar erst dreizehn. Auch zwei Frauen waren unter den Gefangenen.

Am Nachmittag, als man die Gefangenen ins Hinterland gebracht hatte, um sie aus der Reichweite des deutschen Artilleriefeuers zu entfernen, bat man Lee und mich um Hilfe bei der Befragung der Leute, da wir deutsch sprachen. Es war eine lehrsame, jedoch wenig erfreuliche Erfahrung. Die meisten der Deutschen plapperten lediglich Goebbels' übliche Propaganda-Phrasen nach, wie Papageien. Das brachte Lee zum Kochen. An einem Punkt, als ein bebrillter Kraut mittleren Alters davon zu sprechen begann, wie grausam die russischen Truppen vorgingen, wie grossartig sich dagegen die deutsche Armee in Russland verhalten habe, und danach fragte, warum wir nicht unseren Kampf gegen die Deutschen einstellen und gemeinsam mit ihnen gegen die Russen kämpfen würden – da schrie Lee den elenden kleinen Mann wütend an. Lee war 1942 für einige Zeit bei den russischen Truppen gewesen und hatte selbst erlebt, wie die Nazibarbaren in Russland wüteten. Er regte sich furchtbar auf, ich aber konnte seine Wut nicht teilen. Der Kerl da vor uns machte mich lediglich niedergeschlagen und traurig. Es schien so, als könne nichts, aber auch nichts einen Quadratschädel jemals verändern. Diese Deutschen waren davon überzeugt, dass sie den Krieg zu Recht führten und, mehr noch, dass sie ihn gewinnen würden.

«Wie zum Teufel könnt ihr ihn gewinnen?» fragte ich den Mann mit der Brille, einen ehemaligen Buchhalter bei IG Farben, wie er angegeben hatte.



«Geheimwaffen», gab er zurück. Man konnte sehen, dass er dies tatsächlich glaubte. «Der Führer hat sie versprochen», meinte er ziemlich blasiert.

Mich interessierten die beiden weiblichen Gefangenen. Wir befragten sie in einem Extraraum, getrennt von den anderen. Wie sich herausstellte, waren es Russinnen. Sie seien neunzehn Jahre alt, sagten sie. Sie hiessen Soja und Dusja und kämen aus einem Dorf in der Nähe von Charkow. Als die Deutschen in die Ukraine einrückten, waren sie sechzehn gewesen. Wie Millionen anderer Russen hatte man sie als Sklaven nach Deutschland gebracht.

Soja sprach ziemlich fließend deutsch. Das habe sie in Russland in der Schule gelernt, berichtete sie, und hinzugekommen sei die Praxis in Deutschland während der letzten drei Jahre. Was sie erzählte, war schrecklich – die Geschichte einer Sklavin des 20. Jahrhunderts bei den Hunnen. Ich kann sie hier nicht ausführlich wiedergeben, nur in den wichtigsten Punkten.

Zuerst brachten die Deutschen sie zur Arbeit auf einen Bauernhof. Dort musste sie schwer schuften, viele Stunden täglich, das Essen langte gerade, um auf den Füßen bleiben zu können. Und der Bauer war ständig hinter ihr her, um sie entweder zu schlagen oder zu vergewaltigen – gewöhnlich beides. Am Ende lief sie weg. In der nächsten Stadt wurde sie aufgegriffen und zur Zwangsarbeit in eine Textilfabrik gebracht.

Lohn? Einige wenige Mark pro Monat. Essen? Täglich Spinat. Sonntags Kartoffeln. Niemals Fleisch. Unterkunft? Fünfhundert russische Frauen zusammengepfercht in einer leerstehenden Lagerhalle. Wenn sie Glück hatten, vielleicht ein Schulhaus. Doch die Jahre in der Fabrik seien die besten gewesen, erklärte Soja. Als sich von Westen die britischen und amerikanischen Truppen Deutschland näherten, holte man die Frauen aus den Fabriken und transportierte sie mit Viehwaggons in Richtung Front. In den Städten hinter den deutschen Linien habe man sie buchstäblich wie Sklaven auf Auktionen feilgeboten. Ich fragte, was sie damit meinte.

Sie seien in einer Schule oder einem Rathaus zusammengetrieben worden, erklärte Soja. Dann kamen Bauern aus der Umgebung, örtliche Unternehmer und Handwerker, Ar-

1944

meeoffiziere und meldeten beim Aufseher ihren Bedarf an. «Ich brauche zehn Frauen für die Ernte», erklärte ein Landwirt. «Wenn meine Produktion weiterlaufen soll, brauche ich sofort dreissig dieser russischen Mädels», sagte ein kleiner Fabrikbesitzer. Und ein Hauptmann der Wehrmacht forderte fünfzig Frauen zur Trümmerberäumung in einer Stadt unter amerikanischem Artilleriebeschuss an. Und alle erhielten ihre Arbeiterinnen, sie wurden verhökert wie Sklaven. Soja und Dusja waren als Trümmerfrauen in jene Stadt gekommen, die wir heute eingenommen hatten. Als die deutschen Truppen flüchteten, waren sie in einen Keller gekrochen und hatten sich dort versteckt. Sie wären um ein Haar getötet worden, als eine Gruppe Gis, immer auf der Hut vor deutschen Heckenschützen, Handgranaten geworfen hatte. Doch nun waren sie am Leben und wollten zurück nach Russland, wie sie sagten. Der verantwortliche amerikanische Offizier zeigte sich etwas verwirrt.

«Das kommt in meinen Vorschriften nicht vor», grunzte er. Draussen feuerten gerade unsere schweren Geschütze, so dass der Boden zitterte und der Raum dröhnte. «Hier steht nichts davon, was ich mit Damen zu tun habe, die gefangengenommen werden. Doch ich will verdammt sein, wenn ich sie wieder zu den Krauts zurückschicke!»

*Paris, 1. Dezember*

Jetzt ist schon Dezember, in einem Monat ist das Jahr 1944 vorbei, die Zeit verfliegt, doch der Krieg ist im Westen (beinahe) zum Stillstand gekommen; so auch mein Leben (beinahe) – wie das aller anderen ...

*Paris, 4. Dezember*

Mittagessen mit Yvonne, einer alten Liebe von vor achtzehn Jahren. Die Zeit hat ihrem Aussehen bemerkenswert wenig anhaben können, doch sie hat uns beiden eine Menge anderes zugefügt, wie ich spürte ...

*Paris, 5. Dezember*

Traf zufällig Erika Mann, die eben im Elsass und in Aachen war. Sie sei davon überzeugt, meinte sie, dass die Deutschen heutzutage

allesamt schizophren wären. Ich konnte dem zustimmen. Doch welche Gefühle müssen sie bewegen und ihren Vater, einen der grössten Schriftsteller der Welt, da sie beide doch auch Deutsche sind und diese Menschen ihre Landsleute? Gorki hasste in seinem Exil das zaristische Regime, doch er liebte das russische Volk und glaubte an dieses Volk. Doch Thomas Mann? Er verabscheut, was aus den deutschen Menschen unter dem Nazismus geworden ist. Eine seltsame und tragische Situation.

Heute Morgen ein halbstündiges Gespräch mit General Eisenhower draussen in Versailles. Er schien nicht so forsch zu sein wie noch bei seinem Pressebriefing vor zwei oder drei Wochen. Dennoch zeigte er sich voller Zuversicht. Die Deutschen, so gab er zu, hatten Zeit gehabt, ihre Truppen im Westen neu zu formieren und aufzufrischen, ihre Befestigungen entlang und hinter der Siegfried-Linie zu verstärken, und leisteten erbitterten Widerstand. Wir würden sie jedoch mit unserer Übermacht an Artillerie und Luftstreitkräften in die Knie zwingen.

Wir hatten eine lange, zuweilen fast philosophische Diskussion über die Grenzen der deutschen Ausdauer, stimmten jedoch darin überein, dass niemand diese Grenze tatsächlich kalkulieren könne.

Die Deutschen können vielleicht schon morgen kapitulieren oder auch noch Monate durchhalten. Er meinte, es gäbe keine Anzeichen für einen raschen deutschen Zusammenbruch, weder an der Heimatfront noch in der Armee ...

Eisenhower ist tatsächlich der Kopf eines titanischen Organismus, neben dem sich die grössten Konzerne der Welt wie Zwerge ausnehmen. Er scheint über grosse Führungsqualitäten zu verfügen, ist besonnen und hat wahre Wunder dabei vollbracht, dass Briten und Amerikaner wirklich als Team operieren. Das ist in der Tat eine grosse Leistung, da unsere Leute nicht naturgemäss den Briten zugetan sind. Man spürt das innerhalb unserer Armee, doch Eisenhower steht dafür, dass solche Regungen die Aktionen nicht gefährden können.

Dennoch bezweifle ich, dass unsere Menschen daheim, ebenso wie die Briten, sich klar darüber sind, dass diese ver-

1944 bündete westliche Armee hauptsächlich eine amerikanische ist. Die Briten haben bei der Einnahme von Antwerpen gute Arbeit geleistet (gut, aber langsam; Montgomery ist – im Gegensatz zu seinem Mythos – äusserst vorsichtig). Die meisten unserer Offiziere an der Front haben das Gefühl, die Briten seien müde und der Offensivdrang müsse von uns kommen, was ja auch der Fall ist.

Das war ein äusserst geschäftiger Tag für mich. Um vier war ich bei Madame Bradley zu Gesprächen wegen eines französischen Verlegers für das *Berliner Tagebuch*. Später kamen einige Résistance-Schriftsteller dazu. Zuerst Vercors, der Autor von *Das Schweigen des Meeres*, ein spatmungsgeladener, dunkelhaariger, schmaler Bursche Mitte dreissig. Er erzählte einige wunderbare Geschichten von den Gefahren beim heimlichen Veröffentlichen während der Nazibesatzung. Einige waren lustig, und wir lachten darüber. Doch damals, so ging es mir durch den Kopf, waren die Ereignisse gewiss nicht lustig gewesen. Diese Schriftsteller hatten ihren Hals riskiert, von Qual und Folter nicht zu reden, um ihre Werke zu publizieren – Gedichte, Essays, Erzählungen, Kurzromane, Reportagen –, mit denen die Integrität und Selbstachtung der französischen Literatur und, wichtiger noch, der französischen Männer und Frauen unter dem deutschen Stiefel bewahrt wurden.

Freilich hatten nicht wenige französische Autoren ihren Frieden mit Hitlers neuer Ordnung gemacht und geschrieben, was den neuen Herren genehm war. Ohne die Stimme des wirklichen Frankreich wäre dieses Frankreich gestorben und für immer aus dem Gedächtnis der Welt verschwunden. Doch diese Stimme wurde gehört, und viele französische Schriftsteller und Künstler hatten zu leiden, weil sie diese Stimme erklingen liessen. Einige wurden von den teutonischen Barbaren und ihren französischen Marionetten ermordet. Jacques Decour, Mitgründer von ‚Les Lettres françaises‘, einer heldenhaften französischen Literaturzeitschrift des Widerstands (in der einige der grössten Geister Frankreichs ihre Lyrik und Prosa veröffentlichten und damit der deutschen Unterdrückung entgegentraten), wurde von den Hunnen auf-

gespürt und erschossen. Saint-Paul Roux, ein Symbolist, und Max Jacob, Dichter, Maler und Jude, wurden von der Gestapo ermordet. Jean Giraudoux, einer der bedeutendsten Schriftsteller Frankreichs, wurde wahrscheinlich von den Deutschen vergiftet. Das nehmen jedenfalls seine Freunde an.

Zu dieser Zeit brauchte ein nicht korrumpierbarer Autor in Frankreich Mut, wenn er seine Stimme erhob. Das war eine Erfahrung, die unsere Schriftsteller in Amerika niemals gemacht haben. Wenn man auch froh ist, dass sie ihnen erspart blieb, so denkt man doch manchmal, dass ein wenig mehr Bewährungsproben für Mut und Integrität, als der Krieg für sie in Amerika bedeutete, durchaus nützlich gewesen wären. Dann wäre vielleicht der Drang zum grossen Geld nicht ganz so stark, der Ruf aus Hollywood nicht ganz so verlockend gewesen. Natürlich war die Teilnahme am Krieg eine solche Prüfung. Viele Schriftsteller meldeten sich zur Armee, doch ebenso viele auch nicht. Für einige der führenden Theaterkritiker des Broadway zum Beispiel – deren persönliche Kenntnis des qualvollen, brutalen Lebens unserer Zeit sich geographisch auf die Bars der 52th Street und den ‚White Way‘ von New York City beschränkte und die die meisten Kriegsstücke als ‚nichtig‘ abqualifizierten – lag der Krieg und was er den Menschen antat, insbesondere die grausamen Verbrechen der Nazis, um Welten entfernt von ihren eigenen friedvollen und begrenzten Erfahrungen ...

Wir redeten bis Viertel acht, dann musste ich zu einer Dinner-Verabredung mit den Bonnets ins Hotel Bristol. Henri war gerade zum französischen Botschafter in den USA ernannt worden, Vincent-Auriol, der Führer der Sozialisten (er wurde 1947 zum Präsidenten Frankreichs gewählt – W. S.), brachte seine Frau mit, wir hatten gute Gespräche ... Auriol sprach über die französische Haltung gegenüber Deutschland – etwas besorgt, da die meisten Sozialisten, besonders in London, aber auch hier, das Thema etwas blauäugig angehen. Sie weigern sich, aus der Geschichte oder der Erfahrung zu lernen und reden vom ‚Wiederaufbau Deutschland‘ durch Ermutigung der deutschen Arbeiten – als hätte man

1944

nicht genau das nach dem letzten Krieg getan und mit den bekannten verheerenden Ergebnissen. Auriol ist ein intelligenter Mann, der sehr viel über aussenpolitische Fragen nachgedacht hat, für die er in Frankreich als anerkannter Experte gilt. Er hat viel von einem Léon Blum und anderen französischen Sozialisten, dachte ich: ein wenig akademisch und stets dazu neigend, bei der Beantwortung einer Frage eine Ansprache zu halten. Doch da ich hier bin, um zu lernen, ging das in Ordnung.

Um Mitternacht zu Fuss nach Hause, im Regen. Und müde, angenehm müde.

*Paris, 8. Dezember*

Heute früh mit Madame Bradley zum Verlag Hachette, zur Unterzeichnung des Vertrags für die französische Ausgabe des *Berliner Tagebuchs*.

Ich fürchte, ich hatte ein wenig Katzenjammer, der fehlende Schlaf war mir anzumerken. Dazu war das Büro bei Hachette eiskalt, alle Leute sassen in Mänteln da. Nach der Vertragsunterzeichnung lud mich Madame Bradley in ein Café am Boulevard Saint-Michel ein – mir wohlbekannt, da ich 1925 (während meines ersten Jahrs in Paris) viele Stunden hier zugebracht und mich mit einer Ballett-Tänzerin von der Oper in französisch-englischer Konversation geübt hatte. Ich glaube, sie war damals mit einem amerikanischen Wissenschaftler zusammen und meinte, etwas Englisch würde der Beziehung guttun.

Ich dagegen war nicht nur an der Verbesserung meines Französisch interessiert, sondern auch an allem, was den Tanz betraf. War ich doch gerade Isadora Duncan begegnet, die mich dann öfters in ihr Studio hinter dem Café Dome einlud und mir, zwischen diversen Drinks, von den Wundern des Tanzes erzählte. Damals schrieb sie gerade ihre Memoiren und hatte wohl die seltsame Idee, ich könnte ihr dabei helfen. Ich erinnere mich, wie sie mir einige Seiten vorlas und – noch ehe ich stilistische Bemerkungen machen konnte, worum sie mich gebeten hatte – dann plötzlich abschweifte, sich an irgendetwas erinnerte und neue Drinks eingoss. Eines Tages hörte sie dann mit dem Vorlesen auf.

«Mein Gott», sagte sie, «ich bin schon bei Seite hundert und immer noch Jungfrau!»

Gegen Mitternacht füllte sich ihr Studio stets mit den verschiedensten Menschen, von Politikern bis zu Dichtern, und wenn sie in guter Verfassung war und genügend zu trinken hatte, tanzte sie wohl ihre berühmte Carmagnole, am Klavier begleitet von einem dünnen kleinen Russen, mit dem sie gerade zusammenlebte. Sie tanzte das mit einem scharlachroten, langen Schal – dem gleichen, mit dem sie sich wenig später strangulieren sollte, als er während einer Autofahrt an der Riviera in die Speichen des Vorderrads geriet.

*Paris, 10. Dezember*

Heute Nacht lieferte ich meine letzte Sendung aus Europa. CBS hat mich zurückbeordert ... Ein wenig fühlt man sich, zu Weihnachten nach Hause fliegend, wie eine Laus im Schafspelz, da doch so viele Amerikaner zur gleichen Zeit draussen in Schlamm und Schnee sterben.

*Paris, 11. Dezember*

Heute Vormittag kam Jacques Maritain bei mir vorbei, der berühmte französische katholische Philosoph. Ich will nicht vorgeben, seine Philosophie zu verstehen (habe das auch niemals wirklich ernsthaft versucht), doch ich bewundere den Mann, seinen *esprit*, und seinen Kampf, den er für das wirkliche, das grosse Frankreich geführt hat zu einer Zeit, da so viele intellektuelle Leuchten seines Landes vor der Prahlerei des Nazismus kapitulierten oder ihren verblendeten Geist an die kindischen Schwachköpfe von Vichy verkauften ... Für einen Konservativen und Katholiken besitzt Maritain erstaunlich viel Toleranz für Leute der Linken, einschliesslich der Kommunisten.

*Amerikanische Luftwaffenbasis, irgendwo auf den Azoren,  
12. Dezember*

Angenehme Überraschung: Unter den Mitreisenden tauchte Dorothy auf. Wunderschön, blond, schlank, blauäugig und von sanfter Natur, war sie bei den Amerikanern in Paris so gefragt gewesen, dass ich nicht viel von ihr zu sehen bekom-

1944

men hatte. Doch ich kannte ihre Geschichte. Das amerikanische Mädchen war daheim im Theater aufgetreten und hatte in Hollywood Filme gedreht. Ihr zweiter Ehemann, ein französischer Filmregisseur, war in Syrien getötet worden, wo er für das freie Frankreich gegen Bastard-Frankreich kämpfte. Während der deutschen Besetzung war sie in Frankreich geblieben, wo die Nazis sie verhafteten und internierten. Nach ihrer Freilassung war sie aktiv daran beteiligt, abgeschossene alliierte Piloten, die sich per Fallschirm hatten retten können, zu verstecken und auf Wegen des Untergrunds in die Freiheit zu bringen. Sie hatte wirklich ihren Hals riskiert, um einen Beitrag in diesem Krieg zu leisten, und das ist mehr, als die meisten von uns getan haben.

Wegen des Wetters werden wir nicht, wie geplant, um Mitternacht weiterfliegen können. So sind auch unsere zwölf deutschen Kriegsgefangenen, auf deren Lufttransport in die USA irgendein Bürohengst in Washington bestanden hatte, festgehalten. Den ganzen Tag von Paris bis hier haben sie uns in der Militärmaschine gegenübergesessen, noch in der Gefangenschaft ebenso arrogant wie alle deutschen Offiziere, denen ich jemals begegnet bin.

Nach dem Abendessen bin ich mit D. die Klippen über der See entlang spaziert. Es war eine wunderbare tropische Nacht, sie gestand mir, dass sie im Frühjahr, wenn sie wieder nach Paris fahren würde, meinen alten Freund J. heiraten werde. Sie spürt ein wenig Bange, wie Amerika wohl aussehen wird – wie wir alle, die wir so lange von zu Hause fort waren. Die Sanftheit der Nacht war unbeschreiblich. Ist es denn möglich, dass all die Scheusslichkeiten des Krieges – Schlamm, Schnee, die schrecklichen Strapazen, der Leichengestank entlang der Strassen, die verstümmelten Verwundeten in den Lazaretten – nur zwölf Flugstunden von dieser trostreichen, himmlischen Insel entfernt liegen?

*Bronxville, N. Y., 14. Dezember*

Zu Hause. Und Tess und die Kinder (die wachgeblieben waren) und die Kälte draussen und diese wunderbare klare Dezembernaut in diesen gesegneten USA!

Und der Krieg – mit seinem Schnee, Schlamm und Totengeruch



– so weit vom warmen Herd entfernt, dass man meint, man sei von einem anderen Planeten hierhergefliegen. Es ist fast zu gut, um es verdient zu haben. Warum, so frage ich mich, darf ich das geniessen, und nicht auch all jene Männer meines Landes, die zur gleichen Zeit einsam in fremden Städten und in Schützengräben Westeuropas zugrunde gehen.

Dann zu Bett, todmüde vom Flug, erregt von Glück und Dankbarkeit, und doch – beinahe beschämt angesichts meines persönlichen guten Schicksals.

*New York, 21. Dezember*

Die Deutschen haben die Frontlinie unserer 1. Armee in Belgien durchbrochen, ihr Vorstoss konnte verlangsamt, aber nicht gestoppt werden. Wenn man einer Menge saturierter Leute hier zuhört, so ist der Krieg praktisch verloren ...

*Bronxville, N. Y., 24. Dezember*

Viele an diesem Heiligabend niedergedrückt. Der überraschende deutsche Erfolg gegen unsere Armeen an der Bulge in Belgien war zu viel für sie. Meine eigenen Gefühle sind gemischt. Niedergedrückt bin ich angesichts der Unbarmherzigkeit dieser Heiligen Nacht für viele andere Landsleute – die im Schnee oder im Dschungel diesen Krieg ausfechten. Die Ironie des Datums, der Kontrast von Symbol und Realität sind schlimm. ‚Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen‘ Wann? Wie? Jemals?

Spätabends haben wir den Baum geschmückt und die Geschenke für die Kinder daruntergelegt. Sie schlafen jetzt, unruhig natürlich. Die Bescherung am Morgen des ersten Weihnachtstages ist für sie ein gewaltiges Ereignis, wenigstens denken sie so. Ich finde ihre Gefühle, wie kindlich sie auch sein mögen, ansteckend.

*New York, 27. Dezember*

Die 3. Armee hat unsere heldenhafte, eingeschlossene Garnison in Bastogne freigekämpft. Zum ersten Mal seit Beginn der Schlacht an der Bulge klang heute der Berliner Sender weniger zuversichtlich...

1944 *Bronxville, N. Y., 31. Dezember*

Ein weiteres Silvester, unser viertes in diesem Krieg, und das Ende noch nicht in Sicht.

1945 *New York, 28. Januar 1945*

Dreiundvierzig Tage nach dem Beginn von Rundstedts überraschendem Gegenangriff im Westen finden sich die Deutschen wieder in ihre Ausgangsposition zurückgedrängt – unter Verlust von 100'000 Soldaten und einer beträchtlichen Zahl von Panzern und Geschützen. Ihr grosses Wagnis ist fehlgeschlagen. Ludendorff ging ein ähnliches Risiko im Sommer 1918 ein, und er gelangte fast bis Paris. Doch zwei Monate nach seinem Durchbruch ersuchte er um Frieden ...

*New York, 12. Februar*

Eine Londoner Zeitung fasst heute ziemlich genau die Reaktionen von uns allen auf die Konferenz der grossen Drei in Jalta zusammen, die gestern zu Ende gegangen ist. Die Rede ist von einem ‚Meilenstein der Menschheitsgeschichte‘, die Erklärung von Jalta wird als ‚das hoffnungsvollste Dokument dieses Jahrhunderts‘ bezeichnet.

Zu Recht, denn hier wird ein Plan vorgelegt, um den grössten aller Kriege so rasch wie möglich zu beenden und dann einen Frieden zu schaffen, von dem wir bisher nur geträumt haben. Es wird kein perfekter Frieden sein, da der Mensch nicht perfekt ist. Doch man darf bezweifeln, ob jemals in der neueren Geschichte wenigstens die *Absichten* von Menschen eine solche Grösse erreicht haben, wie das jetzt bei jenen drei Männern in Jalta der Fall war, denen das Schicksal so grosse Verantwortung für die Zukunft der Menschheit aufgebürdet hat. Selbst Herbert Hoover glaubt, dass das Abkommen von Jalta ‚ein starkes Fundament für den Wiederaufbau der Welt‘ darstellt.

Man hat die generellen Bedingungen für Deutschland festgelegt, und sie sind ausgezeichnet. *Diesmal* sind die Alliierten entschlossen zu sichern – wie es in der Erklärung heisst –, dass Deutschland niemals mehr in der Lage sein wird, den Frieden in der Welt zu stören‘.

‚Wir sind entschlossen‘, liest man weiter, ‚sämtliche bewaffneten Kräfte in Deutschland zu entwaffnen und aufzulösen; für alle Zeiten die deutsche Generalität zu zerbrechen, die immer aufs Neue das Wiederaufleben des deutschen Militarismus möglich gemacht hat; sämtliche militärische Ausrüstung Deutschlands zu demontieren bzw. zu vernichten; sämtliche Industrie in Deutschland, die zur militärischen Produktion genutzt werden kann, stillzulegen bzw. zu kontrollieren; sämtliche Kriegsverbrecher ihrer gerechten Strafe zuzuführen sowie Deutschland für die von ihm angerichteten Verwüstungen entsprechende Reparationen aufzuerlegen; die Nazi-Partei sowie alle Gesetze, Organisationen und Institutionen der Nazis auszulöschen ... Damit soll nicht das deutsche Volk vernichtet werden; doch nur wenn Nazismus und Militarismus ausgerottet werden, besteht für die Deutschen wieder Hoffnung auf ein normales Leben, wird wieder Platz für sie sein in der Gemeinschaft der Nationen‘,

Kurz: Wir werden jetzt das meiste von dem tun, was wir 1919 unterlassen haben.

*New York, 2. März*

Amerikanische Truppen haben den Rhein erreicht! Heute hat unsere 9. Armee Neuss eingenommen, gelegen am grossen Fluss, gegenüber von Düsseldorf.

*New York, 8. März*

Die 1. Armee hat den Rhein überschritten! Historiker sagen, dies sei die erste Flussüberquerung einer nach Deutschland eindringenden Armee seit 1805. Das Ganze geschah bei Remagen – wie, ist noch nicht bekannt.

*New York, 9. März*

Der Übergang erfolgte, wie jetzt bekannt wird, am Mittwoch Nachmittag auf der Ludendorff-Eisenbahnbrücke bei Remagen, wenige Minuten vor der von den Deutschen geplanten Sprengung.

1945 *New York, 2. April*

Heute melden die Kriegskorrespondenten übereinstimmend, es werde an der Westfront keine grossen Schlachten mehr geben. Die Deutschen seien erledigt...

*New York, 8. April*

Heute steht unsere 9. Armee nur noch reichlich zweihundert Kilometer von Berlin entfernt. Die 3. und 7. Armee nähern sich Leipzig, Nürnberg und München. Die Russen haben den Sturm auf Königsmberg begonnen und die Umzingelung von Wien praktisch vollzogen. Jetzt wird es nicht mehr lange dauern.

*Chicago, 9. April*

Unterwegs, um meine Mutter in Cedar Rapids zu besuchen und am Mittwoch Abend in Omaha einen Vortrag zu halten.

Mein Gott! Das ist meine Geburtsstadt. Hier war einmal mein Heim. Ich kenne die Stadt nicht wieder. Und morgen in Cedar Rapids, auch einmal mein Heim? Heim? Was ist das? Und wo? Und wie?

Muss hier einen Text einfügen, den ich gestern geschrieben habe: über meine Gefühle zu Weihnachten 1940, als ich aus Europa und vom Krieg heimgekehrt war. (An dieser Stelle endete damals mein *Berliner Tagebuch*.) Es sind wahrscheinlich Notizen für einen Roman – einen von jener seltsam autobiographischen Art, den ich hoffentlich niemals schreiben werde. Doch diese Notizen gehören hierher, wenn überhaupt irgendwohin. Also:

Ein weiteres Weihnachten rückt näher, und wenn das Schiff, das mich von Lissabon westwärts bringt, nicht sinkt, dann werde ich das Fest zu Hause verbringen. Daheim? Ach ja. Nach fünfzehn Jahren in Europa, deinem ganzen Erwachsenenleben, willst du wissen, was das ist, ein Heim, und wo es ist.

Du warst dazu gelangt, dich in Paris, Rom, Berlin, Wien – sogar in London – daheim zu fühlen, du kanntest das Flair jeder dieser Städte, ihre Eigenart, die Farben, das Licht, den Geruch. Zu mancher Zeit fühltest du, dass eine jede von ihnen wie eine Mutter für dich war, dich aufnahm und dir das Gefühl eines Heims gab, wenn

du von langen Wanderungen zurückkehrtest. Hier, in diesen grossen Städten Europas, lebstest du dein Leben, seit du erwachsen geworden warst. In jeder von ihnen hast du geliebt, gekämpft und gelitten. Hast etwas aufgenommen, das dein Werden – im guten oder schlechten Sinn – beeinflusste. Mit der Zeit hast du sie genau kennengelernt, sie geliebt oder zuweilen gehasst, wie das eben daheim der Fall ist.

Natürlich hat dich New York jedesmal fasziniert, wenn du für kurze Zeit nach Hause fuhrst; schon, wenn du an der Reling deines Dampfers standest, dieser den Hudson River hinauffuhr und du durch den Dunst der Dämmerung die Skyline von Manhattan näherkommen sahst. Doch für alle von uns, die wir hauptsächlich im Ausland arbeiteten, blieb New York eine fremde Stadt, und mit der Zeit, während nur hastiger Kurzbesuche, schien auch Amerika ein fremdes Land zu werden, selbst wenn man dort geboren und aufgewachsen war, wie auch ich. In fünfzehn Jahren war ich ganze drei Mal für einige Wochen oder auch nur Tage zurückgekommen, und dabei hatte ich zunehmend ein seltsames Gefühl im Magen verspürt, erkennend, dass ich nur ein Besucher war. Hier, obwohl es dein Geburtsland war, entfloh dir die Zeit. Hier gehörtest du nicht eigentlich hin.

Aber wohin dann? Paris und Wien konntest du lieben, du konntest ihnen sogar nachweinen. Das tat ich. Dennoch aber bleibst du dort stets ein Ausländer, gehemmt in der Sprache, niemals ganz eingestimmt auf den inneren Rhythmus der Menschen, beobachtend immer von ‚draussen‘ und mit Wurzeln versehen, die nicht tiefer drangen als jene des Unkrauts, das zwischen den Pflastersteinen wächst.

Und wohin dann? Nach Chicago, wo du geboren bist? In die Kleinstadt von Iowa, wo du nach dem Tod des Vaters aufgewachsen bist? An beiden Orten war ich einige Male wieder gewesen und hatte mich dabei als gänzlich Fremder gefühlt. Das Chicago meiner Kindheit erkannte ich ebenso wenig wieder wie mir etwa jenes bekannt erschien, das ich vorfand: mit seiner enormen Frustration, dem schrecklichen Streben nach dem grossen Geld, der krankmachenden Unfähigkeit, mit seiner deutlichen und wachsenden Armut fer-

1945 tig zu werden; mit seiner toten Seele. In meiner Kindheit war Chicago eine Stadt der blühenden Fleischwirtschaft gewesen, ein Eisenbahnknotenpunkt mit riesiger Stahl- und Zementindustrie entlang des Südufers des Michigan-Sees, hinter Gary. Die Stadt arbeitete, produzierte und transportierte für eine grösser werdende Nation, und sie tat es voller Energie und mit jener unverwechselbaren Eigenart, die zahlreiche Schriftsteller faszinierte, die damals in der Stadt hochgeehrt wurden. Das Chicago jener Generation hat dem Land tatsächlich die meisten seiner bedeutenden Dichter geschenkt, mit der Zeit aber zog es fast alle von ihnen, ausser Carl Sandburg, nach New York. Dort fanden sie, so nehme ich an, dann all das, was Chicago anfangs vermissen zu lassen oder gar zu verleugnen.

In meinen Jugendtagen lebte die Stadt auch durch ihre hervorragenden Zeitungen. Kam man aber in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen zurück, so schienen die Zeitungen entweder krank oder am Sterben zu sein. Die Leute kauften sie wegen der Comics oder der Sportseiten, alles andere war völlig uninteressant. Das einst lebendigste (und nunmehr einzig überlebende) Morgenblatt war zum blossen Sprachrohr eines dekadenten, vorurteilvollen alten Mannes verkommen, der selbst den Nachrichtenteil mit seinen lächerlichen Meinungen vergiftete, was früher auf den Leitartikel beschränkt gewesen war. Diese Karikatur einer Zeitung korrumpierte die ganze Region des oberen Mississippi Valley – so schien es mir jedenfalls.

Und wo war die grosse Oper aus den Tagen einer Mary Garden, die die Jugendzeit verzaubert hatte? Wo das ausgezeichnete Sinfonieorchester unter Frederick Stock? Aufgeputzte Kinopaläste hatten fast alle Theater verdrängt. Ganze vier oder fünf Spielstätten gab es noch, und die beteten die letzten New Yorker Erfolge nach. Konnte sich eine der grössten und reichsten Städte der Welt kein eigenes Theater, keine eigene Oper mehr leisten? Konnte Chicago in der Kunst nichts Eigenständiges mehr hervorbringen? Ich lief durch die belebten Strassen und stellte einigen alten Bekannten diese Fragen. Doch sie waren in Eile – jedermann in Chicago war in Eile – und nicht interessiert. Nur das Art Institute am Michigan

Boulevard, hinter der grössten elektrischen Anzeigentafel der Welt, war das alte, ja, vielleicht sogar besser geworden. Hier konnte man immer noch einen grossen Schatz wertvollster Gemälde aus der ganzen Welt sehen, gekauft mit dem Geld reicher Bürger der Stadt und wunderbar plaziert von professionellen Kunstkennern in exzellent ausgeleuchteten Räumen, deren jeder den Namen eines der Mäzene trägt. Das Art Institute war die Oase innerhalb der riesigen Wüste Chicago, doch nur wenige seiner Bürger schienen Durst zu verspüren.

Vielleicht hätte ich andere Eindrücke von meiner Geburtsstadt gewonnen, wenn ich länger verweilen und tiefer unter die Oberfläche hätte vordringen können. Thomas Wolfe hat mir einmal in Berlin gesagt, er müsse von Zeit zu Zeit nach Chicago fahren, um das Gefühl von Amerika zu bekommen. Er sei von der enormen Ruhelosigkeit der Stadt fasziniert, meinte er, das gleiche treibe ihn bei seiner Arbeit als Dichter. Manchmal, so erzählte Wolfe, würde er einfach zur New Yorker Grand Central Station gehen, einen Zug nach Chicago nehmen und dann eine oder zwei Wochen dort verbringen, durch die Strassen laufen und die rauhe Vitalität der Stadt in sich einsaugen.

Ich aber schien lediglich Abgestorbenheit einzusaugen. Und das war nicht anders in der Kleinstadt von Iowa, dreihundertfünfzig Kilometer westlich von Chicago. In Cedar Rapids hatte ich einst meine sogenannten ‚formenden‘ Jahre verbracht, war zur High School und dann aufs College gegangen. Doch kehrte man nun zurück, so war es sehr schwer, sich daran zu erinnern. Es war, als befände man sich in einem Trancezustand. Die Leute sagen, hier bist du gross geworden, doch du kannst dich nicht erinnern, hier gross geworden zu sein. In diesem Haus hast du gelebt; hier war die Zeitungsredaktion, wo du erste Berufserfahrungen gesammelt hast; diese Strassen bist du immer entlanggeradelt und hast Zeitungen zugestellt, in der Hitze der Sommernachmittage und in der eisigen Kälte der frühen Wintermorgen von Iowa. War das so? Seid ihr gewiss? War ich das?

Ja, sicher. Da drüben am Green's Square, nicht weit vom Eisenbahndepot, das graue neogotische – oder neoromani-

sche – Gebäude mit seinen Bogenfenstern. Erinnerst du dich? Das war deine High School, dort bekamst du die ersten Schläge und erlebtest die ersten Enttäuschungen deines Lebens. Und dort auch wurden die ersten Funken dafür gezündet, dass du fortan lasest und studierstest, dass du deine Art zu schreiben entwickeltest, die dich dann zum Zeitungs- und Rundfunkmann machte. Richtig. Und über den Platz die First Presbyterian Church, im gleichen Stil wie das Schulgebäude. Dort hatte deine Familie seit Urzeiten ihre persönliche Kirchenbank, in der du so manches Mal sassest und vielleicht an den Spass – war es Spass? – der sonntäglichen Schul-Picknicks dachtest oder an jene Nacht in der Kapelle, da du nach einem Treffen der christlichen Jugendgruppe deinen ersten schüchternen Kuss von jenem blonden böhmischen Mädchen bekamst, dessen Familie unten an den Bahngleisen lebte und von den Kirchenpfältern nur schlechten Einfluss befürchtete.

Ja, der Green's Square. Natürlich. Sein Rasen, auf dem die Überlebenden der Rainbow Division am Tage nach ihrer Rückkehr aus dem Ersten Weltkrieg lagerten und auf den offiziellen Empfang durch die Stadt warteten. Ihr Jungs spieltet dort Hockey an diesem Tag und setztet euch ins Gras zu den Soldaten. Mit aufgerissenen Augen hörtest ihr sie von den *boches* berichten, von *beaucoup cognac*, von französischen Mädchen und von den Argonnen. Und ihr fragtet, ob ihr, wenigstens für einen Moment, den erbeuteten deutschen Stahlhelm aufsetzen dürftet.

Erinnerst du dich? An die Zeit des Ersten Weltkriegs? An die sommerliche Arbeit in der Haferflockenfabrik, um die Nation mit Nahrung zu versorgen? An die ersten Begegnungen mit den jungen Frauen in der Fabrik, die anders waren als die Mädchen in der Schule oder in der Kirche, jedoch eine verschworene Truppe? Die nachts mit dir in den Park gingen (vielleicht) und dich in die schönsten Dinge verwickelten (vielleicht), die dir jemals geschehen waren? Und dann der Tag, als der Krieg zu Ende war, der 11. November 1918. Da warst du vierzehn und tanztest vor Freude auf der Strasse vor Rainey's Zigarrenladen, gingst danach zu deinem ersten echten Billardspiel und bekamst deinen ersten Drink.



Erinnerst du dich? Also, ja und nein. Und wenn du dich erinnerst, ist das dann das Gefühl, ein Heim zu haben? War es denn ein Heim für Carl Van Vechten, dessen Vaterhaus in unserer Strasse lag und der von Cedar Rapids aus einen langen Weg gegangen war?

Für Grant Wood, das wusste ich, war es immer noch das Heim. Als Junge hatte ich im Stallgebäude seiner Familie quer über die Strasse gespielt. Heute gehört das Anwesen einem Unternehmer, der sich Leichenbestatter nennt. Er war aber, trotz dieser Bezeichnung, mehr am Leben von Menschen als an deren Tod interessiert. Also hatte er Wood den ehemaligen Stall überlassen, den er nicht mehr brauchte. Sein Leichenwagen war motorgetrieben, Pferde wurden nicht mehr benötigt. Das Gebäude wurde gründlich überholt, und Wood richtete sich eine prächtige Studio-Wohnung ein.

Bei meinen kurzen Besuchen hatte ich ihn nie getroffen. Er gehörte der Kriegsgeneration an, also der Generation vor mir, und ich kenne ihn zu wenig. Die Leute erzählten, er sei sehr glücklich, was ich glaube, denn hier in seiner Heimat Iowa hat er sich zum Maler entwickelt – einem der wenigen bedeutenden, die die Nation besitzt.

Das war nicht in Paris geschehen, wo ich Grant Wood mehrfach begegnete. Er war 1926 nach einer der üblichen Künstlerreisen durch Frankreich mit einem Koffer voller Bilder in die Hauptstadt gekommen, wo ich ihm bei der Organisation einer Ausstellung behilflich war. Die Gemälde zeigten bereits beachtliches Können, doch sie waren, wie ich mich erinnere, ziemlich konventionell – schöne Landschaften aus der Bretagne und Provence, aber ohne Originalität und Witz. Ich brachte Elliot Paul dazu, in der Pariser ‚Tribune‘ über die Ausstellung zu schreiben, und obwohl er ziemlich herablassend urteilte, wie das bei unbekanntem Künstlern der Fall zu sein pflegt, fand er doch viele Worte des Lobes. Französische Kunstkritiker desgleichen. Doch Wood war innerlich nicht zufrieden, das konnte ich sehen. Wie alle grossen Künstler in ihrer Jugend suchte er noch seinen Weg, und wie alle amerikanischen Maler war er viel zu beherrscht von Europa, von Frankreich, von den französischen Impres-

1945 sionisten. Ich glaube, in jenem Herbst, bevor er zurückfuhr nach Amerika, begann er zu erkennen, dass er sich von Europa freimachen musste. Das war eine Entdeckung, die damals für viele amerikanische Künstler und Schriftsteller in Paris gleichermaßen anstand, obwohl nur Hemingway sich ihrer ganz bewusst war.

Wood ging zurück nach Iowa und fand dort jene Inspiration, die ihn bedeutend machte. Konnte das in gleicher Weise auch für Menschen mit geringerem Talent und weniger Genie gelten? Um ehrlich zu sein, ich kam nicht nach Iowa zurück, um dort nach Inspiration zu suchen. Ich bin nur ein gewöhnlicher Journalist, kein Mann der Literatur, kein Künstler; in jenem Europa, das Wood verwirrt und unruhig gemacht hatte, hatte ich mich wunderbar glücklich und frei gefühlt.

*Cedar Rapids, Iowa, 10. April*

Schöner Besuch bei meiner Mutter. Dennoch, sie sieht leidend aus.

*Omaha, 11. April*

Vortrag gut gelungen. Doch ich hasse solche Dinge! Bill Jeffers, der hiesige Chef der Union Pacific, dessen Tochter den Vortrag an ihrer Schule organisiert hatte, holte mich vom Bahnhof ab, obwohl der Zug in aller Herrgottsfrühe ankam. Ein Individualist der alten Schule. Er erzählte bittere und dennoch amüsante Geschichten von George Washington, aus der Zeit, da dieser noch ein Kautschuk-König war.

*Cedar Rapids, 12. April*

Gegen sechs Uhr abends stieg ich an der Ecke First Avenue/3<sup>rd</sup> Street in einen Bus, der mich zur 14th Street bringen sollte, zu einem gemütlichen Abendessen mit meiner Mutter und zwei alten Freunden vom College, Dave und Helen Bleakley.

Der Bus war ziemlich voll, meist Farmer und Arbeiter in Overalls, doch ich fand hinten einen Sitzplatz. Am Bahnübergang hielt uns der übliche Güterzug für einige Minuten auf. Keiner sprach. Wahrscheinlich waren die Männer müde. Dann war der Zug vor-

bei, und der Bus konnte weiterfahren.

«Möchte wissen, was jetzt aus unserem Land wird», sagte ein Mann, wahrscheinlich Arbeiter aus einem der neuen Rüstungswerke. Sein Gesicht sah grimmig aus und war feucht von Schweiß.

«Yeah», meinte sein Nachbar.

Irgendwelche schlechten Nachrichten vom Krieg oder so, dachte ich. An der 14th Street stieg ich aus.

An ihrer Wohnungstür erwartete mich Mutter mit Tränen in den Augen.

«Er ist tot», sagte sie.

«Wer?»

«Der Präsident.»

Sie schluchzte. Drinnen erfuhr ich von Dave und Helen die schlimme Nachricht. Roosevelt war vor etwa einer Stunde in Warm Springs, Georgia, durch eine Gehirnblutung verstorben. Ich fühlte mich elend. Ich setzte mich auf die Couch. Ich konnte nicht sprechen. Ich konnte nicht denken. Keiner im Raum konnte das. Wir gingen ins Esszimmer und nahmen schweigend die Mahlzeit ein. Zurück im Wohnzimmer, stellten wir das Radio an. Bill Henry berichtete aus Washington, wie Steve Early Mrs. Roosevelt die Nachricht übermittelt hatte. «Ich fühle mehr Schmerz für die Menschen in aller Welt und in den Vereinigten Staaten, als für die Familie», waren ihre ersten Worte.

Es folgten Stellungnahmen aus aller Welt, voll Trauer und Sorge. In Washington sagte Moskaus Botschafter Andrej Gromyko: «Das sowjetische Volk teilt die tiefe nationale Trauer, die das Volk der USA ergriffen hat.» Henri Bonnet, der Botschafter Frankreichs, erklärte mit seinem starken Akzent und um Fassung ringender Stimme: «Sie, die Bürger der Vereinigten Staaten, schulden es ebenso wie wir, die Bürger Frankreichs, und die Bürger der anderen verbündeten Nationen dem Andenken von Präsident Roosevelt, dass wir nach dem Sieg vereint bleiben, um jenen dauerhaften Frieden aufzubauen, den er vorbereitet hat, und um gemeinsam für das Wohl der Menschheit zu arbeiten, dem er sein Leben gewidmet hat.»

**1945** Am bewegendsten war die Stimme von Raymond Massey, der in Robert Sherwoods Bühnenstück *Abe Lincoln in Illinois* so grossartig Präsident Lincoln verkörpert hatte. Jetzt las er das 1942 von Stephen Vincent Benêt geschriebene *Gebet für die vereinten Nationen*, das Roosevelt einst selbst am 14. Juni, dem Flag Day, gesprochen hatte:

„Gott der Freien, wir verpfänden heute unser Leben und unsere Herzen der Sache einer freien Menschheit ... Gib uns Brüderlichkeit in Hoffnung und Einigkeit, nicht nur für die Zeit dieses bitteren Krieges, sondern auch für die Tage danach, an welchen alle Kinder dieser Erde sich vereinigen sollen und müssen.

Unsere Erde ist nur ein kleiner Stern im grossen Universum. Doch wir können, wenn wir nur wollen, aus ihr einen Planeten machen nicht gequält von Krieg, nicht erschüttert von Hunger und Furcht, nicht geteilt durch sinnlose Unterscheidungen von Rasse, Hautfarbe oder Glauben. Gib uns den Mut und die Kraft, diese Aufgabe heute anzupacken, damit unsere Kinder und Kindeskinde einmal stolz auf die Bezeichnung Mensch sein können ... Gib uns die Weisheit und Gedankenstärke, endlich die Grösse des menschlichen Geistes zu entwickeln, dem es so sehr an einem Ziel mangelt jenseits seiner eigenen kurzen Lebensspanne.

Gib uns Geduld mit den Irreführten und Mitleid mit den Betroffenen. Und gib uns die Fähigkeit und den Mut, die Welt von Unterdrückung zu säubern und die alte Grunddoktrin zu überwinden, dass der Starke den Schwachen schlucken muss, nur weil er stark ist. Vor allem aber gib uns Brüderlichkeit, nicht nur für den Tag, sondern für all unsere Jahre – eine Brüderlichkeit nicht nur in Worten, sondern in Taten. Wir alle sind Kinder dieser Erde – gib uns diese einfache Erkenntnis. Wenn unsere Brüder unterdrückt sind, sind wir es auch. Wenn sie hungern, hungern wir auch. Wenn ihnen die Freiheit genommen wird, ist auch unsere Freiheit nicht länger sicher.

Gib uns den gemeinsamen Glauben, dass jeder Mensch Brot und Frieden kennen muss, Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit, Freiheit und Sicherheit; dass jeder Mensch gleiche Möglichkeiten und gleiche Chancen haben muss, sein Bestes zu tun – nicht nur im eigenen

Land, sondern überall auf der Welt. Und in diesem Glauben lasse uns in Richtung einer sauberen Welt schreiten, die wir mit unseren Händen erschaffen können.  
Amen.’

Das Telefon klingelte. Es war die örtliche Radiostation, verbunden mit CBS. New York wollte von mir in einer Stunde einen Beitrag. Dave fuhr mich mit seinem Wagen zum Sender. Dort setzte ich mich an eine Schreibmaschine. Aber die Worte kamen nur langsam und unter Schmerzen. Ich war erst zur Hälfte fertig, als mein Sendetermin herankam. Also erzählte ich, wie die Nachricht hier in dieser Kleinstadt des Mittelwestens aufgenommen worden war. Sprach darüber, wie die faschistischen Diktatoren nunmehr ihren grössten Gegner verloren hatten. (Monate danach sollte ich in Berlin das Tagebuch von Hitlers Finanzminister Graf Schwerin-Krosigk finden und darin lesen, wie die Nazigrössen in jener Nacht tatsächlich glaubten, Gott habe ihren grössten Feind von ihnen genommen, und dies bedeute für sie ganz gewiss eine günstige Wendung des Kriegsglücks.)

All das waren nur Worte. Gut gemeint, wie alle Stellungnahmen dieser Nacht. Doch unwichtig.

Gegen Mitternacht ging ich zurück, um mich von Mutter zu verabschieden. Sie war erschöpft, aber noch wach.

«Was werden wir nun tun?» fragte sie immer wieder. Der Verlust schien so persönlich, obwohl ich glaube, dass sie bei beiden vergangenen Wahlen nicht für Roosevelt gestimmt hat. Sie war sehr müde, für Familiengespräche war keine Zeit mehr.

«Das heben wir uns für nächstes Mal auf», sagte ich, und wir verabschiedeten uns (zum letzten Mal, was keiner von uns beiden wusste). Ich rief ein Taxi und nahm den Nachtzug nach Chicago.

*Chicago, 13. April*

Überflog beim Frühstück am Bahnhof die Morgenzeitungen. Schlagzeile der ‚Chicago Daily Tribune‘: ROOSEVELT IST TOT! TRUMAN ZUM PRÄSIDENTEN ERNANNT, VERBÜRGT SICH FÜR KRIEGSERFOLG. Und die ‚Chicago Sun‘: PRÄSIDENT TOT. NACHFOLGER TRUMAN.

1945

Alle Zeitungen, selbst Hearsts ‚Herald-American‘ (dessen Schlagzeile DIE WELT TRAUERT lautet), bringen bewegende Leitartikel, ausser der ‚Tribune‘, deren ausfallende Attacken gegen den Präsidenten bereits zu seinen Lebzeiten kein Ruhmesblatt des amerikanischen Journalismus waren. Sie druckt lediglich auf Seite 2 im schwarzen Kasten vier kleine Absätze mit der Überschrift: EINE NATION TRAUERT.

Den besten Leitartikel der Chicagoer Presse veröffentlichen nach meiner Meinung die ‚News‘. Titelzeile: DIE FRUCHTBARE REISE.

Es wäre sicher die natürlichste und charakteristischste Sache der Welt (oder des Himmels), wenn Franklin D. Roosevelt heute vor den Schranken des Jüngsten Gerichts exakt die gleichen Worte sprechen würde, mit denen er seine letzte Ansprache an die amerikanische Nation begann, als er im vergangenen Monat von Jalta zurückkehrte:

«Es ist gut, zu Hause zu sein.

Es war eine lange Reise. Ich hoffe, Sie werden mir zustimmen, dass es eine fruchtbare war.»

Eine fruchtbare Reise?

Ja, ja, eine äusserst ertragreiche Reise, in der Tat...

In einigen Kreisen wird es Bedauern darüber geben, dass nun, am Ende der Reise, der verstorbene Präsident nicht in der Hauptstadt aufgebahrt werden wird.

Doch für Mr. Roosevelts Volk in den Fabriken und Lagerhallen, in den Dörfern überall im Land wird das durchaus in Ordnung sein. Denn diese Menschen wissen, ohne es jemals in Worte zu fassen, dass der edle Körper jenes Mannes eigentlich gar nicht in dem einsamen Eisenbahnwaggon sein würde, der in nördlicher Richtung durch ein trauerndes Land führe. Sie wissen, wo er ist. Sie wissen, er befindet sich auf jedem Armeefahrzeug, das heute tief ins Nazi-land vorstösst, auf dem Deck jedes Schiffes, das die pazifischen Meere von Verrat säubert.

*New York, 15. April*

Der Text meines Radiobeitrags vom Nachmittag ist der heutige Tagebucheintrag:

Heute Morgen hat man Präsident Roosevelt im Garten seines al-

ten Familienwohnsitzes am Ufer des Hudson begraben, dort, wo er vor dreiundsechzig Jahren zur Welt gekommen ist.

Der Himmel war wolkenlos, Frühling lag in der Luft, als die kleine Trauergemeinde – Mrs. Roosevelt, Präsident Truman und seine Gattin, führende Vertreter der Armee, des Obersten Gerichtshofs, des Kabinetts und des Kongresses sowie unmittelbare Nachbarn – dem Dahingegangenen die letzte Ehre erwies, während der Sarg mit seinen sterblichen Überresten langsam in seine letzte Ruhestätte hinabsank. Die Zeremonie dauerte etwa zehn Minuten. Es gab keine Trauerrede – nur das Wort Gottes. Kadetten von West Point feuerten einen dreimaligen Abschiedssalut. Ein Trompeter blies den letzten Zapfenstreich, dessen traurige Töne über die bewaldeten Hügel hallten. Dann verliess die kleine Gruppe den Garten.

Einige Minuten danach kehrte Mrs. Roosevelt allein zurück. Männer waren bereits dabei, die Grabstätte ihres Ehegatten zuzuschaukeln. Etwa eine Minute verharnte sie in stummer Trauer am Grab, dann wandte sie sich ab und verliess den Garten wieder. Eine Stunde später bestieg sie den Sonderzug von Mr. Truman in Richtung Washington. So endeten des grossen Präsidenten Tage auf dieser Erde.

Klügere und erfahrenere Menschen als ich haben eine Menge über Mr. Roosevelt geschrieben und gesagt, so dass mein Beitrag nur gering sein kann.

Zwischen dem Bekanntwerden der schlimmen Nachricht und der gestrigen schlichten Trauerfeier im Weissen Haus habe ich auf meiner Fahrt von Iowa nach New York fast unser halbes Land durchquert. Dabei erlebte ich die Trauer eines beträchtlichen Teils der Nation, sah, wie *persönlich* das Gefühl des Verlusts bei den Bürgern dieses Landes ist – ob sie nun Farmer, Arbeiter, Ärzte, Anwälte oder Geschäftsleute sind; ob sie der Politik des Präsidenten zugestimmt hatten oder nicht. Ungeachtet seines persönlichen Hintergrunds besass er etwas – nennen wir es seine Menschlichkeit –, das ihn der Masse der Menschen näher brachte als irgendeinen anderen Präsidenten unserer Zeit. Das fühlte man an der

1945 Art, wie die Menschen in den Städten und Dörfern überall im Land trauerten – wie um einen Freund.

Während der meisten Zeit von Mr. Roosevelts langer Präsidentschaft hatte mich mein Beruf ausserhalb des Landes geführt. Keine seiner Wahlen konnte ich zu Hause erleben. Vielleicht war das hilfreich für die Bewertung des Mannes. Man war nicht beeinflusst von der Bitterkeit, von den Schlammschlachten der Wahlkämpfe. Und eine gewisse Distanz schärft wahrscheinlich den Blickwinkel.

Zu sehen, wo – bei allen Fehlern – seine Grösse lag, schien nicht schwierig zu sein. Lag sie nicht im Mut und in der Vision, mit der er sich den grossen Krisen stellte, die die Nation bedrohten? Zwei von ihnen, die Panik des Jahres 1933 und der Krieg der faschistischen Barbaren gegen die westliche Welt, gefährdeten tatsächlich das gesamte Leben des Landes. Der ersten war ziemlich leicht zu begegnen, wie wir heute wissen. Sie wurde gemeistert, als wir – vom Präsidenten dazu aufgerufen – unsere dummen Ängste besiegten.

Die zweite wird ohne Zweifel als die grösste Krise unserer Zeit in die Geschichte eingehen. Und die Art und Weise, wie Mr. Roosevelt sie erkannte und richtig einschätzte, wie erhandelte, um ihr zu begegnen, wird gleichfalls in der Historie und der Erinnerung eines dankbaren Volkes verankert sein. Anfänglich waren wir allerdings kein sehr dankbares Volk, da wir – in unserer Vogel-Strauss-Isolation – die Gefahr nicht erkannten. Mr. Roosevelt sah sie als erster. Doch als er, mit seiner ‚Quarantäne‘-Rede von Chicago, das Volk aufzurütteln versuchte, zögerten die Menschen. Wie Mr. Neville Chamberlain in London waren wir naiv, was die faschistischen Diktatoren und ihre üblen Absichten betraf. Wir blieben noch lange Zeit so einfältig, selbst nach Ausbruch des Krieges in Europa. Immer noch nicht realisierten wir als Volk, dass mit unserer verheerenden Haltung des Nichtstuns unsere Freunde dem Untergang preisgegeben waren und dass, wenn sie vernichtet, wir allein in der Welt stehen würden, ausgesetzt der militärischen Stärke eines von Deutschland dominierten Europa und eines von Japan dominierten Asien – der wir am Ende nicht standhalten könnten und also aufhören würden, eine freie Nation und freie Menschen zu sein.



Das alles sah der Präsident. Und es war seinem Genius zu danken, dass er die Geduld – und auch die alte holländische Starrköpfigkeit – aufbrachte, um das Volk und seine Vertreter im Parlament Schritt für Schritt davon zu überzeugen, dass es nur einen Weg gab, der das Land retten konnte. Dieser Weg wurde in der Aussenpolitik der Vereinigten Staaten eingeschlagen. Er bedeutete, dem Angriff mit erhöhten Rüstungsanstrengungen zu begegnen und zugleich unsere Freunde, vor allem Russland und Grossbritannien, mit aller nur möglichen Hilfe zu unterstützen. Er bedeutete wenig später, mit ihnen ein Bündnis gegen die faschistischen Achsenmächte einzugehen, das den alliierten Sieg sicherstellen sollte.

Heute erscheinen uns diese drei Dinge logisch, ja einfach. Doch für die Geschichte bewahrt ist – selbst wenn wir es vergessen – der grosse Kampf, den der Präsident für ihre Durchsetzung führen musste. Festgehalten ist, wie unsere wachsende Armee mit nur einer einzigen Stimme Mehrheit im Kongress vor der beantragten Auflösung bewahrt wurde. Mit welcher hauchdünner Mehrheit der Lend-Lease-Act, der Grossbritannien und Russland die Kampfkraft gab, damit sie ihre militärische Stärke wiedererlangen und zurückschlagen konnten, im Kongress verabschiedet wurde.

Verankert im Buch der Geschichte ist auch die strategische Meisterschaft des Präsidenten in diesem Weltkrieg, eine Meisterschaft, die seine Landsleute selbst heute noch kaum realisieren. Es war seine Entscheidung – die so vielen Amerikanern nicht gefiel, ja, die sie nicht verstanden –, sich zunächst auf Deutschland zu konzentrieren, es zu schwächen, bevor es Russland vernichten und sich mit Japan vereinen konnte. Denn: Hätte Deutschland Russland erobert, so ist kaum vorstellbar, dass unsere Feinde jemals hätten besiegt werden können. Es war hauptsächlich Roosevelts Beharrlichkeit und seinem taktischen Geschick zu danken, dass die Atlantikcharta zustande kam. Sie bedeutete nicht nur eine militärische Macht, die den Sieg bringen sollte, sie begann zugleich – noch vor Beendigung des Krieges – mit der Arbeit an einer gerechten und hoffnungsvollen Friedensordnung in der Welt.

1945 Die grösste Tragik seines frühen Dahinscheidens besteht in der Tat (wie es meine Freundin Anne McCormick in der ‚Times‘ ausgedrückt hat) nicht darin, dass er am Vorabend des Sieges gestorben ist, sondern dass er nun nicht mehr lebt, um den Frieden zu schliessen und zu gestalten. Es war dieser Frieden, der in den vergangenen Monaten sein Herz und seinen Geist am meisten beschäftigt hat. Er war darauf vorbereitet, für einen angemessenen Frieden – nicht perfekt, aber angemessen – ebenso beharrlich zu kämpfen, wie er das für den Sieg im Krieg getan hatte. Er war darauf eingestellt, zusammen mit den Menschen, dem Kongress und unseren Alliierten diesen Frieden zu erreichen, mit gleicher Inbrunst und gleichem Geschick wie während des schrecklichen militärischen Kampfes.

Doch das Schicksal hat ihn diese gegenwärtige Aufgabe nicht mehr angehen lassen. Sie wird nun von einem Mann gelöst werden müssen, der sich nicht um das Amt des Präsidenten gerissen hat, einem Farmerssohn vom Missouri, einem einfachen und bescheidenen Mann, den das gleiche Schicksal jetzt damit betraut hat, was er selbst am Freitag ‚den verantwortungsvollsten Job, den ein Mann jemals innehatte‘ nannte.

Was kann das Land von Mr. Truman erwarten? Wie wird er den verantwortungsvollsten Job auf dieser Erde gestalten?

*New York, 18. April*

Ich werde nach San Francisco gehen. Morgen. Hatte zu wählen zwischen dort und Deutschland.

Wir leben so dicht an den Ereignissen, dass es schwerfällt, die Bedeutung der Konferenz von San Francisco richtig wahrzunehmen. Jemand bezeichnete sie als ‚das wichtigste Treffen seit dem letzten Abendmahl Jesu Christi mit seinen Jüngern‘ – eine reichlich poetische, ja hysterische Übertreibung. Aber dessen ungeachtet, die Konferenz *ist* sehr wichtig.

Ernie Pyle ist an der pazifischen Front getötet worden. Nach dem ersten Schock verspürte ich Zorn. Alle anständigen Burschen fallen, die gemeinen Kerle überleben. Auch Ray Clapper, ein weiterer Anständiger, ist im Pazifik gefallen, Pyle ahnte sein Ende voraus.

Er fühlte, dass er seine grössten Reserven zum Überleben aufgebraucht hatte. 1945

*San Francisco, 20. April*

Wie wunderschön ist diese Stadt! Und wie herrlich ist unser Land, wenn man es auf einem achtzehnstündigen Flug sich von Küste zu Küste erstrecken sieht, in all seiner aufregenden Vielfalt. Mit der Bahn oder mit dem Auto muss dieser Eindruck noch überwältigender sein. Es freut mich, dass die meisten ausländischen Delegierten unseren Kontinent per Zug durchqueren. Diese viertägige Reise wird ihnen ein besseres Bild von Amerika vermitteln, als Berge von Büchern es könnten.

Man staunt über die riesigen unbewohnten Flächen in unserem Land, die hundert und aberhundert Meilen von Wüsten und Gebirgen, wo nur wenige menschliche Wesen existieren können. Und dennoch ist vieles an diesem ‚Ödland‘ von atemberaubender Schönheit und Grösse. Selbst die Alpen, die ich so gut kenne, und der Himalaya, der mir von einem Sommer in Simla her bekannt ist, verblassen etwas, wenn man die schneebedeckten, rauhen Gipfel der Rockies erblickt. Ich möchte wissen, ob sie jemals so viele Menschen anziehen werden wie die Alpen. Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich kann man kein Touristengeschäft daraus machen. Doch als Erholungsgebiet für ein ruheloses, zu hart arbeitendes Volk wären sie wie geschaffen – wenn wir in diesem Land jemals lernen sollten, uns zu entspannen und ein Gefühl dafür zu entwickeln, wie produktiv auch Musse sein kann. Und erst unser Westen! Schon in Cheyenne atmete, ‚roch‘ man die klare, freie Luft des Westens. Diese Luft ist anders, wie auch die Menschen.

*San Francisco, 21. April*

In der Halle des Hotels Palace, wo an die tausend Korrespondenten untergebracht sind, stösst man auf beinahe jeden Zeitungsmann – aus Amerika wie aus Europa –, den man in zwanzig Jahren Berichterstattung überall auf der Welt, in Frieden und Krieg, einmal gekannt hat. Zuerst im Frieden, dann im Krieg, und nun wird wieder

1945 Frieden sein. Und hier sind sie, die sich abmühenden Kameraden, die über jede einzelne besorgniserregende Phase berichtet haben und deren – Millionen! – Worte von den Völkern und ihren sogenannten Staatsmännern so wenig beachtet wurden. Viele von ihnen kannte ich aus den Tagen von Genf, da der Völkerbund, auch ohne die USA und Russland, so etwas wie eine bescheidene Hoffnung darstellte. Jetzt sind sie alle älter geworden, etwas abgenutzter, beliebter, doch bei Weitem nicht so zynisch, wie man nach allem, was sie durchgemacht haben, vermuten könnte. Die meisten glauben, dass es diesmal ein Erfolg werden wird.

*San Francisco, 22. April*

Die Russen haben das Herz von Berlin nahezu erreicht, bis Unter den Linden fehlen ihnen noch drei Meilen. Die Stadt steht in Flammen ... Irgendwo südlich von Berlin steht die Begegnung der amerikanischen und russischen Armeen unmittelbar bevor.

So lauteten die letzten Nachrichten vom Krieg, als an diesem Wochenende die Delegierten der vereinten Nationen hier mit der schwierigen Aufgabe zusammentraten, den Mechanismus des Friedens zu entwerfen.

Ich glaube, man kann bereits jetzt, am Abend des Eröffnungstages, die wichtigste Nachricht von der Konferenz übermitteln. Und diese lautet: Sie wird erfolgreich verlaufen! Nicht etwa, dass es keine Meinungsverschiedenheiten geben würde. Es wird sie wochenlang geben. Doch am Ende wird man eine Charta für die neue Weltorganisation verabschieden ... Nur wenige verantwortliche Persönlichkeiten hier scheinen sich so viel Sorgen über den Abstimmungsmodus zu machen wie einige Teile unserer Presse. Die grossen Probleme von Frieden und Krieg werden niemals per Mehrheitsvotum entschieden werden oder durch irgendein Votum. Das müssen wir Amerikaner in unseren Kopf bekommen. Ebenso wie die Tatsache, dass – nach angemessener Diskussion – hauptsächlich Russland, Grossbritannien und die Vereinigten Staaten entscheiden werden, welchen Charakter die Weltorganisation annehmen soll.

Einer der erfahrensten Politiker hier ist Jan Christiaan Smuts, der Premierminister von Südafrika. Er ist der einzige noch lebende jener Männer, die bei der Gründung und Organisation des Völkerbunds nach dem letzten Krieg, in Versailles, eine führende Rolle spielten. Er half, dem Bund Gesicht zu geben. Dann erlebte er dessen langsamen Verfall. Er glaubt, dass die vorgesehene neue Organisation besser als die alte ist. Er glaubt auch, dass sie unsere letzte Chance darstellt.

*San Francisco, 23. April*

Die Zeitungen, besonders die Hearst- und Roy-Howland-Presse, erheben Geschrei wegen der festgefahrenen Diskussion über Polen. Sehr geeignet für Schlagzeilen. Streit macht Schlagzeilen. Und Attacken gegen Russland machen Schlagzeilen. Die Frage lautet: Welche polnische Delegation soll das Land offiziell vertreten, die der Londoner Exilregierung oder die der ‚Provisorischen Regierung‘ in Polen? Wir und die Briten plädieren für erstere, die Russen für die zweite. Die Sensationsmacher prophezeien, dass die Konferenz an Polen scheitern wird, ich glaube das nicht. Die Delegierten sind hier, um eine neue Weltorganisation ins Leben zu rufen, nicht, um sich mit den zahlreichen Kopfschmerzen zu befassen, die aus dem gegenwärtigen Status des Krieges und der Welt erwachsen. Eine verantwortungslose Presse könnte dieses Treffen zum Scheitern bringen.

Nach meiner Sendung am Abend ging ich zum Essen in den Bohemian Club. Einige lokale Berühmtheiten unterhielten einige Redakteure und Verleger der Ostküsten-Presse. Gute Gespräche, aber man spürte einen gewissen Graben zwischen Osten und Westen *unseres* Landes.

Sehr spät dann versammelten wir uns in der Bar – mit riesenhaften Ausmassen –, einer der Lokalmatadore an unserem Tisch spielte, man glaubt es kaum, Geige. Das wäre in einem New Yorker Club wohl kaum möglich: Ein Mitglied greift nach einer Geige und beginnt darauf zu spielen! Doch hier, in dieser zivilisierten und inoffiziellen Atmosphäre, schien es völlig natürlich zu sein, und – wie ich zugebe – es machte mir grossen Spass.

1945 *San Francisco, 25. April*

Während Berlin heute im Sterben liegt, in den Flammen und im Blut eines Krieges, der vor fast sechs Jahren am gleichen Ort begonnen wurde, erlebten wir zur gleichen Zeit in dieser strahlenden Stadt den ersten Schritt auf dem langen Weg in Richtung eines geordneten Friedens.

Die Konferenz der sechsundvierzig vereinten Nationen nahm einen guten Anfang. Die Eröffnungszeremonie war einfach, aber – wie es bei einfachen Dingen oft der Fall ist – sehr bewegend. Hier, in einem strahlenden Opernhaus, erbaut einst im Gedenken an den *Krieg*, kommen die Hoffnungen aller Völker auf *Frieden* zum Ausdruck. In Berlin werden die Hoffnungen eines Wahnsinnigen auf Eroberung der Welt in den Trümmern einer einstmaligen grossen Stadt begraben. Hier, in dieser wunderschönen Ansiedlung am Pazifik, werden anständigere Hoffnungen geboren.

Jedermann schien das zu spüren. Ich habe Diplomaten – Männer, die gewöhnlich ziemlich stolz auf ihren Zynismus sind – noch nie so heilig ernst gesehen wie am heutigen Tage. Sie alle wissen, das spürte man förmlich, dass ihre Aufgabe diesmal zum Erfolg führen muss – zu einem dauerhaften Frieden.

Es gab ein sehr symbolisches kleines Zeichen bei der heutigen Eröffnung. Auf der Bühne, unter den Flaggen der sechsundvierzig Nationen, hatte eine Abteilung GIs Habtachtstellung bezogen. Sie repräsentierte alle Waffengattungen. Es waren junge Soldaten. Sie haben den Krieg aus erster Hand erlebt. Einige waren verwundet worden. Es waren keine Offiziere. Es waren ganz gewöhnliche Amerikaner – amerikanische Durchschnittsbürger – in Uniform. Diese Amerikaner sind es, die jetzt auf der Errichtung einer Friedensordnung bestehen, damit sie und ihre Kinder niemals mehr das Grauen des Krieges erleben müssen.

Der Präsident der USA war nicht persönlich anwesend. Doch seine aus Washington übertragene Grussansprache an die versammelten Delegierten hinterliess einen tiefen Eindruck. «In Ihren Händen», sagte er, «ruht unsere Zukunft. Sichern Sie, dass ein weiterer Krieg nicht mehr möglich ist!»

Ed Stettinius, unser Aussenminister – ein ziemlich ansehnlicher

Bursche mit weissem Haar, rosiger Gesichtsfarbe und blendend weissen Zähnen –, leitete die erste Sitzung. Er besitzt eine wirkungsvolle Stimme, weiss sie aber nicht einzusetzen. Und er hat alle guten Absichten, ist von geradezu fanatischer Ernsthaftigkeit durchdrungen. Weniger beeindruckend für mich ist die Tatsache, dass er wohl nicht allzuviel Ahnung von der Weltpolitik hat und von der Kunst einer spitzfindigen und zynischen Diplomatie, von der wir zweifellos hier nicht wenige Kostproben erleben werden. Ganz gewiss verfügt er nicht über die Klasse eines Eden oder Molotow, ja nicht einmal über die der Vertreter einiger kleinerer Länder, wie Smuts, Spaak und Jan Masaryk. Unsere ganze amerikanische Delegation ist schwach – Stassen erscheint noch am intelligentesten –, doch es sind die besten Leute, die wir derzeit haben. Ich denke, wir werden die sicher führende Hand Roosevelts sehr vermissen. Es gibt tatsächlich weder in Washington noch hier einen brillanten Aussenpolitiker.

Die Zeremonie der Eröffnung liegt nun hinter uns. Morgen werden die Vertreter der sechsundvierzig vereinten Nationen (und bald, wie jeder hofft, auch der siebenundvierzigsten – nämlich Polens, des ersten vom Nazimonster eroberten Landes) mit ihrer täglichen Arbeit beginnen: dem Festschreiben einer Charta des geordneten Friedens.

### *San Francisco, 26. April*

Im Blitzlicht der Fotografen aus aller Welt haben heute die Staatsmänner der Grossmächte auf der ersten Plenarsitzung der Konferenz ihre Reden gehalten. Ihre Worte waren ernst und vermittelnd, doch hinter der Szene erzeugte Molotows Weigerung, der Ernennung von Stettinius als Vorsitzendem für die gesamte Dauer der Konferenz zuzustimmen, einige Aufregung. Die meisten Delegierten betrachten die ursprüngliche Absicht als reinen Akt der Höflichkeit gegenüber dem Gastgeberland der Konferenz. Ich nehme an, wir werden lernen müssen, dass der proletarische Staat solchen scheinbar unwichtigen Fragen der Verfahrensweise und des Protokolls grosse Bedeutung zumisst. Eden hat dann offenbar einen Kompromiss erreicht, nach dem nun die Aussenminister der vier Grossmächte abwechselnd die Konferenz leiten

sollen. (Frankreich wird nicht in diesen Genuss kommen, da es – unsinnigerweise – ablehnte, als ‚einladende‘ Macht für die Konferenz zu fungieren.)

Einige unserer Leute schienen etwas schockiert von Molotows abruptem und harten Verhalten in dieser Frage. Der mexikanische Aussenminister Padilla, der mir sehr den Eindruck eines amerikanischen Strohmanns macht, übernahm es an einem Punkt – wie man mir berichtete –, Molotow darauf hinzuweisen, dass es ‚reine Höflichkeit‘ sei, Stettinius zum permanenten Vorsitzenden der Konferenz zu wählen. Daraufhin dankte der Russe dem Mexikaner mit deutlicher Ironie für seine ‚Lektion in Höflichkeit und diplomatischem Procedere‘ und beharrte weiterhin auf seinem Standpunkt.

In seiner offiziellen Rede, die er in der Plenarsitzung am Nachmittag auf russisch vortrug, zeigte sich Molotow jedoch vermittelnd und voller Hoffnung. Für jene Kritiker insbesondere der Hearst- und Howard-Presse, die da meinen, die Russen wollen in San Francisco gar kein Übereinkommen, hatte der Aussenminister sehr überzeugende Worte bereit: «Die sowjetische Regierung ist ernsthafter und fester Befürworter der Schaffung einer starken internationalen Sicherheitsorganisation. Was immer von ihr und ihrem Beitrag im Prozess der Schaffung einer solchen Nachkriegsorganisation für den Frieden und die Sicherheit der Völker abhängt, wird von der sowjetischen Regierung bereitwillig geleistet werden. Wir werden bei der Lösung dieses grossen Problems mit allen anderen Regierungen eng zusammenarbeiten ... Es muss eine internationale Organisation geschaffen werden, die über eine gewisse Macht verfügt, um die Interessen eines allumfassenden Friedens zu schützen. Diese Organisation muss über die notwendigen Mittel für den militärischen Schutz der Sicherheit der Nationen verfügen ... Was die Sowjetunion betrifft, so möchte ich der Konferenz versichern, dass in unserem Land das ganze Volk den Aufbau einer soliden internationalen Sicherheitsorganisation wünscht und unterstützt. Ich möchte der Konferenz ebenfalls versichern, dass das sowjetische Volk bereitwillig die Stimmen, Wünsche und Vorschläge aller ernsthaften Freunde dieser grossen Sache aufnehmen wird ...»



Was kann man mehr wünschen – wenn er meint, was er sagt?

Ich sollte um 17.30 Uhr zusammen mit Senator Connally, Commander Stassen, Raymond Swing und Hans Kaltenborn die Sendung ‚America’s Town Meeting of the Air‘ bestreiten, die aus dem Civic Auditorium übertragen wurde, einige Strassen vom Opernhaus entfernt. Also musste ich die Plenarsitzung mitten in Edens Rede verlassen. (Er sagte gerade: ‚Die Arbeit, mit der wir hier beginnen, ist vielleicht die letzte Chance für diese Welt.‘ Trotz seines Alters und seiner langen Erfahrung als Aussenminister besitzt er immer noch die seltsame Aura eines Schuljungen.)

Es ging auf halb sechs, und das Radio wartet auf niemand. Als ich jedoch das Auditorium erreichte (eine riesige Halle, die wohl 15’000 Menschen fasst), drängte sich eine grosse Menschenmenge an den verschlossenen Türen, und ich konnte nicht hinein. Schliesslich machte mir ein Polizist den Weg zu einem Hintereingang frei. Die Sendung hatte bereits begonnen, als ich, völlig ausser Atem, das Podium erreichte. Das Publikum war wunderbar sympathisch, eines der besten, vor dem ich jemals gesprochen habe, obwohl mich die Riesenmenge im Saal etwas ängstigte. Stassen erwies sich als glänzender Redner. Senator Connally drehte mächtig auf, doch er wirkt ein wenig altmodisch in diesen Tagen – eine Eigenschaft, die am Radio noch deutlicher wird als hier im Saal.

### *San Francisco, 28. April*

Grosse Aufregung im ganzen Land heute Abend, von Küste zu Küste, nach einer AP-Falschmeldung aus San Francisco, die ‚einen hohen Regierungsbeamten der USA‘ mit den Worten zitierte, Deutschland habe bedingungslos kapituliert, die offizielle Erklärung stünde unmittelbar bevor. Der Beamte war Senator Tom Connally, und wie es aussieht, hat er gegenüber einem AP-Korrespondenten geäussert, er erwarte ‚jeden Moment‘ die Erklärung der Kapitulation Deutschlands. Wenn Associated Press jedoch ein wenig mehr Verantwortungsgefühl besitzen würde, dann hätte man in der Zentrale in Washington eine solche spontane Äusserung

1945 überprüfen müssen, ehe man sie durch den Fernschreiber jagte. Aber eine Schlagzeile zählt mehr ...

Am späten Abend dann liess Präsident Truman offiziell dementieren, dass Deutschland kapituliert habe. Es kann sich jedoch nur noch um Tage handeln oder sogar um Stunden. Tatsache scheint zu sein, dass Himmler via Schweden Grossbritannien und den Vereinigten Staaten die Kapitulation angeboten hat, dass ihm jedoch bedeutet wurde, er habe dies zugleich auch den Russen zu erklären. Gott sei Dank, dass wir eine Spaltung der siegreichen alliierten Koalition durch die Nazis nicht zulassen, auch in diesem Stadium des Krieges nicht!

Am Abend Cocktails bei Henri Bonnet, dem französischen Botschafter, und seiner Frau Hélène in ihrer Suite im Hotel St. Francis, wo die französische und russische Delegation logieren. Es war angenehm, die beiden wiederzusehen, und ich hatte dabei Gelegenheit, den französischen Aussenminister Bidault kennenzulernen. In Paris war er nicht zu sprechen gewesen. Hier in San Francisco aber kann man ihn und viele andere beim Cocktail treffen – ausser den Amerikanern (und den Russen natürlich), die noch immer nichts von der Bedeutung guter Beziehungen zur Presse verstehen und meinen, dass man seine Pflicht erfüllt habe, wenn man die ganze Meute auf einer Pressekonferenz abfertigt. Ein guter Journalist aber braucht sehr viel mehr als nur dies. Er will mit den Männern sprechen, die den Frieden machen. Er will keine ‚Interviews‘, es sei denn, er ist Amateur. Er will Hintergrund- und Insiderinformationen, die er dann diskret verwendet; und seine Informanten wissen, dass er solche vertraulich verarbeitet.

Habe mit Bidault nur wenige Minuten gesprochen. Ein kleiner, schlanker Franzose, noch ein wenig nervös in seinem Amt, doch er hinterliess den Eindruck eines scharfsichtigen und intelligenten Mannes.

Nach den 20-Uhr-Nachrichten schloss ich mich einer Gruppe von Korrespondenten, Redakteuren und Verlegern an, die von Anthony Eden zum Dinner eingeladen waren. Stettinius versteht noch zu wenig von seinem Job, um auf eine solche Idee zu kommen, doch der britische Aussenminister ist eben erfahrener. Ein Zei-

tungsmann fühlt sich nur zu berechtigt, vom britischen Ausenminister zum Abendessen gebeten zu werden. Dieser wiederum bekommt damit nicht nur Gelegenheit, jene Männer unmittelbar kennenzulernen, die in den führenden Blättern hierzulande die Meinung machen, sondern hat damit auch die glänzende Möglichkeit, in intimer Runde die Haltung seiner Regierung direkt ‚herüberzubringen‘. (Von den grossen Radio-Ketten, auch von den Nachrichtenagenturen, erwartet man gewöhnlich keine politische Wertung, doch ihre wichtigen Korrespondenten, die natürlich solche Ansichten haben, werden gleichfalls eingeladen.)

Selbstredend nutzte Eden seine Gelegenheit glänzend, wie wir auch. Für einen vielbeschäftigten Mann, der nicht nur diese Konferenz, sondern zugleich das bevorstehende Ende des Krieges im Kopf haben muss, zeigte er sich äusserst geduldig. Als das Essen beendet war, blieb er noch einige Stunden in unserer Runde. Dabei vermittelte er in klugen und offenen Worten (nicht mit den rhetorischen Hülsen einer Pressekonferenz) die Haltung der britischen Regierung oder was er wollte, dass wir es dafür hielten. Er zeigte sich äusserst interessiert an den Russen, mit denen er im Verlauf des Krieges eine Menge zu tun gehabt hat. Offen gesagt, mir gefielen seine Bemerkungen nicht besonders, die Russen seien ‚jetzt Mitglieder des Klubs‘. Die Welt, nun zum grossen Teil von den Russen im Verein mit den Amerikanern dominiert, ist doch viel komplexer und schwieriger als ein ‚Klub‘.

Nach diesem Abend ist mir klarer als zuvor, dass jetzt, zum ersten Mal in der Geschichte, die beiden grossen nicht-europäischen Nationen – deren militärische Stärke den Krieg in Europa entschieden hat – tatsächlich die Zukunft nicht nur Europas, sondern der ganzen Welt in ihren Händen halten. Grossbritannien spielt natürlich noch eine Rolle, und es wird diesen Fakt bis zum äussersten ausnutzen. Doch es ist nicht stark genug gewesen, den Krieg in Europa gegen die deutsche Macht zu entscheiden, auch nicht im Verein mit seinen traditionellen kontinentalen Verbündeten. Frankreich ist innerhalb von sechs Wochen zusammengebrochen. Italien ist am Ende. Deutschland wird in Kürze am Ende sein. Russ-

land und Amerika gehen aus dem Krieg als die beiden Supermächte des Planeten hervor. Sie werden auf lange Sicht, in ihren Beziehungen zueinander und zur generellen Weltsituation, die Zukunft der Menschheit entscheiden.

*San Francisco, 29. April*

Was für ein Wochenende!

Amerikanische Truppen sind in München und Mailand einmarschiert, den Geburtsstätten von Nazismus und Faschismus. Die 8. britische Armee hat Venedig befreit. Neun Zehntel von Berlin befinden sich in russischer Hand.

Doch die grösste Nachricht von allen kommt aus Mailand.

Benito Mussolini, der prahlerische kleine Westentaschen-Cäsar, ist tot. Er wurde gestern Nachmittag um 16.20 Uhr in einem kleinen Bergdorf nahe Como von italienischen Patrioten hingerichtet. Heute hing sein Leib neben siebzehn seiner faschistischen Paladine, die gleichfalls von aufgebrachten italienischen Patrioten getötet worden sind, auf der Piazza Loreto von Mailand ... Wie Radio Freies Mailand berichtet, wurde auch die Mätresse des Duce, Clara Petacci, hingerichtet. Nachdem man die Leichen schliesslich von den symbolischen Galgen abgeschnitten hatte, lag der blutige Körper des Tyrannen im Rinnstein von Mailand auf dem ihrigen, sichtbar für alle.

Nach II Duce nun Der Führer?

Meldungen besagen, er halte im Berliner Zoo die Stellung – ein passender Ort. Die Russen kämpfen heute an einem halben Dutzend mir vertrauter Schauplätze in Berlin: Alexanderplatz, Belle-Alliance-Platz, Potsdamer Strasse, Schloss Bellevue nahe dem Tiergarten.

Den Meldungen von AP und UP zufolge hat es hier in den Vereinigten Staaten vergangene Nacht ein grosses Spektakel gegeben. Von Küste zu Küste lag die Nation im Friedenstaumel – und alles wegen besagter falscher AP-Meldung, Deutschland habe sich ergeben.

Die Gewissheit, dass der Krieg gegen Deutschland nahezu beendet ist, zeigt wunderbare Auswirkungen auf die Konferenz hier. Sie macht es den Delegierten noch deutlicher als zuvor, dass sie zu einer Übereinkunft kommen müssen bezüglich des Mechanismus

einer zukünftigen Weltorganisation, die den Frieden zu erhalten hat. Noch vor einigen Tagen, als zweitrangige Streitigkeiten den ganzen Fortgang bedrohten, konnte man hören, dass sich die Konferenz womöglich vor der Verabschiedung einer Charta vertagen

würde – vertagen, um im Herbst einen neuen Versuch zu starten. Davon ist heute nicht mehr die Rede.

Natürlich viel leeres Geschwätz hier seitens der professionellen Russen-Hasser, dass es den Bolschewiken ziemlich egal sei, ob die Konferenz mit der Verabschiedung einer Charta erfolgreich sein wird oder nicht. Ich sehe das ganz anders. Sicher ist mit den Russen schwer umzugehen, aber hier in San Francisco wollen sie exakt das gleiche, was wir wollen.

Abendessen heute in der Wohnung von Tom und Harle. Sie ist eine der schönsten Frauen Amerikas. Auch Harry Bridges, Vorsitzender der Hafenarbeiter-Gewerkschaft der Westküste, war da. Er gilt an der Ostküste, besonders in konservativen Kreisen, als schlimmes Ungeheuer, als gefährlicher Revolutionär und so weiter. Nun erlebte ich ihn als sehr menschlichen Burschen, viel jünger, als ich ihn mir vorgestellt hatte, intelligent und gut informiert. Seine Rede ist ein wenig zu glatt, doch wahrscheinlich eignet man sich dies an, wenn man oft mit harten Männern spricht – nicht nur an den Docks, sondern auch in den Büros der Arbeitgeber. Anschliessend ging ich mit MacDonald von der Londoner ‚Times‘ (in seinem Auftreten ganz und gar nicht an einen ‚Times‘-Mann erinnernd), Bridges und einem attraktiven tschechischen Mädchen zu Fuss nach Hause. Wir müssen wohl die meisten der Hügel von San Francisco auf- und abgeschritten sein, jedenfalls sangen wir lautstark und viel, besonders MacDonald, die Zeit verging angenehm und unbemerkt, die steilen Strassen machten uns nichts aus.

### *San Francisco, 30. April*

Die Russen stehen im Herzen Berlins. Sie haben das ausgebrannte alte Reichstagsgebäude erobert. Und die Kroll-Oper, wo der Reichstag ab März 1933 zusammentrat, nachdem die Nazis seine Heimstätte angezündet hatten; und wo

**1945** Hitler an jenem grauen Vormittag des 1. September 1939 der Welt die ersten Schüsse des Krieges meldete.

Berlin ist am Ende – und Deutschland und der Nazismus! Der Krieg ist beinahe zu Ende. Doch hier in San Francisco erlebten wir heute, wie schwierig sich für die Siegernationen dieses Krieges, die so schreckliche Opfer gebracht haben, die Zusammenarbeit im Sinne des Friedens gestaltet. Zum ersten Mal zerbrach die Einigkeit der Grossmächte, die den Hauptteil der Kämpfe des Krieges ausgetragen haben, in aller Öffentlichkeit. Und aus seltsamem Anlass.

Die Vereinigten Staaten – deren verstorbener Präsident ebenso wie der frühere Aussenminister stets eine äusserst kritische Haltung gegenüber der faschistischen Pro-Achsen-Militärclique in Buenos Aires bezogen hatten – bestanden darauf, dass Argentinien als Mitglied der Vereinten Nationen zugelassen werden müsse. Daraufhin schleuderten die Russen uns jedes bittere Wort, das Mr. Roosevelt und Mr. Hull gegen Argentinien gesprochen hatten, ins Gesicht und forderten ‚einige Tage Aufschub‘ für die Entscheidung, damit die Konferenz das Ganze überdenken könne. Wir bestanden auf sofortiger Abstimmung – noch heute; als könne man nun den Frieden, genauso wie zuvor den Krieg, mittels ‚Mehrheitsvoten‘ in Gang setzen; als wüssten die Russen und alle anderen nicht, dass wir das Abstimmungsverhalten der etwa zwanzig südamerikanischen Staaten (die nicht in den Krieg einbezogen waren) bestimmen können und die Briten das der Commonwealth-Staaten.

Ed Stettinius also forderte die Abstimmung, und er bekam sie – mit grosser Mehrheit für die Forderung Amerikas nach Mitgliedschaft des faschistischen Argentinien in den Vereinten Nationen (zu deren Beschädigung es nach Kräften beigetragen hatte).

Nach Hause im Autobus, zusammen mit Walter Lippmann. Beide waren wir zu niedergeschlagen, um ein Gespräch zu beginnen.

### *San Francisco, 1. Mai*

Ich war gerade beim Mittagessen mit Tom Finletter im Hotel Fairmont, als man mich zum Telefon rief. Es war das hiesige CBS-Studio. Kommen Sie schnell, hiess es, Hitler ist tot.

Nun also ist Hitler, der Genius des Bösen, tot. Vernichtet wie sein Land, das er zum Herren der Welt machen wollte und das doch nur in Zerstörung endete. Es war mir niemals möglich erschienen, dass ein Mann, der die Inkarnation alles Bösen, Bestialischen und Entarteten im Menschen darstellt, der Millionen von anständigen Männern, Frauen und Kindern dieser Welt in den Tod schickte, der Geist und Kraft so vieler weiterer Millionen gebrochen und dem Erdball Millionen von Ruinen beschert hat – nein, es schien mir niemals möglich, dass so ein Mann am Ende siegreich sein würde, dass er alle guten und freien Menschen dieser Welt unterwerfen und sie zu Sklaven seines niederträchtigen Konzepts machen könnte.

Die Toten aber können nicht wieder zum Leben erweckt werden, die gebrochenen Geister und zerstörten Städte nicht über Nacht wieder gesunden. Die von ihm vergiftete Welt wird ebenfalls nur auf lange Sicht zu reinigen sein. Doch wenigstens ist er jetzt tot. Er kann kein weiteres Unheil mehr anrichten.

Die Nachricht von seinem Ende verbreitete der Hamburger Sender. Am frühen Abend – deutscher Zeit – hatte er sein Programm unterbrochen und eine wichtige Mitteilung angekündigt. Hier ist der Wortlaut, festgehalten für das Buch der Geschichte:

ANSAGER: «Achtung! Achtung! Der Grossdeutsche Rundfunk bringt eine ernste und wichtige Mitteilung für das deutsche Volk.» (*Dreimaliger Trommelwirbel.*)

«Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, heute Nachmittag in seinem gegenwärtigen Hauptquartier in der Reichskanzlei für Deutschland gefallen ist. Am 30. April hat der Führer Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger bestimmt. Der Grossadmiral und Nachfolger des Führers spricht nun zum deutschen Volk.»

DÖNITZ: «Deutsche Männer und Frauen, Soldaten der

1945

bewaffneten Streitkräfte! Unser Führer Adolf Hitler ist gefallen. In tiefster Sorge und Ehrfurcht verneigt sich das deutsche Volk.

Schon frühzeitig hat er die furchtbare Gefahr des Bolschewismus erkannt und seine Existenz diesem Kampf gewidmet. Am Ende seines Kampfes, seines unerschütterlichen Lebensweges, steht sein Heldentod in der Hauptstadt des Deutschen Reiches. Sein Handeln im Kampf gegen die bolschewistische Sturmflut galt nicht nur Europa, sondern der ganzen zivilisierten Welt.

Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Im vollen Bewusstsein dieser Verantwortung übernehme ich in dieser schicksalhaften Stunde die Führung des deutschen Volkes.

Meine erste Aufgabe ist es, Deutschland vor der Vernichtung durch den heranrückenden bolschewistischen Feind zu bewahren. Allein mit diesem Ziel wird der militärische Kampf fortgesetzt. Soweit und so lange die Erreichung dieses Ziels von den Briten und Amerikanern behindert wird, sehen wir uns gezwungen, unseren Verteidigungskampf auch gegen sie zu führen. Unter solchen Bedingungen werden jedoch die Anglo-Amerikaner den Krieg nicht für ihre eigenen Völker fortsetzen, sondern einzig und allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa.

Was das deutsche Volk während der Kämpfe dieses Krieges auf dem Schlachtfeld und an der Heimatfront geleistet hat, ist einmalig in der Geschichte. In der vor uns liegenden Zeit von Not und Krise für unser Volk werde ich mich bemühen, erträgliche Lebensbedingungen für unsere Frauen, Männer und Kinder herzustellen, soweit das in meiner Macht liegt.

Für all das brauche ich Ihre Hilfe. Schenken Sie mir Ihr Vertrauen, da Ihr Weg auch der meine ist. Bewahren Sie Ordnung und Disziplin in Stadt und Land. Lassen Sie uns, jeder auf seinem Posten, unsere Pflicht tun. Nur so werden wir das Leid lindern können, welches die vor uns liegende Zeit einem jeden von uns bringen wird; nur so werden wir in der Lage sein, den Zusammenbruch zu verhindern. Wenn wir alles tun, was in unserer Macht liegt, dann



wird Gott uns nicht verlassen nach so viel Leid und Opfern.»  
(*Nationalhymne.* )

Mein Gott! Die Deutschen werden bis zum Schluss irreführt. Der Versuch aber, *uns* irrezuführen, mutet kindisch an. Doch die Erklärung von Dönitz ist ein folgerichtiger Schluss. Das ganze Hitlerregime, die ganze Hitlerlegende, alles war auf Lügen gegründet. Nun umgeben ihn Lügen auch im Tod. Sein Nachfolger wälzt sich in ihnen ebenso, wie er es tat. Und das deutsche Volk wird sie schlucken, wie das stets der Fall war.

Man erklärt ihm, Hitler habe bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus gekämpft. Das Volk wird es glauben. Es wird eine neue deutsche Legende werden. Niemals wird das deutsche Volk in der Lage sein, die einfache Wahrheit zu erkennen: dass Hitler seinen Weltkrieg nicht gegen den Bolschewismus entfesselt hat, nicht gegen Russland (mit dem er durch den Ribbentrop-Molotow-Pakt ja verbündet war), sondern gegen ein reaktionäres kapitalistisches Polen und ein konservatives – doch zugleich demokratisches – Grossbritannien und Frankreich. Erst später setzte er aus freien Stücken Russland und schliesslich das kapitalistische Amerika auf seine lange Liste der Feinde. Doch in der neuen deutschen Legende wird es heissen, dass er versucht habe, nicht den Westen zu vernichten, sondern ausschliesslich den Osten. Und dass der Westen ihn in diesem noblen Bestreben verraten habe.

Diese ungeheure Lüge wird nun von Dönitz fortgesetzt. Die britischen und amerikanischen Armeen, die die Deutschen noch im vergangenen Dezember in der Schlacht an der Bulge zu vernichten suchten, ‚behindern‘ nunmehr lediglich Deutschlands Krieg gegen den Bolschewismus. Indem sie das tun, kämpfen sie nicht für ihre Länder, sondern ‚einzig und allein‘ für den Bolschewismus. Nur ein Deutscher kann so sprechen und solche Argumente wirklich glauben. Nur ein Deutscher mit seiner völligen Ignoranz gegenüber dem Charakter und der Mentalität anderer Völker (die den Globus mit ihm teilen) kann die äusserste Lachhaftigkeit solchen Ge-

schwätzes nicht bemerken. Nur ein Deutscher kann glauben, dass der Rest der Welt auf solchen Nonsens hereinfällt.

Dönitz behauptet, Hitler sei den ‚Heldentod‘ gestorben – das Erhabenste überhaupt für einen Deutschen. Der Grossadmiral wie auch der Ansager erklären, er sei im Kampf ‚gefallen‘. Vielleicht stimmt das. Doch ich bezweifle es. Er kann auch Selbstmord begangen haben. Tatsächlich war ich immer sicher, dass er dies am Ende tun würde.

Konrad Heiden hat bemerkt, dass Hitler bereits in seinen frühen Tagen in München, ehe er an Macht gewann, Selbstmordabsichten hegte. Ganz sicher war es nicht nach seinem Geschmack, von den Alliierten hingerichtet zu werden – wie es wohl geschehen würde, wenn er lebend in ihre Hände käme. Selbstmord wäre mehr als nur der einfachste Ausweg aus seinem Dilemma, da er nun sein Vaterland ruiniert hat, da es – in einer wahrhaft Wagnerschen Szenerie – in Schutt und Flammen liegt. Ergriffen und vor Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet zu werden, das würde das Ende der Hitlerlegende bedeuten. Oder beinahe das Ende. Aber auf seinem Posten in der Hauptstadt des Reiches gefallen zu sein, am Ende eines verzweifelten Krieges und einer verzweifelten Schlacht gegen den bolschewistischen Schrecken aus dem Osten – das wäre der richtige Weg, um die Fabel fortzusetzen. Und das deutsche Volk wäre ja auch zu dumm, wenn es sich eines Selbstmordes erinnerte. Gedacht wird nur eines Heldentodes, möglichst in der Schlacht. Dem Volk wird man nur zu leicht einreden können, dass er im Gefecht ‚gefallen‘ ist und damit zum ersten Krieger des Reiches avanciert. So hat ein Held im Kampf zu sterben. Er tötet sich nicht selbst. Er wird getötet.

Und dass er das Vaterland in Schutt und Asche gelegt hat? Ehrt man das Andenken eines solchen Mannes? Macht man eine Legende aus ihm? Ach, Sie kennen nicht die selbsterstörerische Lust, die in der deutschen Seele wohnt ...! Sie haben die Siegfriedsage nicht gelesen? Das Nibelungenlied? Sie wissen nichts über Hagen von Tronje? Über Wotan? Jenen Wotan, der seine Welt, Walhalla, gleichfalls in Schutt und Flammen versinken liess, zur äussersten Faszination (und mit Zustimmung) der gespaltenen teutonischen Seele?

Muss irgendwann ein zusammenfassendes Psychogramm des Dämons und Mannes Hitler schreiben. Mit den persönlichen Eindrücken von diesem Unhold. War es doch mein Schicksal, ihn bei vielen seiner grössten und diabolischsten Momente leibhaftig zu erleben. Erinnerst du dich, wie du ihn im September 1934 in Nürnberg das erste Mal sahst und er dich gar nicht sehr beeindruckte? Wann hast du ihn eigentlich zum letzten Mal gesehen? Ich glaube, am 18. Juli 1940 im Reichstag, nachdem er die Benelux-Staaten und Frankreich überrannt hatte und dabei war, den Briten – wie er dachte – ein Friedensangebot zu machen.

Wie wichtig für das Verständnis der Völker ist daher die Feststellung, dass wenigstens die Italiener ihren Diktator selbst zu Tode gebracht haben!

### *San Francisco, 2. Mai*

Die deutschen Truppen in Italien haben sich ergeben ... Moskau sagt, heute um 15 Uhr wird Berlin fallen ... Der amtierende Aussenminister Joseph C. Grew bestätigt, dass der Henker Himmler versucht hat, über Bedingungen für eine Kapitulation zu verhandeln. Das überrascht mich. Himmler ist ein sadistischer Mörder und fanatischer Nazi, ich dachte, er würde Hitler in den Tod folgen. Seltsam genug: Offenbar hat dies von der ganzen Nazibande einzig und allein Goebbels getan. Wie jetzt bekannt wird, hat sich am 24. April auf deutsches Ersuchen der schwedische Graf Folke Bernadotte in Lübeck mit Himmler getroffen. Der Gestapochof forderte den Schweden auf, ein Treffen mit Eisenhower zu arrangieren, bei dem Himmler die deutsche Bereitschaft zur Kapitulation im Westen sowie in Dänemark und Norwegen erklären wolle. Er bestand jedoch auf Fortführung des Krieges gegen Russland. Churchill und Truman, was für sie spricht, wollten damit nichts zu tun haben, also informierten sie Stalin. Unsere Antwort ging am 26. April nach Schweden und wurde den Deutschen am nächsten Tag in Flensburg von Bernadotte ausgehändigt. Wie Grew weiter sagt, habe Himmler Bernadotte erklärt, Hitler leide unter einer Gehirnblutung und «ist vielleicht schon tot; bestenfalls bleiben ihm noch zwei Tage».

1945

(Das war eine Lüge. Wie ich später in Berlin feststellen konnte, war Hitler zwar dem Wahnsinn nahe – was er schon immer gewesen war –, doch hatte er keineswegs eine Gehirnblutung gehabt. Kurz vor seinem Selbstmord erfuhr er von Himmlers Verhandlungsbemühungen um eine Kapitulation. Dies kam nun noch zu Görings ‚Verrat‘ – wie er es nannte – hinzu und gab ihm den Rest. Göring hatte aus Bayern telegraphiert, er werde Hitlers Amt übernehmen, worauf der Führer Befehl gab, den Reichsmarschall unverzüglich zu erschiessen. Und nun Himmler! Augenzeugen berichten von einem ungeheuren Wutausbruch Hitlers, der zusammenbrach, weinte und schrie, die Männer seines grössten Vertrauens würden ihn in seiner letzten Stunde ‚betrügen‘. Wahrscheinlich hat er Göring nie sehr getraut, aber sein Glaube an Himmler, denke ich, war stark – daher der besondere Schock. Tatsächlich hatte Himmler seit Monaten eine Gruppe hoher Nazis um sich versammelt, die sich bewusst waren, dass das Spiel verloren war, Hitler dies aber niemals zugeben würde. Also suchten sie nach Wegen für eine Kapitulation gegenüber den westlichen Alliierten. Verblendet, wie sie waren, hofften sie bis zuletzt, sie könnten die Westmächte davon überzeugen, sich mit ihnen gegen Russland zu verbünden.)

In der Aufregung habe ich gestern vergessen, im Tagebuch die grossartige Rede von Jan Christiaan Smuts – er ist der ‚Elder Statesman‘ der Konferenz – zu erwähnen. Als einer der Architekten des alten Völkerbunds erklärte er den Delegierten, warum dieser versagt habe und was sie tun müssten, um ein zweites und endgültiges Scheitern zu vermeiden. Ich hoffe, unsere amerikanischen Geschäftsleute bekommen den Text der Rede dieses weisen alten Mannes, denn zu viele von ihnen haben noch immer nicht begriffen, wieviel sich in der Welt ausserhalb Amerikas in den letzten zwei Jahrzehnten verändert hat. Smuts plädierte dafür, die neue Weltorganisation möge endlich ‚die weitreichende wirtschaftliche Revolution zur Kenntnis nehmen, die seit 1919 stattgefunden hat‘. Unserer Business-Klasse behagt diese Revolution mit Sicherheit nicht, aber wann jemals waren alle Realitäten des Lebens auch an-

genehm für alle? Und wann jemals war es klug, sich gegenüber diesen Realitäten blind zu stellen?

Smuts ist kein guter Redner. Seine Ausstrahlung ist zu mild und trocken, seine Stimme zu dünn. Doch er versteht exzellent zu schreiben. Und er hat Sinn für Geschichte – was unserer ganzen amerikanischen Delegation abgeht. Mehr noch: Er hat ein Gespür für grosse Momente in der Geschichte. Gestern war gewiss ein solcher Moment.

Der Krieg, der so viel Zerstörung gebracht hat und beinahe verlorengegangen wäre, endet mit einem totalen Sieg. Mussolini hängt auf einer Mailänder Piazza. Hitler ist tot, ohne Zweifel von eigener Hand, und liegt in den Ruinen seiner Reichskanzlei in der Wilhelmstrasse, von wo aus er seine teuflischen Pläne zur Eroberung und Unterwerfung der Welt verfolgt hat. Mit diesen beiden Männern, die ihn geformt und angeführt haben, wird der Faschismus zu Grabe getragen, der unsere Welt fast ergriffen hätte, der sie beinahe ruiniert hat und der schreckliches Leid über mehr Menschen gebracht hat als jede andere Bewegung in der Menschheitsgeschichte.

Mit Sicherheit war das ein Moment der Geschichte, in dem die Führer der Nationen, die uns vor der Auslöschung bewahrt haben, Grösse zeigen konnten. Mit Sicherheit war es nicht der Moment dafür, dass die Staatsmänner der mächtigsten Nation der Erde, deren Ideale seit den Tagen von Jefferson und Washington Menschen in aller Welt beeindruckt haben, jetzt die Gelegenheit verpfuschen und ihre Zeit mit kleinlichen Intrigen vergeuden, um das faschistische Argentinien in die Versammlung von Völkern, die den Krieg ausgekämpft und gewonnen haben, hineinzumanövrieren.

Smuts, wie man sehen konnte, war sich des grossen Moments bewusst. Ein zäher kleiner Mann mit der Weisheit jener raren Seelen, die in ihrem langen Leben nicht nur viel gesehen, sondern auch viel gelernt haben – so trat er in seiner Uniform eines Feldmarschalls ans Rednerpult, blinzelte in die Blitzlichter, räusperte sich und verlieh der Grösse des Augenblicks Ausdruck:

1945

«Die Stunde für die menschliche Rasse hat geschlagen! Die Menschheit ist an einer Schicksalskrise angekommen, es geht um ihre Zukunft als zivilisierte Weltgemeinschaft... Ein dritter Weltkrieg würde mit Sicherheit die Grenzen dessen überschreiten, was eine zivilisierte Gesellschaft aushalten kann ... Zwei Weltkriege haben stattgefunden; zum gegenwärtigen Zeitpunkt befindet sich die alte Heimat und der Kontinent unserer westlichen Zivilisation in einem Zustand der Zerstörung, der in der Geschichte beispiellos ist ... Schauen wir auf diese Zerstörung und gebieten wir mit allem, was in unseren Kräften liegt, dieser Pilgerfahrt des Todes, diesem Marsch in den Selbstmord unserer Rasse, endlich Einhalt.»

Das waren grosse Worte, gesprochen mit leiser, umso ernsterer Stimme. Sie müssen rund um die Welt geklungen haben. Dann folgte ein deutlicher Ratschlag an die Adresse jener Männer, die sich mit dem kontroversen Problem der vorgeschlagenen Vorrechte der grossen Nationen, vor allem mit dem Vetorecht, beschäftigten. Derartige Vorkehrungen, sagte Smuts, zeigten weder hohe Ideale, noch könnten sie perfekt funktionieren. Dann fuhr er fort:

«Wer aber – in Kenntnis der Abstimmungen des letzten Vierteljahrhunderts und im Gedanken an mögliches Unheil in den unmittelbar vor uns liegenden Jahren – wird zu sagen wagen, dass derart drastische Vorkehrungen heute nicht nötig sind, um die Einheit der Völker zu bewahren? Dass sie ein zu hoher Preis für den neuerlichen Versuch sind, internationale Kriege aus den Beziehungen der Menschheit zu verbannen?»

Es ist typisch für diese Konferenz, denke ich, dass es diesem weisen alten Mann nicht gestattet wird, eine wichtige Rolle bei der Formulierung der Charta zu übernehmen. Als Trostpflaster haben ihm die Delegierten die Abfassung der Präambel überlassen. (Diese geriet glänzend, wie sich kurz darauf zeigen sollte.)

*San Francisco, 3. Mai*

Hans Fritzsche, Stellvertreter von Goebbels (seine Stimme im Radio klingt exakt wie die seines Herrn und Meisters), hat in Berlin

bestätigt, dass Hitler Selbstmord beging, desgleichen Goebbels. Der Präsident hat in Washington erklärt, er gehe von der Richtigkeit der Meldungen aus und sei überzeugt, dass Hitler nicht mehr am Leben ist. Laval, der verräterische und schleimige Franzose, hat sich von Deutschland aus nach Barcelona abgesetzt. Ein angemessener Spiessgeselle für Franco.

#### *San Francisco, 4. Mai*

Drew Middletons Bericht aus Paris in der heutigen ‚Times‘ beginnt mit den Worten: ‚Dies ist die Stunde des umfassenden Sieges, und sie ist überwältigend‘. Sämtliche deutschen Truppen in Holland, Dänemark und Nord west deutschland – an die 500'000 Mann – haben sich heute Montgomery ergeben. Die 7. US-Armee hat Innsbruck, Salzburg – und Hitlers Bergsitz Berchtesgaden eingenommen!

Hier in San Francisco ist die Zeit der Reden vorüber, heute ist die Konferenz an ihre eigentliche Arbeit gegangen, die Ausarbeitung einer Charta der Vereinten Nationen. Bei mir kam auf einen Sprung der australische Aussenminister, Dr. Herbert V. Evatt, vorbei. Ich hoffe, er kann mir bei der Arbeit eines kleinen Komitees helfen, das ich ins Leben gerufen habe und mit dem wir dazu beitragen wollen, Franco-Spanien von den Vereinten Nationen fernzuhalten. Von Stettinius und den anderen Amerikanern werden wir kaum Ermutigung zu erwarten haben. Selbst der mexikanische Aussenminister Padilla, auf den ich grosse Erwartungen gesetzt hatte, reagierte kaum lauwarm. Ich denke, er will das State Department nicht brüskieren, das in der Hauptsache aus Pro-Franco-Vertretern besteht.

#### *San Francisco, 5. Mai*

Der Erfolg dieser Konferenz (an dem ich nie gezweifelt habe) wurde heute definitiv sichtbar, als die Grossen Vier übereinkamen, gemeinsam zweiundzwanzig Zusatzbestimmungen zu den früheren Vorschlägen von Dumbarton Oaks zu unterstützen. Das wird wohl auch endlich jene Kräfte zum Schweigen bringen, die stets gegiftet haben, die Grossen Vier könnten sich niemals verständigen und die schrecklichen

1945 Bolschewiken würden zu absolut nichts ihre Zustimmung geben.

Allerdings tragen auch die neuen Zusatzbestimmungen wenig dazu bei, die Macht und Dominanz der grossen Nationen in der neuen Organisation zu mindern. Aber sie liberalisieren die ursprünglichen Vorschläge auf vielerlei Art, eröffnen die Möglichkeit späterer Änderungen der Charta, erklären Gerechtigkeit und grundlegende Menschenrechte zur Basis der Arbeit der Organisation, ermutigen die Entwicklung eines internationalen Völkerrechts und packen das Problem der Beseitigung von Bedingungen an, die zum Krieg führen können.

Einige Fragen sind noch offen, aber die Konferenz ist über den Berg. Innerhalb eines Monats werden wir eine Charta und einen neuen Völkerbund haben!

*San Francisco, 6. Mai*

Es ist nun bald soweit. Heute wartete man in allen Ländern der Alliierten atemlos auf den V-E-Day, den Tag des Sieges in Europa. Es war noch nicht an dem. London zufolge rechnet man mit morgen.

Was für eine Woche war das!

Es war die Woche unseres Lebens, auf die wir so gewartet hatten. Als sie dann kam, als sich eine atemlose Stunde an die andere reihte, da konnte der armselige Menschenverstand es beinahe nicht fassen. Man fand keine Worte – oder zumindest ich fand keine –, um seinen Gefühlen Ausdruck zu verleihen. Innerhalb einer kurzen Woche brach eine Welt des Bösen in Ruinen und Asche zusammen, und wir erlebten, wenigstens dieses eine Mal, dass anständige Dinge, anständige Menschen oder, wenn man so will, Gerechtigkeit und Recht in unserer Welt über das Böse, über Ungerechtigkeit und Tyrannei triumphieren *können* ...

Vermögen wir zu fassen, was in Deutschland geschehen ist? Hier endete eine einstmals grosse Nation, mit uralter Kultur, auf dem Schlachtfeld; ihr politisches, wirtschaftliches und soziales Gefüge ist ebenso zerstört wie ihre grossen Städte. Ich glaube, nie zuvor war der Mensch Zeuge eines derartigen Zusammenbruchs auf dem Planeten. Der Dreissigjährige Krieg hatte gleichfalls grosse



Teile Deutschlands verwüstet – aber nicht so total wie jetzt...

An Hitlers Tod macht mich nur eines stutzig. Ich war mir sicher, dass er, bevor er sich selbst umbrachte, eine grandiose Botschaft von sich geben würde, ein Testament, in dem er noch einmal all den Nazi-Unfug zusammenfassen würde, an den die meisten Deutschen glaubten. Und mit der Zeit – so dachte ich, dass er kalkuliert hätte – würde dieses Testament dann zu einer Art Bibel für die Deutschen werden, wenn sie sich jemals von ihrer gegenwärtigen Katastrophe erholen und erneut mit dem beginnen sollten, woran der Kaiser und danach Hitler gescheitert sind.

Aber Hitler starb, ohne ein Wort zu hinterlassen, was ihm gar nicht ähnlich sieht.

(So unähnlich in der Tat, dass die Alliierten später sein 'Politisches Testament' fanden – siehe Seite 222.)

### *San Francisco, 7. Mai*

Jetzt also ist er endlich beendet – der lange und blutige Krieg in Europa, der deutsche Krieg, der unsere Welt beinahe vernichtet hätte!

Nach genau fünf Jahren, acht Monaten und sechs Tagen.

Aus irgendeinem Grund werden die offizielle Zeremonie der Kapitulation und die Verlautbarung erst morgen erfolgen. Doch die Deutschen haben heute früh über den Flensburger Sender ihre bedingungslose Kapitulation erklärt. Und Ed Kennedy hat für AP einen Bericht aus Reims übermittelt, wo sich die Deutschen in einem kleinen Schulgebäude, in dem sich jetzt General Eisenhowers Hauptquartier befindet, ergeben haben.

Natürlich eine sensationelle Erstmeldung, und AP hat sich den ganzen Tag damit gebrüstet. Es scheint so, als habe Kennedy die vereinbarte Nachrichtensperre unterlaufen – man kann sich nur wundern über die Ethik unserer grössten Nachrichtenagentur! Doch das ist zweitrangig. Wichtig allein: Der Krieg ist vorbei, Deutschland ist geschlagen, wir können weiterhin als freie Menschen leben und müssen keine schreckliche Sklaverei unter den fremden deutschen Barbaren fürchten.

**1945** Den ganzen Tag musste ich mir die Augen reiben, um die Nachricht zu glauben; um mir vorzustellen, dass dies tatsächlich das Ende jenes Alptrahms bedeutet, der für mich persönlich (um das Ganze schrecklich egoistisch zu betrachten) an jenem grauen Vormittag des 1. September 1939 in Berlin begann, vor fünfeneinhalb Jahren. Das scheint lange zurückzuliegen – ein ganzes Zeitalter. Etwa fünfundzwanzig Millionen Menschen, die alle an jenem Tag noch am Leben und relativ glücklich waren, sind danach auf dem Schlachtfeld gefallen, wurden von Bomben dahingemäht oder von den Nazis in ihren Vernichtungslagern zu Tode gequält.

An diesem denkwürdigen Tag musste ich mir die Augen reiben, um es in meinen Kopf zu bekommen, dass der Nazismus endlich in Trümmern liegt, dass dieses schreckliche Phänomen, mit dem ich während der meisten Jahre meines Erwachsenseins ziemlich nahe zusammenleben musste, nun nicht mehr existiert und niemals mehr Menschen auf diesem traurigen Planeten entwürdigen wird. (Das ist besonders wichtig aus der Sicht eines nicht Entwürdigten!) Ohne Zweifel wird es andere Dinge geben, die den Menschen entwürdigen – Ungerechtigkeit, Intoleranz, Raffgier, Armut und andere Übel, die uns wohl ständig begleiten. Doch es wird wenigstens den Nazismus nicht mehr geben, der verhängnisvoller war, als es die meisten Amerikaner, die niemals direkt mit ihm zu tun hatten, jemals begreifen werden.

Ich bin tatsächlich in der Stimmung zu beten, was ich sehr lange nicht mehr getan habe. –

Sehr früh am Morgen weckte mich das CBS-Studio aus einem kurzen Schlaf. Jemand am Telefon sagte: «Jetzt ist es soweit. Die Deutschen haben kapituliert!» Ich eilte ins Studio, wo grosse Erregung herrschte. Einer gab mir die ersten Meldungen. Und ich las:

### **„AP-Blitzmeldung**

Reims, Frankreich – Die Alliierten geben offiziell bedingungslose Kapitulation Deutschlands bekannt‘.

Das war 6.45 Uhr hiesiger Zeit eingetroffen. Eine Minute später folgte dann Kennedys Bericht, dessen erste Zeilen lauteten:

„AP (Edward Kennedy)

Reims, Frankreich, 7. Mai – Deutschland hat heute Nacht um 2.41 Uhr französische Zeit seine bedingungslose Kapitulation gegenüber den westlichen Alliierten und Russland erklärt.“

Ja, das war es. Das war das Ende.

Ich zitiere hier für die Chronik den weiteren Text von Kennedy:

„Die Kapitulation erfolgte in einem kleinen rötlichen Schulgebäude, wo sich das Hauptquartier von General Dwight D. Eisenhower befindet.“

Für Deutschland unterzeichnete die Kapitulation, mit der der Krieg in Europa nach fünf Jahren, acht Monaten und sechs Tagen des Blutvergießens und der Zerstörung sein offizielles Ende findet, Generaloberst Gustav Jodl, Stabschef der deutschen Wehrmacht.

Für das Alliierte Oberkommando unterschrieb Lieutenant General Walter Bedell Smith, Stabschef von General Eisenhower.

Weiter unterzeichneten General Iwan Susloparow für die Sowjetunion und General François Sevez für Frankreich.

General Eisenhower wohnte der Unterzeichnung nicht bei. Der Oberkommandierende empfing jedoch unmittelbar nach dem Unterzeichnungsakt General Jodl und seinen Begleiter, Admiral Hans Friedeburg.

Eisenhower fragte die beiden, ob sie die Kapitulationsbedingungen, die Deutschland nun aufgegeben seien, eindeutig verstanden hätten und ob Deutschland sie erfüllen werde. Beide antworteten mit Ja.

Deutschland, das den Krieg mit einem brutalen Überfall auf Polen begonnen hatte, gefolgt von weiteren Aggressionen und unwürdiger Behandlung der Kriegsgefangenen, kapitulierte mit einem Appell an die Sieger, gegenüber dem deutschen Volk und den Angehörigen der Streitkräfte Gnade walten zu lassen.

Nach der Unterzeichnung der vollständigen Kapitulation bat General Jodl darum, einige Worte sagen zu dürfen, was ihm zugestanden wurde.

1945

„Mit dieser Unterschrift, erklärte er leise auf Deutsch, ‚begeben sich das deutsche Volk und seine Armee auf Gedeih und Verderb in die Hände der Sieger. Dieses Volk und seine Armee haben in diesem Krieg, der länger als fünf Jahre dauerte, mehr geleistet und mehr gelitten als wahrscheinlich jedes andere Volk auf der Welt‘

Ich muss sagen, San Francisco hat die bedeutsame Meldung mit grosser Ruhe aufgenommen, wie es seinem zivilisierten Charakter entspricht. Nirgends sah ich wilde Ausbrüche von Siegesfreude und Rachegeleüsten, wie etwa am Tag des Waffenstillstands nach dem Ersten Weltkrieg. Hier hatten wir heute einen grauen Tag mit tiefhängenden Wolken, ganz ähnlich dem in Berlin, da Hitler am 1. September 1939 den Krieg entfesselte.

Vielleicht brachen die Gefühle auch deshalb nicht aus, weil die aktuelle Nachricht nicht überraschend kam. Seit mindestens einer Woche wusste jeder, dass der deutsche Krieg so gut wie vorbei war. Hauptgrund aber, so denke ich, für die relativ kühle Reaktion hier – kühler als an der Ostküste – ist die Erkenntnis, dass *unser* Krieg erst halb beendet ist. Noch muss Japan geschlagen werden. Der Bürgermeister von San Francisco brachte die Haltung auf den Punkt: ‚Die deutsche Kapitulation mit überschwenglichem Jubel zu feiern, zu einem Zeitpunkt, da immer noch die Kriegsaufgabe gegen Japan ansteht – das wäre ein Affront gegen unsere alliierten Soldaten im Pazifik. Konzentrieren wir uns besser auf diese Aufgabe!‘

Natürlich gab es Freude und Erleichterung bei den Delegierten der Vereinten Nationen, obwohl sie ihre Arbeit ganz normal fortsetzten. Molotow erklärte vor der Presse, die Einmütigkeit der Grossen Vier sei so weitreichend, dass der Erfolg der Konferenz sicher sei. Die Nachricht von der Kapitulation hat also die Friedensmacher in ihrem Bemühen zumindest beflügelt. Nun, da der Frieden erreicht ist, müssen wir rasch den Mechanismus zu seiner Bewahrung entwickeln.

Ich will einige der Schlagzeilen dieses historischen Tages festhalten:

Der ‚San Francisco Examiner‘ in Riesenlettern über die halbe Titelseite: **JETZT IST ES BESIEGELT – KRIEG IN EUROPA BEENDET!**

Das ‚San Francisco Call Bulletin‘: **AP MELDET BEDINGUNGSLOSE KAPITULATION!**

Die Westküstenausgabe der ‚New York Post‘: **V-E-DAY! DEUTSCHLAND UNTERZEICHNET VOLLSTÄNDIGE KAPITULATION! –**

Müde von der Aufregung und den vielen Sendungen des Tages, aber nicht schläfrig. Und ein gutes Gefühl im Innersten. Wie schade, dass Franklin Roosevelt nicht noch einen Monat länger leben durfte, um diesen Tag zu feiern. Doch als er im Sterben lag, hatte er sicher die Gewissheit, dass jener Tag bald anbrechen würde.

*San Francisco, 8. Mai*

Heute ist er nun gekommen, der V-E-Day – Tag des Sieges in Europa –, endgültig und offiziell, mit purpurnen Proklamationen unserer Staatsführung (seien wir heute nicht zynisch gegenüber den Grossen!) und mit wieder freien Völkern, die glücklich, erleichtert und froh darüber sind, dass sie noch leben, in deren Freude sich jedoch zugleich Zurückhaltung und Besonnenheit mischt.

Ein Tag auch des traurigen Gedenkens an all jene, die nicht überlebt haben. Eine Zeitung spricht heute von vierzig Millionen Toten. Unsere Kriegsoffer wurden in Washington mit 750'000 Mann beziffert, davon 150'000 Gefallene, der Rest Verwundete. Die Bevölkerungszahl einer mittelgrossen amerikanischen Stadt – ausgelöscht. Werden wir daran denken, wenn wir in diesem Land wieder zur Tagesordnung übergehen, zum Geldverdienen? Wir werden ...?

Schlagzeilen von heute:

Die Westküstenausgabe der ‚New York Times‘: **KRIEG IN EUROPA BEENDET! BEDINGUNGSLOSE KAPITULATION – V-E WIRD HEUTE PROKLAMIERT – LETZTE KÄMPFE IM TSCHECHISCHEN KESSEL.**

Der ‚San Francisco Chronicle‘: **TRUMAN/CHURCHILL VERKÜNDEN KAPITULATION DEUTSCHLANDS! SÄMTLICHE**

1945

WAFFEN SCHWEIGEN AB HEUTE NACHMITTAG – SONNTAG WIRD ALS TAG DES DANKES BEGANGEN.

Aufgrund eines zweiten förmlichen Kapitulationsakts gegenüber den Russen, der heute Abend in Berlin stattfand, wird der Krieg offiziell erst um 00.01 Uhr Berliner Zeit des morgigen Tages beendet sein (9. Mai 1945, für die Chronik) – für uns hier also heute Nachmittag, 8. Mai, 15.01 Uhr pazifischer Zeit.

Doch Präsident Truman verkündete das Ende des Krieges bereits heute Morgen um 9 Uhr Ostküstenzeit, als er eine offizielle Erklärung herausgeben liess und sich mit einer kurzen Ansprache im Rundfunk meldete. Da es bei uns hier 6 Uhr in der Frühe war, verpasste ich die Sendung. Trumans Worte aber sollten im Tagebuch nicht fehlen:

„Ich spreche zu Ihnen in einem ernsten, aber ruhmreichen Augenblick. General Eisenhower hat mir mitgeteilt, dass die Truppen Deutschlands vor den alliierten Nationen kapituliert haben. Die Flaggen der Vernunft wehen überall in Europa.

Ich wünschte nur, Franklin D. Roosevelt würde noch leben und könnte Zeuge dieses Tages sein.

Gemeinsam danken wir der göttlichen Vorsehung für diesen Sieg, die uns Kraft gab und uns durch die dunklen Tage der Not geleitete.

In unsere Freude mischen sich Ernüchterung und Schmerz im Bewusstsein an den schrecklichen Preis, den wir dafür zahlen mussten, um die Welt von Hitler und seiner schlimmen Bande zu säubern.

Lassen Sie uns, meine amerikanischen Mitbürger, nicht die Sorgen und gebrochenen Herzen in so vielen unserer Familien angesichts des Verlusts ihrer Männer vergessen – Männer, die ihr höchstes Gut, das Leben, für die Bewahrung unserer Freiheit geopfert haben.

Nur durch Arbeit können wir die Schuld gegenüber Gott, gegenüber unseren Toten und unseren Kindern zurückzahlen – durch dauerhaftes Wahrnehmen der Verantwortung, die uns allen übertragen ist. Wenn ich Ihnen ein knappes Losungswort für die kommenden Monate zu geben hätte, dieses Wort lautete: Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Wir müssen wirken für die Beendigung des Krieges. Unser Sieg ist erst zur Hälfte errungen. Der Westen ist frei, aber Fernost ist immer noch gefesselt durch die verräterische Tyrannei der Japaner. Erst wenn die letzte japanische Division bedingungslos kapituliert, wird unsere Kampfaufgabe erfüllt sein.

Wir müssen daran arbeiten, die Wunden einer leidenden Welt zu heilen – also einen dauerhaften Frieden aufzubauen, einen Frieden, der auf Gerechtigkeit und Recht beruht. Einen solchen Frieden können wir nur in hartem, mühevolem und gewissenhaftem Streben erreichen, indem wir nun im Frieden ebenso verständnisvoll mit unseren Verbündeten zusammenwirken wie während des Krieges.

Die vor uns liegende Arbeit ist nicht weniger wichtig, nicht weniger dringend, nicht weniger schwierig als die Aufgabe, die nun glücklich hinter uns liegt.

Ich appelliere an jeden einzelnen Amerikaner, auf seinem Posten auszuharren, bis die letzte Schlacht gewonnen ist. Bis zu diesem Tag möge keiner seinen Posten verlassen oder seine Anstrengungen verringern‘.

### **Und hier der Text der offiziellen Erklärung des Präsidenten:**

«Unter Opfern und Hingabe sowie mit Gottes Hilfe haben die alliierten Armeen Deutschland zur endgültigen und bedingungslosen Kapitulation gezwungen. Die westliche Welt ist befreit von den Kräften des Bösen, die fünf Jahre und länger freie Völker unterjocht und das Leben von Abermillionen freigebohrer Menschen vernichtet haben. Ihre Kirchen wurden geschändet, ihre Häuser zerstört, ihre Kinder verdorben, ihre Nächsten ermordet. Unsere Armeen haben diesen leidenden Menschen und Völkern, deren Geist und Willen die Unterdrücker niemals zu brechen vermochten, die Freiheit zurückgegeben.

Vieles bleibt zu tun. Dem im Westen errungenen Sieg muss nun der Sieg in Fernost folgen. Die ganze Welt muss von dem Übel gereinigt werden, von dem jetzt erst eine Hälfte der Erde befreit ist. Vereint haben die friedliebenden Nationen im Westen demonstriert, dass ihre Waffen bei Weitem stärker

1945 sind als die Macht von Diktatoren oder die Tyrannei von Militärcliquen, die uns einst als weich und schwach bezeichnet haben.

Die Kraft unserer Völker, sich gegen alle Feinde zu verteidigen, wird sich im pazifischen Krieg ebenso erweisen, wie sie sich in Europa gezeigt hat.

Zu dem Triumph des Geistes und der Waffen, zu unserem Sieg und seiner Verheissung für alle Menschen, die sich uns in Freiheitsliebe anschliessen, gehört auch, dass wir Gott dem Allmächtigen danken, der uns stark gemacht und uns den Sieg gegeben hat.

Deshalb bestimme ich, Harry S. Truman, Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, den kommenden Sonntag, 13. Mai 1945, zum Tag des Dankgebets.

Ich rufe alle Menschen der Vereinigten Staaten, gleich welchen Glaubens, dazu auf, sich im freudigen Dank an Gott für den errungenen Sieg zu vereinen und dafür zu beten, dass Er uns bis zum Ende des gegenwärtigen Kampfes beisteht und uns auf dem Weg des Friedens geleitet.

Ich rufe meine Landsleute zugleich auf, diesen Tag des Gebets dem Gedenken an jene zu widmen, die ihr Leben dafür gelassen haben, dass dieser Sieg möglich wurde.

Diese Erklärung erlangt Kraft durch meine Unterschrift und das Staatssiegel der Vereinigten Staaten von Amerika.

Gegeben in Washington am 8. Mai im Jahr unseres Herrn 1945, im 169. Jahr der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.

Harry S. Truman.'

Wie man erwarten durfte, erwies sich Churchill heute als der wortgewaltigste Staatsmann der Alliierten – nicht so sehr in seiner offiziellen Botschaft zum Tag des Sieges, der das übliche Feuer etwas fehlte, sondern in einer zweiten Rede, die er in London hielt. Nachdem er seine Landsleute daran erinnert hatte, dass «wir auf dieser Insel den Kampf ein ganzes Jahr lang praktisch allein ausgefochten haben», fuhr er fort: «Doch kein einziger Mann, keine einzige Frau, kein einziges Kind in diesem Land dachte jemals an Aufgabe des Kampfes. So tauchten wir denn nach langen Monaten wieder



aus den Klauen des Todes, aus dem Schlund der Hölle auf, und alle Welt wunderte sich darüber. Ich bin mir sicher: Noch in vielen Jahren werden nicht nur die Menschen auf dieser Insel, sondern überall auf der Welt, wo der Vogel der Freiheit im menschlichen Herzen singt, darauf zurückblicken, was wir geleistet haben. Und dann werden sie sagen: Liefert euch nicht der Gewalt und Tyrannei aus. Marschieret ihr entgegen, wenn nötig opfert euer Leben, um nicht unterworfen zu werden.»

Der letzte Satz seiner offiziellen Botschaft lautete: «Vorwärts Britannien! Lang lebe die Sache der Freiheit! Gott schütze den König!»

Eisenhowers letzter Tagesbefehl an die alliierten Streitkräfte, die nun lebend aus dem Krieg heimkehren werden, lautet:

„Der Kreuzzug, zu dem wir im Frühsommer 1944 aufgebrochen sind, hat sein glorreiches Ende gefunden. Es ist meine besondere Aufgabe, Sie im Namen aller kriegführenden Nationen für Ihre heldenhafte Pflichterfüllung zu belobigen. Obwohl diese Worte schwach sind, kommen sie doch aus dem Grund eines Herzens, das überfließt von Stolz auf Ihren ergebnen Dienst und von Bewunderung für Ihr Soldatentum.

Ihre Leistungen auf See, in der Luft, zu Land und im rückwärtigen Dienst haben die Welt in Erstaunen versetzt... Das Blut vieler Nationen – von Amerikanern, Briten, Kanadiern, Franzosen, Polen und anderen – ist für diesen Sieg geflossen. Jeder der Gefallenen starb als Mitglied einer Gemeinschaft ... Wenn wir nun den Sieg in Europa feiern, so lassen Sie uns stets daran denken, dass unsere gemeinsamen Probleme der unmittelbaren und fernerer Zukunft am besten zu lösen sein werden mit dem gleichen Konzept der Zusammenarbeit und Hingabe an die Sache der menschlichen Freiheit, das diese Invasionstruppe zu solch einem mächtigen Instrument der Zerstörung werden liess.

Lassen Sie uns nicht teilnehmen an dem nutzlosen Streit, der sicher darüber ausbrechen wird, welches Land, welche Waffengattung den Krieg in Europa entschieden und gewonnen hat.

1945

Jeder Mann, jede Frau aus jeder der hier vertretenen Nationen hat entsprechend seiner oder ihrer Möglichkeiten diesem Ziel gedient. Und daran wollen wir uns erinnern ...'

Die von den Generälen Jodl, Smith, Susloparow und Sevez unterzeichnete Kapitulationserklärung hat folgenden Wortlaut:

1. Wir, die hier Unterzeichneten, die wir im Auftrage des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht handeln, übergeben hiermit bedingungslos dem Obersten Befehlshaber der Alliierten Expeditionstreitkräfte und gleichzeitig dem Oberkommando der Roten Armee alle gegenwärtig unter deutschem Befehl stehenden Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

2. Das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht wird unverzüglich allen deutschen Land-, See- und Luftstreitkräften und allen unter deutschem Befehl stehenden Streitkräften den Befehl geben, die Kampfhandlungen um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit am 8. Mai 1945 einzustellen, in den Stellungen zu verbleiben, die sie zu diesem Zeitpunkt innehaben, und sich vollständig zu entwaffnen. (...) Kein Schiff, Seefahrzeug oder Flugzeug irgendeiner Art darf zerstört werden, noch dürfen Schiffsrümpfe, maschinelle Einrichtungen oder Geräte, Maschinen irgendwelcher Art, Waffen, Apparaturen und alle technischen Mittel zur Fortsetzung des Krieges im Allgemeinen beschädigt werden.

3. Das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht wird unverzüglich den zuständigen Befehlshabern alle von dem Obersten Befehlshaber der Alliierten Expeditionstreitkräfte und dem Oberkommando der Roten Armee erlassenen zusätzlichen Befehle weitergeben und ihre Durchführung sicherstellen.

4. Diese Kapitulationserklärung stellt kein Präjudiz für an ihre Stelle tretende allgemeine Kapitulationsbestimmungen dar, die durch die Vereinten Nationen oder in deren Namen festgesetzt werden und Deutschland und die Deutsche Wehrmacht als Ganzes bestrafen werden.

5. Im Falle, dass das Oberkommando der Deutschen Wehrmacht oder irgendwelche unter seinem Befehl stehenden Streit-

kräfte es versäumen sollten, sich gemäss den Bestimmungen dieser Kapitulationserklärung zu verhalten, werden der Oberste Befehlshaber der Alliierten Expeditionsstreitkräfte und das Oberkommando der Roten Armee alle diejenigen Straf- und anderen Massnahmen ergreifen, die sie als zweckmässig erachten.' Das letzte offizielle Wort, das wir für lange Zeit von der ‚Herrenrasse‘ gezwungen sind zu hören, kam heute vom Flensburger Sender. Es war die Kapitulationsansprache von Admiral Dönitz:

«Deutsche Männer und Frauen! In meiner Ansprache am 1. Mai, in der ich dem deutschen Volk den Tod des Führers und meine Bestimmung zu seinem Nachfolger mitteilte, habe ich es als meine erste Aufgabe bezeichnet, das Leben deutscher Menschen zu retten. Um dieses Ziel zu erreichen, habe ich in der Nacht vom 6. zum 7. Mai dem Oberkommando der Wehrmacht den Auftrag gegeben, die bedingungslose Kapitulation für alle kämpfenden Truppen auf allen Kriegsschauplätzen zu erklären.

Am 8. Mai, 23 Uhr, schweigen die Waffen.

Die in unzähligen Schlachten bewährten Soldaten der deutschen Wehrmacht treten den bitteren Weg in die Gefangenschaft an und bringen damit das letzte Opfer für das Leben von Frauen und Kindern und für die Zukunft unseres Volkes. Wir verneigen uns vor ihrer tausendfach bewiesenen Tapferkeit und der Opfertat der Gefallenen und der Gefangenen.

Ich habe dem deutschen Volk zugleich erklärt, dass ich in der vor uns liegenden Zeit der Not den tapferen Frauen und Kindern beistehen will, alles Menschenmögliche tun will, um ihre Lebensbedingungen zu erleichtern. Ob dies möglich sein wird, weiss ich nicht.

Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Die Einheit des Staates und der Partei existiert nicht mehr. Die Partei hat ihre Aktivitäten eingestellt.

Mit der Eroberung Deutschlands ist die Macht in die Hände der Eroberer übergegangen. Es liegt bei ihnen, mich und die

**1945** von mir berufene Regierung im Amt zu bestätigen oder die Entscheidung für eine andere Regierung zu treffen. Sollte ich aufgefordert werden, unserem Vaterland zu helfen, dann werde ich auf meinem Posten bleiben.

Ob der Wille des deutschen Volkes sich in der Berufung eines Staatsoberhauptes ausdrücken wird oder ob die Besatzungsmächte es mir unmöglich machen werden, mein Amt weiter auszuüben, bleibt abzuwarten.

Die Pflicht hält mich auf meinem schwierigen Posten für das Wohl Deutschlands. Ich werde keine Stunde länger ausharren, als es mit der Würde des Reiches vereinbar ist. Meine Person werde ich dabei hinter die Sache zurückstellen.

Wir alle sehen uns einem schwierigen Weg gegenüber. Wir haben ihn mit Würde, Tapferkeit und Disziplin zu gehen, was all jene uns abverlangen, die ihr Leben für uns geopfert haben. Wir müssen ihn gehen, indem wir die äussersten Anstrengungen dafür unternehmen, eine feste Grundlage für unser zukünftiges Leben zu schaffen.

Wir werden ihn vereint gehen. Ohne diese Einigkeit werden wir nicht imstande sein, das Elend der vor uns liegenden Zeit zu überwinden. Wir werden ihn in der Hoffnung gehen, dass eines Tages unsere Kinder eine freie und gesicherte Existenz in einem friedlichen Europa finden können.

Auf diesem dornigen Pfad, den wir alle einschlagen werden müssen, will ich versuchen, Ihnen mit allen Kräften zu helfen, sollte ich in meinem Amt verbleiben.

Sollte es uns gelingen, diesen Weg gemeinsam zu gehen, so wäre dieser Schritt ein Dienst an der Nation und am Reich.»

### **So also verlief dieser historische Tag. –**

Der Stunk um die AP-Erstmeldung geht weiter. Heute haben dreiundfünfzig alliierte Korrespondenten einen bitteren Brief an General Eisenhower unterzeichnet, in dem Ed Kennedys Verletzung der Nachrichtensperre hinsichtlich der Kapitulation als der schmachvollste, absichtlichste und ehrloseste Betrug in der Geschichte des Journalismus' gebrandmarkt wird.

Doch AP fährt fort, aus Gründen, die ich nicht nachvollziehen

kann, sich mit dem ‚grossen Schlag‘ von gestern zu brüsten. AP-Chef Kent Cooper protestiert gegen den Ausschluss sowohl Kennedys als seiner ganzen Agentur von der offiziellen europäischen Kriegsberichterstattung, obwohl Eisenhower ihm persönlich mitgeteilt hat, dass dieser ‚infolge selbst zugegebener absichtlicher Verletzung der Vorschriften und Vertrauensbruchs‘ erfolgt ist. Paul Mikkelson, AP’s Ressortchef für Politik, kommentierte die ganze unselige Affäre lediglich mit einem Lachen und rief aus: «Dieser Ausschluss kommt mir vor, als würden wir aus Wahoo, Nebraska, herausgeworfen, jetzt, nachdem das Ganze ja vorbei ist.»

Nach dem, was die anderen Pariser Korrespondenten aussagen, scheint ziemlich klar zu sein, dass tatsächlich sechzehn Korrespondenten als Beobachter des Kapitulationsakts nach Reims eingeladen wurden. Und alle sechzehn, einschliesslich Kennedy, wurden von General Allen mit Ehrenwort verpflichtet, erst nach Erlaubnis durch das Oberkommando der Alliierten davon zu berichten. Also hat Kennedy einen flagranten Vertrauensbruch begangen und alle Regeln eines Kriegskorrespondenten verletzt. Boyd Lewis, der für UP in Reims dabei war, erzählt, dass Kennedy ihm gegenüber diese Verletzung der Anweisung General Allens offen zugegeben, gleichzeitig aber darauf bestanden habe, der General sei zu derartigen Anweisungen gar nicht berechtigt.

Armselig, sich mit einer Erstmeldung unter solchen Umständen auch noch zu brüsten, scheint mir.

Mittagessen mit Jeff Parson, Redakteur der ‚Herald Tribune‘, im Bohemian Club. Wir beschlossen, uns danach einige Stunden zurückzuziehen und unsere Gedanken zu ordnen. Was mich betrifft, ohne grossen Erfolg. Um 18 Uhr ins CBS-Studio, wo ich Norman Corwins Sendung zum V-E-Day zugeschaltet wurde und von meinen Erlebnissen beim Abschluss des Waffenstillstands 1918 in Compiègne berichtete. Das Ganze war eine der bewegendsten Sendungen, die ich je gehört habe. Fühlte mich danach ziemlich schlapp.

*San Francisco, 9. Mai*

Zum ersten Mal seit langer Zeit bestehen die Schlagzeilen

1945 heute nicht aus Kriegsmeldungen. Gross sind sie immer noch, zumindestens ihre Lettern. Aber sie berichten jetzt von Dingen wie Lockerung der Ausgangssperre oder Wiederaufnahme der Pferderennen. Man liest das und reibt sich die Augen. Der Frieden in Europa ist so plötzlich gekommen, dass es schwer ist, sich über Nacht darauf einzustellen. Und das können wir auch nicht – da zum Leben mehr gehört als Nachtclubs und Pferderennen –, solange der *andere* Krieg, der japanische Krieg nicht beendet ist.

Die Japaner denken nicht an Aufgabe. Eine offizielle Erklärung der Tokioter Regierung, ausdrücklich vom Kaiser bestätigt und daher als «göttliche Verfügung» bezeichnet, drückt heute «tiefes Bedauern» angesichts der Kapitulation Deutschlands aus und verkündet gleichzeitig, dass «die plötzliche Veränderung der Kriegssituation in Europa zu keinerlei Veränderung des Kriegsziels der Kaiserlichen Regierung führen» werde. Und worin besteht dieses Kriegsziel? «Völlige Niederringung der ungerechten, ehrgeizigen Bestrebungen der Vereinigten Staaten und Grossbritanniens.»

Eine herzerwärmende Nachricht aus Oslo. Quisling, der Marionetten-»Premierminister« Norwegens, dessen Name zum Synonym für Verrat geworden ist, wurde heute in ein Osloer Gefängnis gebracht.

Aus dem alliierten Hauptquartier kamen heute weitere Einzelheiten zu Ed Kennedys AP-Erstmeldung. Seine Entschuldigung, es seien keine Fragen der militärischen Sicherheit berührt gewesen und er hätte die Haltung des Oberkommandos nicht «akzeptieren» können, erst nach Eisenhowers Genehmigung zu berichten – all das stellt sich nun als ziemlich lächerlich dar.

Klar ist jetzt, dass General Eisenhower nicht gescherzt hat, als er bemerkte, von der Verzögerung der Kapitulationsmeldung hänge das Leben amerikanischer Soldaten ab. Indem er vom russischen Oberkommando dazu autorisiert war, auch im Namen der Sowjetarmee zu verhandeln, war es unbedingt notwendig – wie der amerikanische Oberkommandierende erklärt –, dass keine Nachrichten nach aussen drangen, ehe nicht feststand, «dass die Kapitulation vollständig und an allen Fronten erfolgt und nicht lediglich einen weiteren Versuch der Deutschen darstellt, auf Kosten der Russen einen Vorteil zu erlangen».

Herr Kennedy in Paris und Herr Cooper in New York konnten das natürlich an besagtem Montag nicht wissen, aber ihre Unkenntnis der Situation kann schwerlich als Entschuldigung dafür herhalten, dass sie ihre eigene Beurteilung einer so lebenswichtigen militärischen Angelegenheit über die von General Eisenhower stellten.

Die AP-Erstmeldung brachte damit, wie die Vereinigung der Kriegskorrespondenten heute feststellt, Eisenhower in die Lage, ‚eine Übereinkunft mit unseren russischen Verbündeten gebrochen zu haben‘. Und deshalb fürchtete er, dass das ganze komplizierte ‚Netz von Vereinbarungen zerreißen und damit der Krieg verlängert werden könnte‘.

War es dieses Risiko wirklich wert, nur damit Associated Press ‚einen der grössten Treffer ihrer Geschichte landen‘ konnte?

Einige unserer Zeitungen sind offenbar dieser Meinung. Da liest man zum Beispiel: ‚AP hat sich der besten Traditionen der amerikanischen Presse würdig erwiesen.‘ Oder an anderer Stelle:

‚Mr. Kennedys bereits historischer ‚Treffer‘ einen Tag vor der offiziellen Verlautbarung ist kein Schandfleck: Er ist eine Auszeichnung‘. Ein drittes Blatt meint: ‚Mr. Kennedy kann es sich leisten zu lachen.‘

Doch nicht alle unsere amerikanischen Zeitungen reagieren derart schockierend verantwortungslos. Eine schreibt, sie könne ‚weder den Vertrauensbruch Kennedys noch dessen Akzeptanz durch Associated Press, geschweige denn die Veröffentlichung einer durch Vertrauensbruch zustande gekommenen Meldung verzeihen ... Der Journalistenberuf kann nur Bestand haben, wenn er das Vertrauen der Menschen besitzt, mit denen er zu tun hat. Und Vertrauen baut man nicht durch gebrochene Zusagen auf.‘

Wenn der amerikanischen Presse eine Schlagzeile und eine Erstmeldung wichtiger sind als ihr Ehrenwort, dann wird ihre hart errungene Freiheit bald nur noch eine Schimäre sein, und früher oder später werden die Menschen das erkennen.

1945

Mit Del Vayo, dem republikanischen spanischen Aussenminister, und Freda Kirchwey, Redakteurin bei ‚The Nation‘. zum Mittagessen bei Dr. Evatt. Der Doktor war gross in Form, seine ungeschminkte Art schockierte Freda zunächst und amüsierte sie dann. Er verspricht, uns bei unserem Kampf zu unterstützen, Franco-Spanien von den Vereinten Nationen und besonders von dieser Konferenz fernzuhalten. Heute Vormittag war Evatt (der australische Minister für Auswärtige Angelegenheiten) Anführer des Kampfes der kleinen und mittleren Nationen gegen das vorgesehene Vetorecht der Grossen Vier. Auch wenn Molotow heute nach Moskau abgereist ist, glaube ich nicht, dass Evatt sehr weit kommen wird, trotz seiner kämpferischen Qualitäten. Wir sprechen nicht öffentlich darüber, doch die Vereinigten Staaten bestehen ebenso fest wie Russland auf dem Vetorecht der Grossmächte. Und ohne dieses Vetorecht, so glaubt unsere Delegation, wird es im Senat keine nötige Zweidrittelmehrheit für die Ratifizierung der Charta geben.

*San Francisco, 10. Mai*

Hatte den Vorsitz bei einem Lunch zu Ehren von Del Vayo. Ich mag Komitees, von denen wir viel zu viele haben, nicht besonders, doch Freda überredete mich dazu, Vorsitzender der ‚Freunde der Spanischen Republik‘ zu werden. Wir verfolgen hier ein einziges Ziel: Franco fernzuhalten. Um diesem Ziel näherzukommen, wurde vom Komitee der heutige Lunch veranstaltet, zu dem sich einige hundert der besten bei der Konferenz akkreditierten Korrespondenten einfanden. Del Vayo hielt die schönste Rede, die ich jemals von ihm gehört habe.

Doch von Ed Stettinius, der ja schliesslich Aussenminister der USA und hier Leiter der amerikanischen Delegation ist, kommt wenig Hilfe. Freda verlas einen an unser Komitee gerichteten Brief von ihm, der in Anbetracht seiner Funktion äusserst läppisch ist. Er schreibt, seine Delegation ‚erwartet auf dieser Konferenz keine Aufforderung, die Zuständigkeit für das Ersuchen um Zulassung Spaniens zu übernehmen‘. Dann folgt eine nette kalte Dusche für uns, indem er hinzufügt: ‚Eine solche Aufforderung könnte aber durch die internationale Organisation nach ihrer Bildung durchaus erfolgen‘.



Könnte durchaus erfolgen!

Am Nachmittag eine amüsante und sehr getränkereiche Cocktailparty im Hotel Palace, veranstaltet von keinem anderen als Harry Bridges und seiner Hafenarbeiter-Gewerkschaft. Es war schon ein Erlebnis, Bridges (dessen Deportation als Kommunist gerichtlich angeordnet ist, wogegen er beim Obersten Gericht Einspruch eingelegt hat) auf freundlichste und ernsthafteste Art im Gespräch mit Roy Howard und anderen Grössen unserer kapitalistischen Welt zu sehen. Die Gewerkschaft sparte nicht mit Speisen und Getränken, jedermann schien sich wohlzufühlen. Danach zum Abendessen bei Robin Kinkaid und seiner Frau. Sie sind ein liebenswertes Paar, von ihrer Stuwohnung aus kann man auf eines der schönsten Panoramen der Welt hinabblicken, die San Francisco Bay und die dahinterliegenden Hügel.

#### *San Francisco, 11. Mai*

Aufgeschreckt von einem Artikel Drew Middletons in der gestrigen ‚Times‘. Er schreibt: ‚Führende Abwehroffiziere im Hauptquartier von General Eisenhower sind in äusserster Sorge, was die Art und Weise betrifft, in der das deutsche Oberkommando die Niederlage der Wehrmacht überlebt hat. Es besitzt weiterhin den Respekt und die Bewunderung des deutschen Volkes und ist dabei, in die Position des einzig stabilen Elements innerhalb einer ansonsten desorganisierten Nation zu gelangen. Für den durchschnittlichen Deutschen tragen Adolf Hitler und die Nazipartei die Last der Niederlage ... Den eng zusammenhaltenden militärischen Hohepriestern aber, die seit 1871 die eigentlichen Führer des Reiches waren, bescheinigt man, einen brillanten patriotischen Krieg geführt zu haben, der nur durch die Einmischung und Unfähigkeit der Partei verlorengegangen sei.‘

Obwohl ÜP-Chef Kent Cooper erst gestern mit der Äusserung zitiert wurde, er weigere sich, Kennedy für seine ‚angebliche Pflichtverletzung‘ in Reims ‚vorschnell zu verurteilen‘, hat Robert McLean, Präsident der Nachrichtenagentur, heute in einer Erklärung klar Stellung bezogen:

1945 ‚Associated Press bedauert zutiefst die Verbreitung der Meldung vom Montag dieser Woche über die vollständige Kapitulation in Europa, die, wie die Untersuchung ergeben hat, vor der Genehmigung durch das alliierte Oberkommando erfolgt ist.‘

Heute ist Präsident Beneš nach Prag zurückgekehrt! Ein Mann, dessen Mut, Integrität und Sicht auf die Geschichte sich behauptet haben ...

Erfahre, dass Richter Samuel Rosenmann hier in aller Stille daran gearbeitet hat, die Briten, Russen und Franzosen dazu zu bringen, sich an einem internationalen Militärtribunal zur Bestrafung der Kriegsverbrecher der Achsenmächte zu beteiligen.

#### *San Francisco, 12. Mai*

Kriegsminister Stimson erklärt, dass wir in unserer Zone des besetzten Deutschland sowohl ‚hart‘ bei unserer Verwaltung als auch ‚unbarmherzig‘ bei unseren Entnazifizierungen vorgehen werden. Sehr gut. Doch werden wir wirklich?

Gestern wurde Göring von fünf alliierten Korrespondenten interviewt und tat sein Bestes, sich von Hitler zu distanzieren. Das ist ein Schwindel, den uns alle Nazigrößen aufzischen werden. Er gab an – was wahrscheinlich stimmt –, dass ‚Mitte des Jahres 1944‘ die deutsche Generalität zu der Überzeugung gelangt sei, dass der Krieg unweigerlich verloren war, und dass sie Hitler davon zu überzeugen versucht hätten.

«Hitler», sagte er, «weigerte sich, dieser Ansicht zuzustimmen. Er befahl, niemals mehr davon zu sprechen.»

Cocktails und Abendessen mit den Lippmanns und gute Gespräche über die Lage in der Welt. Danach haben wir sogar getanzt.

Die Konferenz, obwohl nicht länger in den Schlagzeilen, hat immense und schwere Arbeit geleistet. Die Charta nimmt Gestalt an.

#### *San Francisco, 13. Mai*

Der Präsident führte heute die Nation bei ihren Dankgebeten für den Sieg über Deutschland an.

Später, während ich das Manuskript zur täglichen Sendung

schrieb, hörte ich Churchill im Radio. Es war keine seiner besten Reden, doch er sprach mit üblicher Kraft und Wortgewalt. Der deutsche Krieg ist erst eine Woche beendet, doch wir erleben bereits, dass es eine beinahe ebenso schwere Aufgabe ist, Frieden zu ‚führen‘, wie einst Krieg zu führen. San Francisco mit seinen täglichen Streitigkeiten ist ein guter Ort für solche Feststellung. Und Churchill war heute ein weiterer Beweis. Beim Zuhören schien es mir, als würde er bereits, nicht ohne gewisse Gründe, Stellung gegen Russland im eben erreichten Frieden beziehen. (Das ist ganz gewiss auch Edens Politik auf der Konferenz, und die Amerikaner haben sie blind unterstützt.)

«Wir müssen sicherstellen», donnerte Churchill, ohne Zweifel mit Blick auf Polen, ohne dass er dies besonders ansprach, «dass in Europa die Worte Freiheit, Demokratie und Befreiung nicht ihres eigentlichen Sinns beraubt werden ... Es würde wenig nützen, die Hitleristen für ihre Verbrechen zu bestrafen, wenn nicht Recht und Gerechtigkeit herrschen und wenn totalitäre oder Polizeiregierungen an die Stelle der deutschen Invasoren treten ... Wir müssen sicherstellen, dass all jene Ziele, für die wir gekämpft haben, am Friedentisch Anerkennung finden, in Taten sowohl als in Worten. Vor allem aber müssen wir daran arbeiten, dass die Weltorganisation, die die vereinten Nationen in San Francisco zu schaffen dabei sind, kein leerer Begriff wird, kein Schutzschild für die Starken und Hohn für die Schwachen.»

Churchill äusserte sich sehr bitter über Mr. de Valera und Irland. Dazu hat er allen Grund, obwohl einige unserer sturen Amerikaner ihre Augen vor dem Problem verschliessen. Doch es kann keine Diskussion über Churchills Vorwurf geben, dass in einem Moment, da Grossbritanniens Schicksal am seidenen Faden hing, de Valeras Regierung es den Deutschen möglich machte, den Zugang zu den britischen Inseln von Süden her zu blockieren, indem sie sich weigerte, den Briten Stützpunkte zur Bekämpfung der deutschen U-Boote zu überlassen.

Verwendete einige Zeit meiner heutigen Sendung für die Betonung der Tatsache, dass die wichtigste Entwicklung hier –

abgesehen von der Arbeit am Entwurf der Charta – darin besteht, dass wir unsere amerikanische Position als Vermittler zwischen Russland und Grossbritannien mehr und mehr verlieren. Man hat uns in eine Rolle hineinmanövriert – teils den Briten geschuldet, teils aber auch unserer eigenen Dummheit –, die sich eines Tages als ebenso verheerend wie unsinnig erweisen kann. Diese Rolle nämlich macht Amerika zum grossen Gegenspieler Russlands.

Das aber ist keine Situation, meiner bescheidenen Meinung nach, in die sich die Vereinigten Staaten und Russland bringen lassen sollten. Es ist wahr: Von nun an werden wir die beiden mächtigsten Nationen sein. Doch ebenso wahr ist, dass die USA und Russland keine gravierenden gegensätzlichen historischen Interessen haben. Sie haben sie nie gehabt. Und noch etwas ist wahr. Wenn wir nicht gemeinsam agieren, Russland und wir, dann wird der Frieden nicht lange währen. Doch wir müssen der Realität ins Auge sehen: Die Beziehungen zwischen uns und den Russen haben sich seit Eröffnung dieser Konferenz verschlechtert. Auf unserer Seite gab es viel zu stark das Gefühl, wir hätten hier, wie es einer unserer Delegierten ausdrückte, ‚Siege‘ über die Russen errungen. Auf russischer Seite herrschte das übertriebene Empfinden, wir würden gegen sie arbeiten, oder zumindest, wir strebten nach dem Krieg nun so wenig wie nur möglich Kooperation mit ihnen an. Unzweifelhaft waren sie äusserst misstrauisch uns gegenüber.

Nach der Sendung um 15 Uhr machte ich per Auto eine Spritztour über die Golden Gate Bridge hinauf in die Hügel. Die Brücke besitzt eine Schönheit, zu deren adäquater Beschreibung mir die Worte fehlen, und die Hügel dahinter, die sich zwischen Ozean und Bay erstrecken, erinnern mich an Spanien, Sizilien, Italien und den Kyber-Pass. Wir hielten am Strand von Sausalito, das ebenso pittoresk wirkt wie all die kleinen Fischerdörfer am Mittelmeer. Rechtzeitig zurück, um die Wiederholung von Corwins grossartiger Sendung zum V-E-Day zu hören. Vieles im amerikanischen Radio ist minderwertig und schlecht, aber Normans Sendung beweist, wozu es in der Lage ist, wenn es sich erwachsen zeigt.

*San Francisco, 18. Mai*

Lunch mit dem mexikanischen Aussenminister, Senor Padilla. Von Eric Sevareid wusste ich, dass er einer der grossen Männer seiner Hemisphäre ist, doch er war eine ziemliche Enttäuschung. Seine Gedanken scheinen ängstlich, sein Wille schwach zu sein; er neigt dazu, in etwas blumenreicher Sprache Vorträge ohne wesentliche Bedeutung zu halten. Er wird uns keine nennenswerte Hilfe in dem Bemühen sein, Franco fernzuhalten.

Nur noch zwei grosse Probleme stehen hier an: Übereinkunft zum Vetorecht der Grossen Vier sowie ein Plan zur Treuhandverwaltung in einigen Kolonialgebieten. Beide Probleme gehen wir Amerikaner äusserst heuchlerisch an. Bei der Treuhandverwaltung besteht unser Hauptinteresse darin, auf diese Weise alle Militärstützpunkte im Pazifik zu bekommen, die wir für nötig halten. Was das Vetorecht betrifft, so widersetzt sich die amerikanische Delegation jeder künftigen Änderungsmöglichkeit. Und verschiedene Korrespondenten werfen den Russen vor, sie beharrten auf dem Vetorecht der Grossmächte!

Zwei gute Nachrichten von gestern müssen festgehalten werden. In London hat die Kommission der Siegermächte für Kriegsverbrechen ihre Anklagen gegen die führenden Nazigrössen fertiggestellt. Und: Einer der schlimmsten Nazi-verbrecher ist am Mittwoch aufgegriffen worden – Dr. Robert Ley, ein Trinker, eine Bestie, ein Entarteter. Er war Führer der Deutschen Arbeitsfront, woran er Millionen verdiente, und einer der eifrigsten Paladine Hitlers.

*San Francisco, 20. Mai*

Lieferte heute meine letzte Sendung von hier. An den Anfang stellte ich einen Bericht über die blutigen Kämpfe auf Okinawa, die jetzt schon acht Wochen andauern. Unsere Verluste auf der Insel betragen bereits 4'000 Tote und 18'000 Verwundete.

Gestern Abend war ich im Studio, als Jan Christiaan Smuts bei uns auf CBS sprach. Es gab grosse Aufregung, da der alte Feldmarschall bis kurz vor dem vereinbarten Sendetermin nicht aufgetaucht war. In letzter Minute erschien er dann.

Er fand angemessene Worte für die Weltverbesserer, die derzeit San Francisco heimsuchen und mit ihren unrealistischen Konzepten nicht nur sich selbst, sondern auch allen anderen Beteiligten das Leben schwer machen. «Einige Leute», sagte Smuts, «sind nicht zufrieden damit, wie hier um das beinahe unlösbare Problem der Weltsicherheit gerungen wird und um einen Ausweg aus der Geißel des Krieges. Ihre Leidenschaft gilt der allgemeinen Reformierung der Welt, und sie versuchen dies mittels Generalangriff an allen Fronten ... San Francisco ist voll von guten Absichten und entsprechenden Gruppierungen, die dafür Druck machen ... Die Konferenz arbeitet unter Dauerstress und dauerndem Druck, der die Konzentration auf das Wesentliche erschwert, nicht zur Sache gehörige Themen aufwirft und daher den Fortschritt in der anstehenden Hauptfrage hemmt.»

Nach seiner Sendung hatten wir ein langes Gespräch. Nach allem, was ich über die südafrikanischen Holländer gehört hatte, hatte ich mir Smuts als einen ziemlich steifen und puritanischen Mann vorgestellt. In Wirklichkeit aber ist er, trotz seines Hintergrunds und seiner grossen Gelehrsamkeit, ein gepfeffertes alter Bursche. Wir sprachen über hübsche Mädchen (eins von der Nachrichtenredaktion leistete uns Gesellschaft), was uns dann zu den Versuchungen des Samstagabends und zur Öde des Sonntags in den puritanischen Ländern führte (man denke an die trostlosen Sonntage in Schottland). –

Um diesen wunderbaren und aufregenden Monat in San Francisco zusammenzufassen:

Mit Sicherheit waren es die grossen Probleme des Friedens, der mit dem deutschen Zusammenbruch nun anbricht, die über dieser Konferenz lagen und sie durcheinanderbrachten.

Ihre Hauptaufgabe, Ausarbeitung einer Charta für den neuen Völkerbund, hat sie gelöst. Bis Mitte Juni wird diese Charta vorliegen. Und sie wird uns eine bessere Weltorganisation geben, als es der alte Bund in Genf war. Diese wird nämlich Zähne besitzen, während der Völkerbund einer zahnlosen alten Frau glich. Kern der neuen Organisation wird der Sicherheitsrat sein, er trägt die Hauptverantwortung für die Erhaltung von Frieden und Sicherheit. Und

er wird von den Grossmächten dominiert sein. Daneben wird es eine Generalversammlung sämtlicher Nationen geben, der grossen wie der kleinen, doch diese wird hauptsächlich ein Debattenklub sein. Sie kann Empfehlungen geben, aber die Entscheidungen trifft der Sicherheitsrat.

Der alte Völkerbund hat es nie gewagt, bewaffnete Kräfte zur Zurückweisung von Aggressoren und zur Erhaltung des Friedens einzusetzen, er hat dies auch nie versucht. Der neue Bund wird im gegebenen Fall seine Mitglieder um Aufstellung einer solchen Truppe ersuchen, ein besonderer Militärausschuss wird dazu ins Leben gerufen.

Es wird, wie ich glaube, gegenüber den Vorstellungen von Dumbarton Oaks einen wesentlich stärkeren Wirtschafts- und Sozialrat geben – einer der Erfolge der Konferenz, die sich nicht in den Schlagzeilen spiegeln. Da einige der Hauptgründe für Kriege in unserer Zeit wirtschaftlicher und sozialer Natur sind, sollte dieser Rat ein weites Arbeitsfeld be-sitzen.

Schliesslich wird es einen Internationalen Gerichtshof geben, der als Justizorgan der Vereinten Nationen fungiert.

So sieht es also heute aus, da die Delegierten von neun- undvierzig Nationen (oder fünfzig mit Argentinien?) darüber schwitzen, die Maschinerie des Weltfriedens in Gang zu setzen.

Doch die meisten der Friedensmacher – das gilt insbesondere für die Russen, die Briten und für uns – scheinen hier in San Francisco nur allzuoft vergessen zu haben, dass der Erfolg dieser neuen Weltsicherheitsorganisation, besonders im vor uns liegenden Jahrzehnt, nicht so sehr von der Weisheit der jetzt verfassten verschiedenen Paragraphen abhängt, sondern vielmehr von der Fähigkeit zur Zusammenarbeit auf Seiten der vier Grossmächte sowie einiger kleinerer Staaten, die gleichfalls Opfer der Achsenmächte im Krieg waren.

Es kann gut sein, dass die gegenwärtige Verschlechterung der Beziehungen zwischen den Alliierten nur zeitweiligen Charakters ist, dass sie vielleicht grösser erscheint, als es wirklich der Fall ist. Ohnehin war einige Konfusion für den Zeitpunkt zu erwarten, da Deutschland, das den grössten Teil Europas okkupiert und verwüstet hatte, plötzlich in Stücke

1945

ging. Doch dass es – im höchsten Augenblick des alliierten Sieges – ein solches Schauspiel geben würde, wie wir es jetzt in den Ländern der Alliierten erleben, ist nicht gerade herzerwärmend. Es ist albern. Die ‚New York Herald Tribune‘ hat es gestern auf den Punkt gebracht: ‚Zwischen Russland, Grossbritannien und den Vereinigten Staaten gibt es keine erkennbare Differenz der Interessen, der Politik, der Absichten und der Haltung, die einen Streit wert ist – bedenkt man die ungeheuren Opfer und Leiden, mit denen sich ihre Völker den Weg an die Schwelle einer besseren Welt erkämpft haben.‘

Das ist wahr. Doch die Ereignisse der letzten Woche sprechen eine andere Sprache. Mr. Eden eilt aus San Francisco nach London zurück, um dem Parlament zu erklären, Ursache seiner Eile seien ‚eine Reihe ernster und beunruhigender Themen‘. Mr. Churchill, der ein grosser und beflügelnder Feldherr war, dessen Talente im Frieden sich aber erst erweisen müssen, drückt seine Sorge aus, was die Möglichkeit eines weiteren Zusammengehens der Sieger betrifft. Die Russen beklagen das langsame Tempo bei der Vorbereitung der Nazi-Kriegsverbrecherprozesse – gleichzeitig aber weigern sie sich nun schon zwei Jahre lang, in der alliierten Kommission für Kriegsverbrechen ihren Sitz einzunehmen. Das gegenseitige Misstrauen zwischen den Alliierten erweist sich als Haupthindernis.

Erst im Morgengrauen zu Bett... In knapp zwei Stunden geht das Flugzeug.

*New York, 23. Mai*

Churchill ist zurückgetreten – ich nehme an, er konnte der Versuchung nicht widerstehen. Wird er doch bei den nun angesetzten Neuwahlen am 5. Juli, auf dem Gipfel seiner Karriere, in der grossen Stunde des Sieges, an dem sein unnachgiebiger Geist so grossen Anteil hat, einen überwältigenden Sieg erringen.

Ein interessanter Tag in Deutschland. Man kann sagen, dass das Dritte Reich, von dem Hitler tönte, es werde tausend Jahre dauern, heute sein offizielles Ende gefunden hat. Die Flensburger Rumpfregierung von Grossadmiral Dönitz ist von den Alliierten aufgelöst



worden, ihre Mitglieder – Dönitz, Graf Schwerin-Krosigk, Speer, General Jodl und so weiter – wurden verhaftet. Julius Streicher, der notorische Nürnberger Judenhasser, wurde heute festgenommen – von einem New Yorker Juden, einem Major der US-Army.

*New York, 24. Mai*

Himmler, der neben Hitler übelste der Nazibarbaren, hat sich heute der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen. Wie die Briten bekanntgeben, war er am Montag auf einer Brücke bei Bremervörde ergriffen, aber nicht sofort erkannt worden, da er sich den Bart abrasiert hatte und Zivilkleidung sowie eine schwarze Klappe über dem rechten Auge trug. Man brachte ihn in ein Kriegsgefangenenlager. Dort wurde er gestern Abend während einer ärztlichen Überprüfung als der Gestapochef erkannt. Aufgefordert, seine Kleider abzulegen, zerbiss er eine Giftampulle, die er im Mund trug. Wenige Minuten später, um 23.04 Uhr, war er ein toter Nazi. Ob die Briten froh sind, ihn auf diese Weise los zu sein? Das Foreign Office in London zumindest scheint nicht sehr begeistert von der Aussicht zu sein, über die Nazikriegsverbrecher Gericht zu halten.

*New York, 29. Mai*

Lord Haw-Haw ist von den Briten festgenommen worden. Wird er, der grösste aller Radio-Verräter, das Ende eines Verräters finden? Und unsere amerikanischen Radio-Verräter?

Mittagessen im Plaza mit Juan Negrin, dem Premierminister der republikanischen spanischen Regierung, einem der wahrhaft grossen Männer, die ich kenne. (Ein weiterer ist Gandhi.) Er war so glänzend und brillant wie immer. Ich denke oft, er ist zu intelligent für die Politik. Del Vayo war der dritte in unserer Runde.

*New York, 30. Mai*

Memorial Day, Tag der Erinnerung an die Kriegstoten. Diesmal sind mehr zu betrauern als je zuvor, und man hört mehr dürftige Reden sogenannter Politiker mit dem Versprechen, es werde keine Toten in Kriegen mehr geben, da nämlich ab

1945 jetzt Frieden herrsche. Einer der wenigen angemessenen Redner heute war General Truscott, Kommandeur der 5. Armee. Er hat sich, soviel ich weiss, von der Pike auf hochgedient. Am Brückenkopf Anzio, wo 8'000 unserer Männer getötet worden sind, sagte er: «Wir beten dafür, dass – wenn der Soldat seine letzte Aufgabe erfüllt haben wird – die Staatsmänner der Welt jenen dauerhaften Frieden sicherstellen werden, für den ihre Landsleute in Uniform gestorben sind.»

Ich erinnere mich jener verwundeten amerikanischen Soldaten, die eines Nachmittags in San Francisco in eine Plenarsitzung hineingehinkt kamen. Sie schienen den redseligen Politikern zu bedeuten: ‚Wir haben unseren Teil getan. Tut ihr nun den euren.‘ Doch diese Staatsmänner ringen um Paragraphen ...

Jenseits des Atlantik gibt es ein halbes Dutzend Spannungsherde, wo sogar Blut fliesst – trotz des Friedens. In Syrien zum Beispiel. Seltsam, dass die Briten auf dem Abzug der Franzosen aus Syrien und dem Libanon bestehen, während sie selbst in Ägypten, Palästina und Transjordanien verbleiben.

*Washington, 31. Mai*

General Hap Arnold ass mit einigen von uns ignoranten Radioleuten zu Mittag. Er zeigte uns seine geheimen (?) Anweisungen, die für die folgenden zwölf Monate den Abwurf von zwei Millionen Tonnen (!) Bomben auf Japan vorsehen. In seinem enormen Enthusiasmus jugendlich wirkend, bezeichnete Arnold den Flugzeugtyp B-29 als die grösste Entwicklung, die die menschliche Rasse bis heute zustande gebracht habe.

Fachleute verschiedener Universitäten haben heute eine Kalkulation vorgelegt, wonach der Zweite Weltkrieg mehr als drei *Trillionen* Dollar gekostet hat. Was einmal mehr beweist, dass der Mensch im Grunde ein Wahnsinniger ist. Viel schlimmer natürlich als die Kosten in Dollar sind die Kosten an Menschenleben.

Erfahre hier, dass es in Kürze ein Treffen zwischen Truman, Churchill und Stalin geben wird, wahrscheinlich in Berlin – ein äusserst geeigneter Ort...

*New York, 3. Juni*

Das war eine verwirrende und enttäuschende Woche in Europa und dem Nahen Osten. Kämpfe und Blutvergiessen in Syrien und harte Worte darüber zwischen den Briten und Franzosen. Unbehagen wegen Triest und Österreich und bereits Konflikte zwischen den Alliierten wegen Deutschland. Überall die Tendenz zur Bitterkeit, überall Gerangel um Macht, Einfluss, ja sogar um Territorien. Haben wir *dafür* gekämpft?

*New York, 6. Juni*

Pastor Niemöller, den unsere Truppen vor kurzem aus einem Konzentrationslager der Nazis befreit haben, muss nicht wenige Bürger hierzulande überrascht haben, die darauf drängen, dass wir die Demokratie in Deutschland möglichst übermorgen, aber zumindest übernächste Woche wieder herstellen. Gestern äusserte Niemöller gegenüber einigen unserer Korrespondenten, das deutsche Volk sei unfähig zur Demokratie und würde sie gar nicht mögen, wenn es sie bekäme. «Die Deutschen», sagte er, «mögen es, regiert zu werden.» Übrigens äussert Niemöller kein einziges Wort des Bedauerns über das, was Deutschland der Welt angetan hat. Er bedauert auch nicht, Hitler darum gebeten zu haben, während des Krieges Dienst in der deutschen Marine leisten zu dürfen. Seine Opposition gegen die Nazis, so sagt er, hatte rein religiöse Gründe, keine politischen.

*New York, 7. Juni*

Lunch mit Bob Sherwood im Century Hotel. Er überredete mich dazu, auf einem Dinner für Thomas Mann zu sprechen, anlässlich des 70. Geburtstags dieses wirklich grossen deutschen Schriftstellers. Ausser mir werden Richter Frankfurter, Minister Ickes und, natürlich, Mann sprechen; den Vorsitz hat Bob übernommen. Ich forderte ihn auf, noch einen repräsentativen amerikanischen Autor zu gewinnen.

Heute wurden die amerikanischen Verluste im Krieg in Europa bekanntgegeben, der für uns mit der Invasion in der Normandie begann und mit dem V-E-Day endete. Sie belaufen sich auf 514'534 Mann, davon 89'477 Tote, 367'180 Ver-

1945

wundete und 57'877 Vermisste. Eine erschreckende Zahl, sie enthält noch nicht einmal die (bisher unklaren) Verluste der Luftwaffe. Die anderen Alliierten haben zusammen etwa die Hälfte unserer Verluste zu verzeichnen. Auf britisch-kanadischer Seite: 39'599 Tote, 126'545 Verwundete, 18'368 Vermisste. Bei den Franzosen mehr, als ich angenommen hatte: 11'080 Tote, 49'566 Verwundete, 4'201 Vermisste. Doch wer wird in einem Jahr noch an diese schmerzvollen Zahlen erinnern?

Die politische Nachricht dieses Tages ist ermutigend. Das Repräsentantenhaus hat heute mit dreihundertfünfundvierzig gegen achtzehn Stimmen der Bretton-Woods-Vereinbarung zugestimmt – ein grosser Schritt vorwärts auf dem Weg, einigen Sinn in die internationalen Beziehungen zu bringen ... In Moskau war Harry Hopkins dabei erfolgreich, Stalin dazu zu bewegen, dass er seine sowjetische Delegation in San Francisco anweist, ihr Beharren auf einem Vetorecht der Grossmächte sogar bezüglich der Diskussion internationaler Streitfragen aufzugeben und endlich kompromissbereiter zu verhandeln, was bisher gewiss nicht der Fall war. Der neue Völkerbund wird einfach ‚Die Vereinten Nationen‘ heissen. Der glückliche Ausdruck, so wird erzählt, stammt von Roosevelt, der ihn eines Tages im Weissen Haus geprägt habe, während er darauf wartete, dass Churchill, der nach der langen Reise zunächst ein Bad nahm, zum ersten Gespräch unter vier Augen erschien.

#### *New York, 8. Juni*

Heute wurde, nach meiner bescheidenen Meinung, ein grosses historisches Dokument veröffentlicht – Richter Robert H. Jacksons Bericht an den Präsidenten über die vorgesehene Verurteilung der Kriegsverbrecher der Achsenmächte.

„Es hat vielen tausend amerikanischen Soldaten das Leben gekostet“, erinnert er uns, „diese Menschen zu schlagen und zu ergreifen. Sie jetzt ohne Gerichtsverfahren laufen zu lassen, würde die Toten verhöhnen und die Lebenden zu Zynikern werden lassen ... Wir könnten sie ohne Anhörung hinrichten oder anderweitig bestrafen, doch das würde nicht leicht mit dem amerikanischen Bewusstsein zu vereinbaren sein oder gar von unseren Kindern mit

Stolz im Gedächtnis bewahrt werden. Die einzige andere Verfahrensweise besteht darin, Unschuld oder Schuld der Angeklagten in einem Tribunal festzustellen, so leidenschaftslos, wie es die Zeiträume und die Greuel, die zur Verhandlung stehen, nur erlauben; und mit einem Plädoyer, das unsere Gründe und Motive klar formuliert ... Wir schlagen vor, solche Taten zu bestrafen, die seit Kains Zeiten als Verbrechen gelten und als solche auch in jedem zivilisierten Rechtskodex festgeschrieben sind ... Mit diesen Prozessen sollte uns die Demonstration gelingen, dass all jene einen Akt der Vergeltung durch das Gesetz zu erwarten haben, die in Zukunft auf ähnliche Weise die Zivilisation angreifen sollten.'

Eindrucksvolle und wahre Worte.

Richter Jackson führt aus, diese Prozesse würden nicht weniger klarstellen, als ,dass ein Angriffskrieg ein Verbrechen ist und das moderne Völkerrecht die Rechtfertigung abgeschafft hat, jene, die zu einem solchen Krieg hetzen oder ihn führen, täten dies rechtmässig. Wir erleben jetzt einen jener seltenen Momente, da das Denken, die Institutionen und die Gewohnheiten der Welt durch den Einfluss eines Weltkriegs auf das Leben von zahllosen Millionen Menschen erschüttert sind. Solche Gelegenheiten kommen selten und gehen rasch vorüber.'

Man kann nur hoffen, dass wir die Gelegenheit nutzen. Nach dem letzten Weltkrieg haben wir es nicht getan, als wir den Prozess gegen die deutschen Kriegsverbrecher zu einer unseligen Farce werden liessen. Doch Richter Jackson scheint ein entschlossener Mann zu sein.

*New York, 13. Juni*

Der Präsident bestätigt, dass Ort und Zeitpunkt für das nächste Treffen der grossen Drei jetzt feststehen. Deutschland wäre ein geeigneter Ort ... In San Francisco hat man heute endgültig beschlossen (mit dreissig gegen zwei Stimmen), bei Abstimmungen im Sicherheitsrat nach der Jalta-Formel zu verfahren. Zu Verfahrensfragen wird es kein Vetorecht der Grossmächte geben, bei allen anderen Fragen ja.

1945 *Buffalo, 14. Juni*

Sah heute endlich die Niagara-Fälle – im Alter von fünfundvierzig Jahren! Der Anblick und das mächtige Tosen überwältigten mich, obwohl ich schon viel darüber gelesen hatte. Kam hierher, um in der Sendung ‚Town Hall of the Air‘ zum Thema ‚Ist das deutsche Volk verantwortlich für Naziverbrechen?‘ zu diskutieren. Stanley High (Redakteur bei ‚Reader’s Digest‘) und ich bejahten die Frage, unsere Opponenten waren Dr. Schuster (Rektor des Hunter College und führender Intellektueller der katholischen Laienbewegung des Landes) sowie Gerhart Seger (Herausgeber des deutschsprachigen Wochenblatts ‚Neue Volkszeitung‘ und früherer Abgeordneter des Deutschen Reichstags). Ich fürchte, die Diskussion geriet ziemlich heftig, zum Ende hin wurde sie gar persönlich.

*New York, 15. Juni*

Man hat Joachim von Ribbentrop festgenommen, die arrogante, ignorante, abgeschmackte Niete von deutschem Aussenminister. Die Briten griffen ihn in einer Hamburger Pension auf, wo er das Bett mit einer fünfundvierzigjährigen geschiedenen Frau teilte. Seinen Prozess möchte ich gerne miterleben.

Die grossen Drei werden sich in Berlin oder ‚Umgebung‘ treffen ... Heute hat König Georg VI. das britische Parlament aufgelöst, nach dessen längster Amtszeit seit 1679! Während des Krieges hat es nämlich keine Wahlen gegeben.

*New York, 19. Juni*

Triumphaler Empfang heute für den aus dem Krieg zurückkehrenden Eisenhower. Die Bürger dieser vielsprachigen Stadt gingen mit tiefen Emotionen auf die Strassen und in einer nie zuvor erlebten Zahl (die Polizei spricht von vier Millionen). So kam es zur spontansten öffentlichen Kundgebung von Zuneigung und Hochachtung für eine Persönlichkeit, die ich jemals erlebt habe.

Ich ging zum City Hall Square, wo der General auf seiner langen Fahrt durch die Metropole kurz Station machte und, nachdem er symbolisch die Schlüssel der Stadt erhalten hatte, eine Ansprache

hielt. Es war keine offizielle Rede, doch seine Worte waren bedacht und von nicht geringer Kraft. Es habe ihn tief beeindruckt, sagte er, während seiner Fahrt durch die Stadt so viele Kinder zu sehen.

«Wenn Sie, die Eltern und Verwandten dieser Kinder», rief er der gespannt zuhörenden Menschenmenge zu, «zehn Jahre vorausblicken – können Sie dann mit weniger zufrieden sein, als das Beste getan zu haben, um ihnen das Grauen des Schlachtfeldes zu ersparen? Genau das muss getan werden.»

*New York, 20. Juni*

Gute Neuigkeiten aus San Francisco. Die Staatsmänner dort haben heute ihre letzte Kontroverse beigelegt und sind übereingekommen, dass die Generalversammlung der Vereinten Nationen jegliche Fragen und Probleme diskutieren kann, die im Rahmen der Charta auftauchen. Seltsam genug – oder gar nicht so seltsam Die Russen haben bis zuletzt an strengen Restriktionen für den Fragenkatalog festgehalten. (In der Generalversammlung müssen sie erwarten, überstimmt zu werden, während sie im Sicherheitsrat das Vetorecht haben.) Ebenfalls heute wurde entschieden, dass Spanien so lange keinen Sitz in der neuen Organisation erhalten wird, wie Franco an der Macht ist – so etwas wie ein Sieg für unser kleines Komitee, das unermüdlich für dieses Resultat gearbeitet hat. Am meisten haben uns beim Kampf gegen Franco die Mexikaner, die Australier, die Franzosen und die Russen unterstützt, am wenigsten die Briten und die Amerikaner. Ich wäre zu gern heute in San Francisco dabeigewesen, um zu erleben, wie unser stellvertretender Außenminister Jimmy Dunn, der den spanischen Republikanern weder Sympathie noch Hilfe erwiesen hat, sich erhob – was er tat, besser spät als niemals – und erklärte, die Vereinigten Staaten schlossen sich der mexikanischen Erklärung zur Blockierung Franco-Spaniens an.

*New York, 22. Juni*

Endlich ist die blutige Schlacht um Okinawa beendet – nach zweiundachtzig Tagen der heftigsten Kämpfe, die wir bisher

1945 mit den Japanern hatten. Um diese winzige Insel zu erobern (sie umfasst etwa ein Drittel der Fläche des kleinen Long Island), haben wir schreckliche Verluste hinnehmen müssen: 11'260 Tote und 33'769 Verwundete. Auf japanischer Seite gab es, wie unser Hauptquartier in Guam mitteilt, seit dem 20. Mai 90'401 Tote.

*New York, 24. Juni*

Übermorgen wird der Präsident der Vereinigten Staaten in San Francisco eine Rede vor den erschöpften Delegierten von fünfzig Nationen halten. Bis dahin werden sie die Charta der Vereinten Nationen verabschiedet haben, an der sie mit grosser Geduld zwei Monate lang arbeiteten. Diese zwei Monate müssen all jenen als lange Zeit erschienen sein, die da Tag für Tag und Nacht für Nacht in verräucherten Sitzungszimmern geschwitzt und um Termini wie Paragraphen gerungen haben. Lang müssen sie auch jenen Ängstlichen erschienen sein, die befürchteten, San Francisco könne scheitern. Doch was bedeuten schon zwei Monate, wenn sie am Ende einen Mechanismus hervorbringen, der vielleicht für Generationen, ja für Jahrhunderte den Frieden erhält? Was bedeuten sie, wenn das Ergebnis einen ‚grossen Meilenstein auf dem Weg des menschlichen Fortschritts‘ markiert – wie der weise alte Feldmarschall Smuts es ausdrückt? Er sagte heute, die Charta sei gegenüber der Konvention des alten Völkerbunds eine grosse Verbesserung.

Doch denken wir auch daran: Die Charta liefert nur den Mechanismus. Es wird vom guten Willen der Völker der Vereinten Nationen – und von ihren Regierungen – abhängen, ob dieser Mechanismus entsprechend funktioniert. –

Den ganzen Tag erregt angesichts einer CBS-Meldung aus Washington. Der dortige Korrespondent zitiert Senator Capehart aus Indiana mit folgenden Worten von gestern Abend: ‚Man sollte das amerikanische Volk unverzüglich über gewisse japanische Friedensangebote informieren, die uns – wie ich aus zuverlässigen Quellen erfahren habe – zugegangen sind.‘



Ein historischer Tag! Die Charta der neuen Weltorganisation – mit dem einfachen Namen ‚Die Vereinten Nationen‘ – ist heute in San Francisco unterzeichnet worden. Sie gibt uns eine Institution, die den Weltfrieden erhalten kann. Ob wir diese entsprechend nutzen werden, ist eine andere Frage. Wenn nicht, dann ist die menschliche Rasse am Ende. Noch ein Krieg wie dieser – und wir sind fertig.

Bei der Abschlusszeremonie in S. F. hielt Präsident Truman eine ausgezeichnete Rede. Abweichend von seinem vorbereiteten Text, drückte er die Gefühle der meisten armen Seelen dieses Planeten aus, als er mit den Worten anhub: «Oh, welch grosser Tag in der Geschichte kann das werden!»

Er sagte auch: «Dass wir diese Charta überhaupt haben, ist ein grosses Wunder!» Denn es war nicht leicht, zu einer Übereinkunft von fünfzig Nationen zu kommen, nicht einmal innerhalb der vier Grossmächte, die hauptsächlich für die Charta verantwortlich zeichnen.

Der Präsident kündigte an, er werde die Charta «unverzüglich» dem Senat zuleiten. Er sei sicher, «dass die überwältigenden Gefühle der Menschen meines Landes und ihrer Vertreter im Senat zur unverzüglichen Ratifizierung führen» würden.

Wird er diesmal damit Erfolg haben, woran ein grösserer Mann – Wilson – einst scheiterte? Ich bin mir dessen gewiss. Wilsons Fehler zu vermeiden, dafür haben Roosevelt und Hull einen grossen Beitrag geleistet. Sie machten das Thema der Weltorganisation zur Sache beider Parteien. Sie diskutierten es bereits vor vielen Monaten mit Senatoren der Republikaner *und* der Demokraten. Wilson hatte sich seinerzeit geweigert, prominente Republikaner zur Konferenz nach Paris mitzunehmen. Roosevelt nahm drei in die amerikanische Delegation für San Francisco auf: die Senatoren Vandenberg und Stassen und das Mitglied des Repräsentantenhauses Eaton.

Stassen hat dabei offenbar erheblich an Profil gewonnen. Ich denke, er war unser bester Mann auf der Konferenz, erkannte sofort die wesentlichen Fragen, wusste mit den härtesten und cleversten ausländischen Staatsmännern zu verhan-

1945 dein, ohne dabei Federn zu lassen, und zeigte grosse Gewandtheit darin, Stillstände zu überwinden. Als sich enger Regionalismus einem Weltkonzept entgegenzustellen drohte, überzeugte er viele Delegierte kleinerer Nationen, vor allem die Lateinamerikaner, von der Notwendigkeit einer weiteren Sicht und rettete damit wahrscheinlich die Konferenz.

Ja, ein historischer Tag! Ihn haben die kämpfenden Soldaten dieses Krieges herbeigesehnt. Doch nicht nur sie. Wir alle, die gesamte Menschheit, die nun genug hat von Blut und Leiden des Krieges. Ich denke, die Mehrheit der Bürger dieser Welt wird nun auch bereit sein, für den Frieden zu *arbeiten*, ja sich sogar für ihn zu *opfern*

*New York, 29. Juni*

Im Senat haben Tom Connally für die Demokraten (gestern) und Arthur Vandenberg für die Republikaner (heute) ihre Zustimmung zur Charta der Vereinten Nationen erklärt. Sie fanden bewegende Worte, einige Journalisten sprechen von der wichtigsten aussenpolitischen Debatte seit dem Tag, da eben jener Senat nach dem letzten Weltkrieg unsere Mitgliedschaft im Völkerbund ablehnte.

Wie gestern bei Connally, quittierten die Senatoren heute Vandenberg's Rede mit einer Standing Ovation.

«Ich werde die Ratifizierung dieser Charta mit allen mir zur Verfügung stehenden Kräften unterstützen», hatte er gesagt. «Ich werde dies tun in der tiefen Überzeugung, dass die Alternative physisches und moralisches Chaos in vielen traurigen Regionen auf dieser Erde bedeutet... Ich werde es tun, weil diese Charta, ungeachtet einiger Schwächen, zu der grossen Hoffnung berechtigt, dass die vereinten Nationen ebenso effektiv für den Frieden zusammenarbeiten können, wie sie gemeinsame Sache im Krieg gemacht haben. Ich werde es tun, weil der Frieden nicht um diese seine einzige kollektive Chance betrogen werden darf.»

Vandenberg zitierte jene guten Sätze Benjamin Franklins, die der weise alte Mann 1787 bei der Unterzeichnung der amerikanischen Verfassung geäussert hatte:

«Ich stimme dieser Verfassung zu, Sir, weil ich keine bessere

erwarte und weil ich mir nicht sicher bin, dass sie nicht die beste ist. Die Meinungen, die ich bezüglich ihrer Irrtümer hatte, opfere ich dem Wohl der Allgemeinheit. Insgesamt, Sir, kann ich mir nicht helfen, den Wunsch auszudrücken, jedes Mitglied der Konvention, das vielleicht immer noch Einwände hat, sollte bei dieser Gelegenheit, ebenso wie ich, einige Zweifel an seiner eigenen Unfehlbarkeit anmelden ... Ich bezweifle, dass irgendeine andere Versammlung, die wir zusammenbringen könnten, in der Lage wäre, eine bessere Verfassung auszuarbeiten; denn wann immer Sie eine Anzahl von Männern versammeln, um den Vorteil ihrer vereinten Weisheit zu nutzen, so hat diese Gruppe unweigerlich eine bestimmte Zusammensetzung; mit diesen Männern versammeln Sie unweigerlich auch all ihre Vorurteile, ihre Leidenschaften, ihre irrtümlichen Meinungen, ihre lokalen Interessen und ihre egoistischen Ansichten. Kann von einer solchen Versammlung ein perfektes Ergebnis erwartet werden? Ich finde es daher erstaunlich, Sir, dass dieses System der Perfektion so nahekommen kann, wie das hier der Fall ist.»

Worauf Mr. Vandenberg bemerkte: «Herr Senatspräsident, wenn dies für das begrenzte Gebiet unserer relativ eng verbundenen damaligen kolonialen Staaten zutrif, um wieviel wahrer ist es dann, wenn wir die Konferenz von San Francisco betrachten, wo sich fünfzig Nationen dieser Erde versammelt haben, getrennt voneinander durch Rasse, Sprache und Tradition. Sie haben sich einem weltumspannenden Problem gestellt, sie suchten das Zusammentreffen denkender Geister, und sie haben einen gemeinsamen Nenner gefunden, um ihr gemeinsames Ziel zu formulieren.

Nur jene, die sich für einen solchen universalen Kongress engagiert haben – ein wirkliches Parlament der Menschheit –, können auch die dabei auftretenden Komplikationen und Schwierigkeiten in Gänze verstehen ... Es ist kein Wunder, dass wohl niemand von uns sagen kann, er würde das Resultat ohne Einschränkung billigen. Doch ein Wunder ist, dass wir alle es in so hohem Masse billigen können. Wenn diese Charta einmal in Kraft ist, wenn sie im Licht der Erfahrung Verbesserungen erfahren wird, dann kann die Zu-

1945

kunft auch unsere heute noch darin enthaltenen Fehler und Irrtümer überwinden. Doch es wird keine ‚Zukunft‘ für die Charta geben, wenn wir jetzt nicht diesen Anfang machen. Ich bezweifle, dass es jemals einen weiteren oder besseren Anfang geben wird.»

An jene seltsamen Leute gewandt, die gegen das Vetorecht der Grossmächte geschossen hatten, weil die Russen es verlangten, sagte der Senator aus Michigan: «Lassen Sie uns keinen Augenblick lang vergessen, dass dieses den Grossmächten eingeräumte Vetorecht auch das Veto der Vereinigten Staaten einschliesst. Es ist unser Schutz davor, dass unsere Potenzen und Kräfte gegen unseren Willen benutzt werden könnten. Es ist unsere Verteidigung gegen das, was man in vielen Kreisen, wie ich glaube, voller Bitterkeit als ‚unsere unfreiwillige Knechtschaft verdammten würde – wenn unser Vetorecht nicht existierte. Es ist die umfassende Antwort auf alle verständlichen Ängste, wir könnten unser Schicksal fremden Befehlen unterordnen. Es garantiert für alle Zeit unsere Unabhängigkeit von internationalem Diktat ... Wir opfern nichts von unserer so wichtigen amerikanischen Souveränität und nichts von unseren so wichtigen amerikanischen Rechten ... Mit einem Wort: Wir haben keinen Super-Staat geschaffen. Wir haben keine ‚Welt-Regierung‘ organisiert. Wir haben die Stars und Stripes nicht von der Kuppel des Capitols entfernt...»

*New York, 2. Juli*

Truman hat heute persönlich dem Senat die Charta der Vereinten Nationen überreicht. Ohne Trara. Seine Rede dauerte nur fünf Minuten, wurde nicht vom Rundfunk übertragen. – Dieses Wochenende die schlimmste Hitzewelle, die ich je erlebte.

*New York, 4. Juli*

An diesem grössten aller Jubiläumstage der Gründung der USA wurden in Berlin die Stars and Stripes aufgezogen, als unsere Besatzungsarmee ihren Sektor in der ehemaligen deutschen Hauptstadt bezog. *Das* mitansehen zu müssen, haben die arroganten Deutschen wohl niemals erwartet ...

Trotz eines grossen Streiks in den Gummiwerken von Akron und einem weiteren hier, der die Auslieferung aller New-Yorker Zeitungen lahmlegt, ist die Stimmung bei den Arbeitern sehr viel besser, als die Zeitungen schreiben. Heute zum Beispiel wurde trotz des Feiertags in vielen Fabriken gearbeitet und damit die Zeit mehr als wettgemacht, die der Produktion seit Pearl Harbor durch Streiks verlorengegangen ist.

*New York, 5. Juli*

Die Briten haben heute gewählt, doch die genauen Ergebnisse werden erst in drei Wochen vorliegen (wegen des komplizierten Wahlrechts). Allgemein geht man davon aus, dass die Konservativen gewonnen haben, allerdings mit nicht so grosser Mehrheit.

*New York, 9. Juli*

Präsident Truman ist per Schiff nach Deutschland gereist. Zum Wohle des Friedens wünschte ich, Roosevelt könnte an seiner Stelle sein. Doch wir werden mit dem auskommen müssen, was wir haben. Trumans mangelnde Erfahrungen und Kenntnisse auf aussenpolitischem Gebiet machen mir nicht soviel Sorge wie sein offensichtlich fehlendes Gefühl für diesen Bereich. Das muss man wohl in die Wiege gelegt bekommen, oder man wird es nie erlangen, denke ich.

Hat Truman, so fragt man sich, auch nur die leiseste Ahnung vom Problem Deutschland, das gelöst werden muss, um Frieden auf lange Dauer zu erreichen? Begreift er – begreift überhaupt irgendein Amerikaner – die Bedeutung dessen, was Henry F. Fowler (Leiter der Abteilung Feindländer in der Aussenwirtschafts-Administration) gestern vor dem Kilgore Committee erklärt hat? Dass nämlich Deutschland, wenn wir es seinen eigenen Plänen überlassen und nicht industriell entwaffnen, innerhalb von fünf Jahren besser für einen Krieg gerüstet sein wird, als dies 1939 der Fall war?

*New York, 10. Juli*

Nachdenken über kalte, harte Zahlen. Heute wurden unsere Verluste seit Beginn dieses Krieges bekanntgegeben. Sie

1945 haben jetzt die Millionengrenze überschritten: 1'049'104 Mann, um genau zu sein. Für das britische Empire liegen sie sogar noch etwas höher: 1'427'634 (davon 532'233 Tote – oder, wie es das britische Informationsministerium formuliert, Totgeglaubte). Die Zahl für die US-Army umfasst bis zum 7. Juli 193'508 Tote, 567'674 Verwundete und 37'323 Vermisste, dazu kommen 117'213 Kriegsgefangene. Die Verluste bei der Marine sind bei Weitem die höchsten in unserer Geschichte: 49'457 Tote, 68165 Verwundete, 11'454 Vermisste, dazu 4'110 Gefangene.

*New York, 11. Juli*

Wo, so fragt man sich, sind die Führungskräfte, die Aktionen, die Inspiration, die so viele in der vom Krieg zerrütteten Welt – für deren Befreiung von der Nazityrannei wir so viel Blut vergossen haben – von unserem Land erwarten? Und wo ist die weithin hörbare Stimme Englands, der ältesten Demokratie auf Erden, wie uns Mr. Churchill vor nicht allzulanger Zeit erinnert hat?

Soll seine Stimme – und unsere – nur noch ein schrilles Kreischen sein, das altjüngferliche Verstimmung angesichts unausweichlicher Veränderungen und hysterische Furcht vor der Zukunft verrät? Werden wir das Gewicht der beiden mächtigsten Demokratien der Welt für Fortschritt oder Reaktion einsetzen? Werden wir versuchen, einen Schritt zurück ins Jahr 1939 zu machen, oder haben wir immer noch den Mut und die Phantasie, etwas Besseres aufzubauen, 1946 und 1950 und 1960?

Über all diese Fragen denkt man nach, wenn man sich die angloamerikanische Politik ansieht, seit die Kriegslage zu unseren Gunsten umgeschlagen war. Wenn man sich an unsere Unterstützung Darlans erinnert; an Mr. Churchills starrsinnige Verteidigung Francos; an das angloamerikanische Bestehen auf dem Versuch, das einstürzende Haus derer von Savoyen zu retten; an den Widerstand im Weissen Haus gegen das freie Frankreich; an das distanzierte britische Verhältnis zu den Résistancekräften in Belgien und Griechenland; und an unsere eigene dumme Entschlossenheit, das faschistische Argentinien an den Konferenztisch von San Francisco zu bringen.

Und man wundert sich, manchmal voller Sorge und oft mit Erstaunen. Wird etwa von einem in aller Welt bekannten General nach einem Abendessen im Hauptquartier der Alliierten zur Seite genommen und ganz ernsthaft gefragt: «Nun, Sir, was glauben Sie, wie bald werden wir gegen die Russen zu kämpfen haben?» Angesehene Bürger, beauftragt mit höchst wichtigen Staatsangelegenheiten, kommen aus Europa zurückgeeilte, um uns klarzumachen, wir müssten die deutsche Industrie wieder aufbauen. Warum? Nun, als ein ‚Bollwerk gegen den Bolschewismus‘».

Auf den Korridoren des Aussenministeriums oder bei Cocktail-Parties in San Francisco ereifern sich unsere geschneiderten Beamten des auswärtigen Dienstes (die der verstorbene Ray Clapper einmal als ‚ziemlich traurige, von Motten zerfressene Mannschaft‘ bezeichnete) über ‚die Russen‘ oder ‚diesen de Gaulle‘. In Italien haben wir Verrenkungen unternommen, um Herrn Umberto aufzubauen, der für nahezu alle Italiener nur ein schlechter Witz ist, doch wenn ein anständiger italienischer Politiker, der niemals Umgang mit Mussolini gepflegt hat, auf einem Dorfplatz eine harmlose Rede hält, wird er prompt von uns festgenommen.

In Österreich wurde eine ausgezeichnete Regierung gebildet, geführt von christlichen (katholischen) Konservativen und Sozialdemokraten, die keine Freunde Moskaus sind und es auch niemals waren. Doch London und Washington sind so erzürnt über Moskaus – zugegeben – schlechte Manieren (die Russen haben mit der Anerkennung der Regierung nicht gewartet, bis auch von uns und den Briten Zustimmung kam), dass sie nun schäumen und ihrerseits die Anerkennung verweigern.

So kann es auch nicht verwundern, wenn Drew Middleton, einer unserer klügsten jüngeren Kriegskorrespondenten, auf seinen Reisen durch Westeuropa feststellt, dass die Mehrzahl der Menschen – mit denen unsere Diplomaten und hohen Militärs kaum Kontakt haben – sich immer stärker Moskau zuwendet. Und das wird weiter der Fall sein, mit steigender Tendenz, wenn die westlichen Demokratien ihnen nicht zeigen, dass die Kräfte der Demokratie, die so enorme Stärke entwickelt haben, um Hitler zu schlagen, nun dazu in der

1945 Lage sind, ebensolche Stärke zu mobilisieren, um nach Erreichen des Friedens eine anständige demokratische Welt zu schaffen.

Vielleicht werden wir das noch rechtzeitig erkennen. Es gibt keinen einleuchtenden Grund dafür, dass dieses Land – das seine Geburt und Grösse einer der fundamentalsten Revolutionen der Weltgeschichte verdankt – sich nun mit den Kräften einer starken Reaktion im Ausland verbünden sollte. Wir empfinden keine besondere Liebe für Könige, haben auch kein Interesse an ihnen, ob sie nun in Italien, Griechenland, Belgien, Jugoslawien oder anderswo residieren. Wenn das italienische, griechische oder jugoslawische Volk nun nach einer Republik strebt, warum sollten die Bürger unserer eigenen Republik deswegen aufgebracht sein?

Wenn die Völker in Europa einen Umschwung nach links anstreben, wie die meisten Korrespondenten berichten, gibt es dann für uns irgendeinen berechtigten Grund zu übermässiger Furcht oder gar für den Versuch, dies zu verhindern? Unsere Nation – wie auch die französische – hat den Linksschwung gegen Ende des 18. Jahrhunderts vollzogen. Doch dieser Prozess bedeutete nicht das Ende der Welt. Er hat im Gegenteil die Lebensbedingungen der Menschen erheblich verbessert.

Und da wir in diesem Land die Demokratie zu einer ziemlich erfolgreichen Sache gemacht haben, warum sollte uns jedesmal, wenn wir über die Ozeane – oder sogar unter unsere Betten – schauen, eine unselige Furcht vor dem Kommunismus erfassen? Diese grundlose Furcht, so scheint mir, ist die Wurzel der meisten unserer augenblicklichen Probleme.

*New York, 15. Juli*

Präsident Truman wird heute Nachmittag in Potsdam eintreffen. Ebenso Mr. Churchill. Marschall Stalins Ankunft ist für den Abend vorgesehen. Morgen werden diese drei Männer, in deren Händen gegenwärtig das Schicksal dieser traurigen Welt liegt, mit ihrer Konferenz beginnen. Obwohl ich nicht sonderlich religiös bin, möchte ich am liebsten heute, am Sonntag, für sie beten.

Wenn Churchill, der ja Sinn für Geschichte hat, in Potsdam lan-



det, dann werden ihn sicherlich seltsame Gefühle bewegen. Vielleicht auch Truman. Denn Potsdam ist jener Ort, an dem der verhängnisvolle Umschwung der deutschen Geschichte seinen Anfang nahm. Hier befand sich der Lieblingssitz der neueren Hohenzollern-Herrscher. Hier wurde der preussische Militarismus ausgebrütet und grossgezogen. Hier wurden die deutschen Kriege ausgeheckt. Und es war Potsdam, wo vor zwölf Jahren Hitler offiziell die Macht übergeben bekam. Drei Jahrhunderte lang verkörperte Potsdam – mit seinem riesigen königlichen Palais, seinen abstoßenden Kasernen und Paradeplätzen, seinen Grenadieren im Stechschritt, seinen wahnwitzigen Herrschern und Feldmarschällen – für die übrige Welt nur Unheil, obwohl auch der grosse Franzose Voltaire für einige Zeit dort gelebt hat. Es war der Geist von Potsdam, der den Krieg verherrlichte und die Niederwerfung anderer Nationen und Völker predigte, wenn dies dem deutschen Vaterland nützlich erschien. Und hier, wo die Deutschen über Jahrhunderte ihre Kriege ausheckten, werden sich jetzt die nichtdeutschen Führer treffen, um den Frieden auszuhecken. Wie passend! Vielleicht werden sogar die Deutschen diesen wichtigen Symbolgehalt wahrnehmen, obwohl man da nicht sicher sein kann.

Alle früheren Begegnungen der grossen Drei fanden im Krieg statt. Die drei alliierten Führer mussten zusammenhalten, damit ihre Nationen überleben konnten. Jetzt ist Frieden, der Zwang besteht nicht länger. Können wir dennoch hoffen, dass sich nun der Zwang des Friedens als ebenso grosses Bindeglied erweisen wird, wie das im Krieg der Fall war?

*New York, 16. Juli*

Kann es sein, dass sich der Krieg mit Japan schneller seinem Ende nähert, als dies am Tag der deutschen Niederlage möglich schien? Die dritte US-Flotte, verstärkt durch einige britische Schiffe, liegt in den Gewässern vor Tokio. Lye Wilson von UP berichtet, dass Präsident Truman eine geplante Rundreise durch Europa nach der Potsdamer Konferenz wegen der Möglichkeit abgesagt hat, dass die bedingungslose Kapitulation Japans eher als angenommen erfolgen könne.

1945 *New York, 18. Juli*

Das Aussenministerium wiederholt heute seine Erklärung, dass von der japanischen Regierung weder ein offizielles noch ein inoffizielles Friedensangebot eingegangen sei. Dagegen hat Senator Capehart heute erneut im Senat erklärt, der Feind strecke ‚definitiv seine Fühler in Richtung Frieden aus. Er sucht den Frieden nach unseren Bedingungen, also mit Bestrafung der Schuldigen und zukünftiger Sicherheit, aber ohne Versklavung.’

*New York, 19. Juli*

Heute hat der Senat die Bretton-Woods-Gesetze verabschiedet, ein gutes Zeichen für die Entscheidung Amerikas, seinen Kopf nicht in den Sand zu stecken. Seltsam, dass Senator Taft so heftig dagegen aufgetreten ist. Sind die Republikaner im Herzen immer noch Isolationisten oder nur einfach dumm?

*New York, 23. Juli*

Heute begann im Senat die Debatte über die Charta der Vereinten Nationen. Mit Blick auf die Vergangenheit schon beinahe sensationell. Jeder scheint dafür zu sein. Wir wachsen tatsächlich als Nation. Vor nur einem Vierteljahrhundert gab es im gleichen Senat einen erbitterten Kampf darum, ob diese Nation dem Völkerbund beitreten sollte oder nicht.

Weitere Friedensgerüchte heute. Als neueste Quelle wird Senator Wherry genannt.

*New York, 26. Juli*

Was für ein Tag! Die Labour Party hat in Grossbritannien einen erdrutschartigen Wahlsieg errungen, alle anderen Prophezeiungen vom Tisch gewischt und sogar ihre eigenen Reihen total überrascht, in denen man nicht einmal die leise Möglichkeit eines Sieges vermutet hatte. Churchill ist draussen. Attlee ist drin. Zum ersten Mal in seiner Geschichte wird Grossbritannien eine reine Labour-Regierung haben. Eine orthodoxe sozialistische Partei kommt an die Macht. Das könnte hier nicht geschehen. Ganz gewiss nicht.

Eine weitere grosse Entwicklung des Tages: In Potsdam haben

Truman und Churchill (der alte britische Gladiator wird nun wohl die Konferenz verlassen müssen, wahrscheinlich wird Attlee seinen Platz einnehmen) öffentlich die Kapitulationsbedingungen für Japan bekanntgegeben, mit der Erklärung, die Japaner hätten sie zu akzeptieren, andernfalls erwarte sie ‚rasche und vollständige Vernichtung‘. Die Frage des Kaisers wurde nicht angesprochen, doch das Kaiserreich wird abgeschafft, das Land auf unbegrenzte Zeit besetzt, seine Kriegs-Ressourcen werden demontiert. Jedoch wird Japan ‚als Rasse nicht versklavt und als Nation nicht zerstört‘. Auch wird es genügend an Wirtschaft behalten, um das Leben sicherzustellen.

*New York, 28. Juli*

Ein angemessenes Ende für eine aufregende Woche in der Geschichte. Der Senat hat heute mit der überwältigenden Mehrheit von neunundachtzig gegen zwei Stimmen die Charta der Vereinten Nationen ratifiziert. Nur zwei isolationistische Republikaner, Senator William Langer aus North Dakota und Senator Henrik Shipstead aus Minnesota, stimmten dagegen. Auch Senator Hiram Johnson (der nach dem letzten Weltkrieg führend daran beteiligt war, unseren Beitritt zum Völkerbund zu verhindern) hätte dagegen gestimmt, wie er erklären liess. Doch er liegt im Krankenhaus.

Auf ihrem Parteitag hat die Kommunistische Partei der USA heute Earl Browder gestürzt und William Z. Foster zum neuen Vorsitzenden gewählt. Auch der Name wurde wieder geändert. Während der Kriegsjahre hatte man sich ‚kommunistische Politische Vereinigung‘ genannt, nun wieder ‚kommunistische Partei‘. Ebenso änderte man wieder einmal die politische Linie: Die Partei will jetzt zurückkehren zu einer ‚aggressiveren Rolle beim Kampf gegen Faschismus und Reaktion‘. Man möchte denken, dass es den Genossen schwerfällt, sich jedesmal um die eigene Achse zu drehen, wenn Moskau die Parteilinie ändert, doch die meisten unserer Kommunisten hier vollziehen diese schmerzliche Akrobatik, ohne mit der Wimper zu zucken, geschweige denn ein Lächeln zu zeigen. Die gegenwärtige Attacke gegen Browder hat ihren Ursprung nicht in Ame-

1945

rika (sehr wenig in der Parteilinie ist hausgemacht), sondern in Frankreich, wo sich der äusserst fähige Sekretär der Kommunistischen Partei, Jacques Duclos, scharf gegen Browder wendete, wegen dessen Taktik eines Kooperierens mit den amerikanischen Kapitalisten – die Linie der Partei in den Kriegsjahren, allerdings erst nach dem Eintritt Russlands, nicht davor. (Als ich Ende 1940 aus Deutschland zurückkam, hiess es bei den Kommunisten noch, dies sei ein imperialistischer Krieg und man wende sich scharf gegen irgendwelche Hilfeleistungen Amerikas als Beitrag zum Sieg über Hitler. Eine Linie, die sich erstaunlich schnell um hundertachtzig Grad drehte – an jenem Morgen, da Hitler seine Truppen auf die Rote Armee hetzte. Über Nacht wurde nun aus dem imperialistischen Krieg' ein Freiheitskriege Das war er für mich von Anfang an gewesen.)

Natürlich hat Duclos das Signal für eine neuerliche Drehung aus Moskau bekommen. Aus bisher noch unklaren Gründen benutzt ihn die russische Regierung dazu, das Signal an die Brüder in den USA weiterzuleiten.

Interessant, dass die Kommunisten in den zwei grössten Industriestaaten der Welt, den USA und Grossbritannien, über zwei Jahrzehnte keinerlei Fortschritte erzielen konnten. Obwohl das britische Volk eben mit überwältigender Mehrheit eine sozialistische Regierung gewählt hat, wird es im Unterhaus gerade mal zwei kommunistische Abgeordnete geben. Und hierzulande haben sie es nicht einmal auf einen einzigen Kongressabgeordneten gebracht, obwohl in den USA die grösste Zahl von Industriearbeitern auf der Welt lebt. Liegt die Schwäche der Kommunistischen Partei also darin, dass sie ihre Befehle von einer ausländischen Regierung bekommt? Obwohl die Kommunisten dies leugnen, ist es sicher Tatsache. Und wird wohl erst dann widerlegt werden können, wenn die amerikanischen Kommunisten es wagen werden, zu verschiedenen Themen anderer Meinung zu sein als Moskau.

*New York, 29. Juli*

Der japanische Premierminister Kantaro Suzuki hat unsere Forderung nach Kapitulation und die Drohung, andernfalls das Land zu

vernichten, zurückgewiesen. Er verkündete heute, die Erklärung von Potsdam besitze für die japanische Regierung keine Bedeutung. «Es gibt keinen irgendwie gearteten Wechsel in der grundsätzlichen Politik der japanischen Regierung, was die weitere Verfolgung unserer Kriegsziele betrifft», sagte er.

Heute wurden die deutschen Verluste im Krieg bekannt. Die Zahlen sind noch nicht endgültig, weil in den beschlagnahmten deutschen Unterlagen der Zeitraum vom 1. Dezember 1944 bis zum Kriegsende nicht erfasst ist. Doch bereits bis Ende November 1944 belief sich die Zahl der Toten, Schwerverwundeten und Vermissten auf etwas mehr als vier Millionen (viermal so hoch wie unsere Verluste), davon etwa zwei Millionen Tote – allein anderthalb Millionen an der russischen Front.

Zwei Millionen deutsche Kriegstote. Hitler hat die Zahl nie zu veröffentlichen gewagt, doch wir werden dies jetzt tun. Man fragt sich, ob die deutschen Menschen ihre Gefühle entsprechend regeneriert haben, um darüber nachzudenken, wer und was ihnen wohl ein derart schreckliches Blutopfer auferlegt hat.

#### *New York, 1. August*

Heute ging die Konferenz der grossen Drei zu Ende. Am Freitag wird es ein Kommuniqué über die Ergebnisse geben, wenn denn welche erreicht wurden. Ärgerlich, diese Geheimdiplomatie.

#### *New York, 2. August*

Heute Nachmittag wurde das Kommuniqué der Potsdamer Konferenz veröffentlicht, unterzeichnet von Truman, Attlee und Stalin. Beim ersten Lesen ist es ein sehr bemerkenswertes Dokument und insgesamt ein gutes. Vor allem verspricht es, das deutsche Problem wesentlich durchdacht zu lösen, als dies die Friedensmacher von Versailles seinerzeit taten – obwohl Potsdam keine Friedenskonferenz war, sondern nur ein erster Schritt in Richtung einer Friedenslösung.

Als Hauptaufgabe stand vor den Männern von Potsdam die Entscheidung, was mit Deutschland nun geschehen soll.

1945 Der grösste Teil des Kommuniqués enthält Festlegungen zu dieser Problematik, sie kommen mir ungewöhnlich weise vor. Da sie von historischer Bedeutung sind, sollen sie hier knapp umrissen werden.

Ziel des Potsdamer Abkommens bildet ‚die Durchführung der Krimdeklaration über Deutschland. Der deutsche Militarismus und Nazismus werden ausgerottet, und die Alliierten treffen nach gegenseitiger Vereinbarung in der Gegenwart und in der Zukunft auch andere Massnahmen, die notwendig sind, damit Deutschland niemals mehr seine Nachbarn oder die Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt bedrohen kann.‘

‚Es ist nicht Absicht der Alliierten‘, heisst es weiter im Kommuniqué, ‚das deutsche Volk zu vernichten oder zu versklaven. Die Alliierten wollen dem deutschen Volk die Möglichkeit geben, sich darauf vorzubereiten, sein Leben auf einer demokratischen und friedlichen Grundlage von Neuem wiederaufzubauen. Wenn die eigenen Anstrengungen des deutschen Volkes unabhängig auf die Erreichung dieses Zieles gerichtet sein werden, wird es ihm möglich sein, zu gegebener Zeit seinen Platz unter den freien und friedlichen Völkern der Welt einzunehmen.‘

Ist das nicht eine äusserst vernünftige und anständige Haltung gegenüber einem Feind, der sich bis zu seiner Niederschlagung als gemeines und brutales Wesen gezeigt hat? Wir versprechen den Deutschen, ungeachtet des enormen Ausmasses ihrer Verbrechen gegen die Menschlichkeit, was sie selbst nicht anständig genug waren, den von ihnen Überrannten zu gewähren.

Hier ein etwas genauerer Blick auf das grosse Dokument. Was Deutschland betrifft, werden unter anderen folgende Punkte festgelegt:

Punkt drei: ‚Ziele der Besetzung Deutschlands ... sind:

(1) Völlige Abrüstung und Entmilitarisierung Deutschlands und die Ausschaltung der gesamten deutschen Industrie, welche für eine Kriegsproduktion benutzt werden kann, oder deren Überwachung.‘ (Es folgt eine Liste aller abzuschaffenden und ab sofort verbotenen militärischen Kräfte sowie Organisationen der Nazi-

Partei, einschliesslich des Generalstabs, des Offizierskorps, der Reservisten, der Kriegsschulen, der Kriegervereine und aller anderen militärischen und halb-militärischen Organisationen zusammen mit ihren Vereinen und Unterorganisationen, die den Interessen der Erhaltung der militärischen Tradition dienen.’)

.(II) Das deutsche Volk muss überzeugt werden, dass es eine totale militärische Niederlage erlitten hat und dass es sich nicht der Verantwortung entziehen kann für das, was es selbst dadurch auf sich geladen hat, dass seine eigene mitleidlose Kriegführung und der fanatische Widerstand der Nazis die deutsche Wirtschaft zerstört und Chaos und Elend unvermeidlich gemacht haben.

(III) Die Nationalsozialistische Partei mit ihren angeschlossenen Gliederungen und Unterorganisationen ist zu vernichten; alle nationalsozialistischen Ämter sind aufzulösen; es sind Sicherheiten dafür zu schaffen, dass sie in keiner Form wieder auf erstehen können; jeder nazistischen und militaristischen Betätigung und Propaganda ist vorzubeugen.

(IV) Die endgültige Umgestaltung des deutschen politischen Lebens auf demokratischer Grundlage und eine eventuelle friedliche Mitarbeit Deutschlands am internationalen Leben sind vorzubereiten.’

Punkt fünf: Kriegsverbrecher ... sind zu verhaften und dem Gericht zu übergeben.’

Punkt sechs: ‚Alle Mitglieder der nazistischen Partei, welche mehr als nominell an ihrer Tätigkeit teilgenommen haben, ... sind aus den öffentlichen oder halböffentlichen Ämtern und von den verantwortlichen Posten in wichtigen Privatunternehmungen zu entfernen‘.

Punkt sieben: ‚Das Erziehungswesen in Deutschland muss so überwacht werden, dass die nazistischen und militaristischen Lehren völlig entfernt werden und eine erfolgreiche Entwicklung der demokratischen Ideen möglich gemacht wird.‘

Punkt acht: ‚Das Gerichtswesen wird entsprechend den Grundsätzen der Demokratie und der Gerechtigkeit auf der Grundlage der Gesetzlichkeit und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz ohne Unterschied der Rasse, der Nationalität und der Religion reorganisiert werden‘.

1945

Punkt neun: ‚Die Verwaltung Deutschlands muss in Richtung auf eine Dezentralisation der politischen Struktur und der Entwicklung einer örtlichen Selbstverantwortung durchgeführt werden.

(II) In ganz Deutschland sind alle demokratischen politischen Parteien zu erlauben und zu fördern mit der Einräumung des Rechtes, Versammlungen einzuberufen und öffentliche Diskussionen durchzuführen.

(IV) Bis auf Weiteres wird keine zentrale deutsche Regierung errichtet werden. Jedoch werden einige wichtige zentrale deutsche Verwaltungsabteilungen errichtet werden, an deren Spitze Staatssekretäre stehen, und zwar auf den Gebieten des Finanzwesens, des Transportwesens, des Verkehrswesens, des Aussenhandels und der Industrie. Diese Abteilungen werden unter Leitung des Kontrollrats tätig sein.’

Punkt zehn: ‚Unter Berücksichtigung der Notwendigkeit zur Erhaltung der militärischen Sicherheit wird die Freiheit der Rede, der Presse und der Religion gewährt. Die religiösen Einrichtungen sollen respektiert werden. Die Schaffung freier Gewerkschaften ... wird gestattet werden‘.

Das sind die politischen Grundsätzen Sind sie nicht ausgezeichnet? Darauf folgen im Text die wirtschaftlichen Grundsätzen Die wichtigsten lauten:

Punkt elf: ‚Mit dem Ziele der Vernichtung des deutschen Kriegspotentials ist die Produktion von Waffen, Kriegsausrüstungen und Kriegsmitteln, ebenso die Herstellung aller Typen von Flugzeugen und Seeschiffen zu verbieten und zu unterbinden ...’

Punkt zwölf: ‚In praktisch kürzester Frist ist das deutsche Wirtschaftsleben zu dezentralisieren mit dem Ziel der Vernichtung der bestehenden übermässigen Konzentration der Wirtschaftskraft, dargestellt insbesondere durch Kartelle, Syndikate, Trusts und andere Monopolvereinigungen.’

Punkt dreizehn: ‚Bei der Organisation des deutschen Wirtschaftslebens ist das Hauptgewicht auf die Entwicklung der Landwirtschaft und der Friedensindustrie für den inneren Bedarf (Verbrauch) zu legen.’



Punkt vierzehn: ‚Während der Besatzungszeit ist Deutschland als eine wirtschaftliche Einheit zu betrachten ...‘

Im Punkt fünfzehn, Abschnitt II, wird als Ziel der Alliierten formuliert: ‚Erhaltung eines mittleren Lebensstandards in Deutschland, der den mittleren Lebensstandard der europäischen Länder nicht übersteigt.‘

Punkt neunzehn: ‚Die Bezahlung der Reparation soll dem deutschen Volk genügend Mittel belassen, um ohne Hilfe von aussen zu existieren‘.

Die Vereinbarung über die Reparationen ist ein gesonderter Abschnitt des Potsdamer Abkommens. Diesmal findet sich keine Forderung nach Reparationszahlungen in Geldform, wie das in Versailles seinerzeit festgeschrieben wurde. Deutschland hat Reparationen in Form von Waren und Gütern zu leisten.

Das also ist das Resultat von Potsdam. Bedenkt man die menschlichen Grenzen und den Tenor der unmittelbaren Zeit nach diesem grausamsten aller deutschen Kriege, scheint mir ein ausgezeichnetes Abkommen erreicht zu sein.

*New York, 5. August*

Weitere Gedanken zu Potsdam: Es ist ein Meilenstein in der Geschichte. Was Deutschland betrifft, so wurde hier etwas erreicht, wofür es nur wenige Beispiele gibt seit jener Zeit, da Reiche und Nationen zum ersten Mal in nationale Kriege aufbrachen. Denn Deutschland, wie wir es kannten – jenes Deutschland, das dreimal im Verlauf der letzten drei Generationen Kriege provoziert hat –, wurde in Potsdam zum Tode verurteilt. An der Stätte seiner Geburt.

Man kann nur schwer fassen, was das bedeutet. Wie verheerend auch früher ein Krieg, eine Niederlage gewesen sein mochten, irgendwie brachte es eine grosse Nation immer fertig, als Nation zu überleben, mit eigener Regierung. Sie konnte als souveräne Nation einen Friedensvertrag unterzeichnen, wie es die deutsche Regierung nach dem letzten Krieg tat. Diesmal aber finden wir einen einstmaligen grossen und mächtigen Staat plötzlich ohne den Schatten einer Regierung wieder. Er hat, wenigstens für die gegenwärtige Zeit,

1945

alle Organe eingebüsst, die einen Staat konstituieren und ausmachen.

Wie bemerkenswert, dass die Alliierten aus bitteren Erfahrungen gelernt haben, da doch Nationen, wie auch Einzelwesen, dies für gewöhnlich nicht zu tun pflegen! Der Versailler Vertrag scheiterte hauptsächlich deshalb, weil er es unterlassen hatte, die Ursprünge deutscher Aggressionen zu beseitigen. Stattdessen liess er sie intakt, zum Teil auch, weil der Westen 1919 einen Puffer gegen das kommunistische Russland wünschte. In Potsdam aber wurde beschlossen, diese Ursprünge ein für allemal zu beseitigen, diese Quellen für deutsche militärische Stärke und Aggression. Und es gibt Hoffnungen für die Menschen in Deutschland, sollten sie jemals freie Mitglieder einer zivilisierten, friedlichen und demokratischen Gemeinschaft werden wollen. –

Fliege morgen nach Cape Cod, für drei Wochen des Nichtstuns. Es sieht so aus, als würde der Rest des August relativ ruhig verlaufen – wobei ja die endgültige Niederwerfung Japans noch aussteht. Mein Gott, drei Wochen am Strand liegen ... kein Radio, kein Stapel von Zeitungen und Berichten, stattdessen einige gute Bücher. Ach ja, die Bücher. Endlich, zum ersten Mal seit vielen Jahren, seit *vor* dem Krieg, wieder einmal Shakespeares Sonette und einige seiner Stücke lesen, dazu etwas Tschechow und Ibsen. Und neue Lektüre: einen weiteren Band des Proustschen Epos (wenn mein Französisch nicht zu verrostet ist) sowie Tom Wolfes *Von Zeit und Strom*, das ich noch nicht kenne, auch einige bisher vernachlässigte englische Philosophen – Bacon, Hobbes, Locke, Bentham, Berkeley und Hume. Ferner einen Band aus Thomas Manns biblischer Tetralogie, Schillers Essays und zwei seiner Stücke, *Maria Stuart* und *Don Carlos* (wenn mein Deutsch ins Gedächtnis zurückkehrt). Ich habe den ganzen Bücherstapel nach Truro vorausgeschickt. Was tut es, dass ich jetzt schon weiss, ich werde kaum die Hälfte bewältigen ...

*Truro, Cape Cod, 6. August*

Heftiger Regen den ganzen Tag, das Flugzeug konnte nicht starten. So nahm ich schliesslich den Zug bis Providence, von dort einen Bus nach Hyannis, wo mich Tess mit dem Wagen abholte. Wäh-

rend des Wartens, sagt sie, hatte sie im Autoradio das Ende einer Meldung gehört, wonach wir eine Art Atombombe auf Japan abgeworfen haben. Ich denke, das ist wichtig. Doch bin ich zu müde, um mich heute Abend noch darum zu kümmern. Das leichte Donnern der nahen Brandung ist das bemerkenswerteste rhythmische und beruhigende Geräusch, das ich seit Jahren vernommen habe.

*Truro, Cape Cod, 7. August*

Wie ich jetzt merke, habe ich nur sehr langsam begriffen, was der gestrige Tag bedeutet.

Heute Morgen am Strand sprach mich eine Dame ziemlich aufgeregt an. Sie machte einen kriegerischen Eindruck.

«Was halten Sie von der ungeheuren Nachricht?» schrie sie fast.

«Welche Nachricht?» fragte ich.

«Na – die Atombombe!» explodierte sie. «Was halten Sie davon? Ist das nicht gewaltig?»

«Ich weiss nichts davon», sagte ich. «Ich mache Urlaub ...»  
«Was?!» Sie schien sprachlos zu sein. Ich wandte mich ab und kehrte zu Eileen und Linda zurück, um mit ihnen im Sand einige Tunnel zu bauen.

Nach dem Mittagessen aber schlug ich Tess vor, ins Dorf zu fahren und die New Yorker wie Bostoner Zeitungen zu kaufen. «Lass uns sehen, was es mit dieser Atom-Geschichte auf sich hat», sagte ich. Jetzt, am Abend, ist mir klar, dass ich mich etwas selbstgefällig, etwas blasiert aufgeführt habe. Die Fahrt entlang der Dünen, auf einer windigen Strasse, war angenehm, und wir beeilten uns nicht.

«Oft können wir uns das nicht leisten», meinte Tess.  
«Jedenfalls nicht, solange das Benzin noch rationiert ist.»

Wir kauften zuerst etwas Fisch auf dem Markt, dann gingen wir eine Strasse weiter, zum Zeitungsladen. Ganze zwei Exemplare waren noch da.

«War ein richtiger Ansturm heute», meinte die alte Frau hinter dem Ladentisch.

Ich kaufte die beiden Zeitungen und warf sofort einen Blick auf die Schlagzeilen. Ich werde sie nie vergessen. Von

1945

der Titelseite des Bostoner Blattes schrie es mit Riesenlettern: DAS ATOMZEITALTER HAT BEGONNEN!

Ich war wie benommen. Ich konnte es nicht wirklich fassen. Später dann, im Auto, überflog ich die Titelseite der ‚New York Times‘: ERSTE ATOMBOMBE AUF JAPAN ABGEWORFEN – SPRENGKRAFT ENTSPRICHT 20'000 TONNEN TNT – TRUMAN WARNT FEIND VOR ‚REGEN DER VERNICHTUNG‘.

Das war es also ...

Die Zwischenüberschriften lauteten:

NEUES ZEITALTER KÜNDIGT SICH AN – TAG DER KRAFT – VOM PRÄSIDENTEN BEGRÜSST – GEHEIMNIS UM WAFFE GELÜFTET.

Und dann:

ZIEL: HIROSHIMA – ‚UNDURCHDINGLICHE‘ STAUBWOLKE VERHÜLLT DIE STADT NACH DEM BOMBENSCHLAG.

Ich glaube, ich empfand Angst. Dann las ich Tess, die am Steuer sass, die Berichte vor:

‚Washington, 6. August. – Das Weisse Haus und das Kriegsministerium geben heute bekannt, dass eine Atombombe über Japan abgeworfen wurde. Sie besitzt die Sprengkraft von 20'000 Tonnen TNT, eine zerstörerische Gewalt, die der Ladung von 2'000 Bombern des Typs B-29 entspricht und 2'000 mal grösser ist als die Sprengkraft der bisher stärksten Bombe‘.

Die Nachricht, der Welt von Präsident Truman mit äusserstem Ernst verkündet, macht deutlich, dass eine der wissenschaftlichen Grenzen des Jahrhunderts nunmehr überschritten und das ‚Zeitalter der Atomenergie‘ angebrochen ist, was sich als enorme Kraft für den Fortschritt der Zivilisation erweisen kann, doch ebenso als Kraft für ihre Zerstörung.

Was mit Hiroshima geschehen ist, wissen wir noch nicht. Das Kriegsministerium spricht von ‚einer undurchdringlichen Wolke von Staub und Rauch, die das Ziel umhüllt und Aufklärungsflugzeugen jede Sichtmöglichkeit nimmt‘.‘,

So ... Seit gestern haben wir also ein neues Zeitalter. Wie fühlst du dich in einem neuen Zeitalter? So plötzlich angebrochen wie dieses? Am allerersten Tag? Und wie lange wird es dauern? Welche Kraft hatte die Bombe doch gleich? Und diese altmodischen

Dinger, denen du in Berlin und London und Liège ausgewichen bist? Waren die denn lediglich Spielzeug ...?

Ich ging mit den Kindern schwimmen. Ihnen zu erklären, was eine Atombombe ist und warum sie da ist – warum sie in unserer Welt der Erwachsenen überhaupt notwendig ist –, wäre schwierig gewesen. Ich versuchte es erst gar nicht. Wir tollten eine Weile in den Wellen, und als die Sonne unterging, liefen wir zu unserem Häuschen zurück. Ich hatte noch eine Menge in der ‚Times‘ zu lesen. Beispielsweise, was unsere grossen Männer zu sagen hatten ...

Der Präsident: ‚Vor nunmehr sechzehn Stunden hat ein amerikanisches Flugzeug eine Bombe auf Hiroshima abgeworfen, wichtige militärische Basis der Japaner. Diese Bombe besass die Sprengkraft von 20'000 Tonnen TNT ... Die Japaner haben in Pearl Harbor den Krieg aus der Luft begonnen. Dies wurde ihnen entsprechend zurückgezahlt. Und das ist noch nicht das Ende ...

Es ist eine Atombombe. Sie macht sich die elementare Kraft des Universums zunutze. Die Kraft, aus der die Sonne ihre Glut bezieht, wurde gegen jene freigesetzt, die den Krieg nach Fernost gebracht haben ...

Wir sind jetzt zu schnellerer und vollständigerer Vernichtung in der Lage ... Man soll sich nicht täuschen: Wir werden vollständig vernichten ... Wenn sie (die japanischen Führer) unsere Bedingungen nicht annehmen, dann können sie aus der Luft einen Regen der Vernichtung erwarten, wie man ihn noch nie erlebt hat auf dieser Erde ...

Die Tatsache, dass wir Atomenergie freisetzen können, eröffnet ein neues Zeitalter im Wissen des Menschen um die Kräfte der Natur. Zukünftig kann die Atomenergie vielleicht jene Energien ergänzen, die wir jetzt aus Kohle, Öl und der Kraft des Wassers gewinnen ... Meine weitgreifende Überlegung gilt der Frage, wie die Atomkraft zu einem mächtigen Instrument werden kann, um Einfluss auf die Erhaltung des Weltfriedens zu nehmen‘.

Churchill, scheint mir, ist bedeutend nachdenklicher und mit Sicherheit wortgewaltiger. ‚Durch die Gnade Gottes war die britische und amerikanische Wissenschaft schneller als

1945

alle deutschen Anstrengungen ... Das Eindringen in dieses – dem Menschen lange Zeit und gnädig verschlossene – Geheimnis der Natur sollte in Verstand und Bewusstsein eines jeden menschlichen Wesens, das zu solcher Einsicht fähig ist, einen ernsten Widerschein hinterlassen. Wir müssen in der Tat darum beten, dass diese schrecklichen Möglichkeiten dafür genutzt werden, Frieden zwischen den Nationen zu stiften; dass sie dem Erdball nicht grenzenlose Verwüstung bringen, sondern stattdessen zum nie versiegenden Quell für den Reichtum der Welt werden‘.

Hanson Baldwin, der Militärkorrespondent der ‚Times‘, dessen Ansichten ich oft nicht teile, ist gleichfalls zurückhaltend und nachdenklich. Er schreibt: ‚Das Datum 6. August 1945 und der Name Hiroshima werden in der blutigen Geschichte des Krieges für lange Zeit lebendig bleiben. Gestern hat der Mensch das Atom freigesetzt, um den Menschen zu vernichten. Ein neues Kapitel in der menschlichen Geschichte wurde aufgeschlagen, ein Kapitel, in dem Begriffe wie schicksalhaft, schlimm, schrecklich nun ebenso platt wie bestimmend erscheinen. Gestern sind wir dem Sieg im Pazifik nahegekommen, doch wir haben den Wirbelwind entfesselt...

Wir haben als erste eine neue Waffe mit unbekannter Wirkung eingesetzt, die uns rasch den Sieg bringen kann, die aber die Saat des Hasses weiter ausstreuen wird als je zuvor. Vielleicht werden wir die Wirkung dieses Wirbelwinds noch zu spüren bekommen. Eins ist sicher: Mit dieser gottähnlichen Kraft unter unvollkommener Kontrolle des Menschen sehen wir uns einer furchtbaren Verantwortung ausgesetzt. Die Atomenergie kann sehr wohl in eine helle neue Welt führen, in eine Welt menschlicher Brüderlichkeit, oder aber in eine Welt der Höhlenbewohner, die sich vor Bomben und Raketen ins Innere der Erde verkriechen‘.

Die ‚Times‘ benennt in ihrem Leitartikel das Problem und wirft damit zugleich die grundsätzliche Frage auf: ‚Eine Revolution in der Wissenschaft und eine Revolution in der Kriegführung haben am gleichen Tag stattgefunden ... Von nun an können Zivilisation und Humanität nur überleben, wenn es auch zu einer Revolution im politischen Denken der Menschheit kommt. Aber kann die

Menschheit rasch genug erwachsen werden, um den Wettlauf zwischen Zivilisation und Katastrophe zu gewinnen?’

Vor Furcht beinahe zitternd, murmeln wir verzweifelt ja ... ja ... Doch im Innersten erwachsen Zweifel.

Wie hat doch Sir Oliver Lodge einst gesagt? Die ‚Times‘ erinnert daran: ‚Als man die Radioaktivität entdeckte und die Physiker zum ersten Mal von der Atomenergie zu träumen begannen, bewegte dies den unvergessenen Sir Oliver Lodge zu der Feststellung: ‚Wenn die menschliche Rasse jemals die Mittel dazu besitzen sollte, auch nur einen winzigen Teil der Energie freizusetzen, die in den Atomen ihres eigenen Planeten verborgen ist, dann werden die Konsequenzen entweder nützlich oder zerstörerisch sein, in Abhängigkeit vom Zustand der Zivilisation.‘ Er bezweifelte, dass die Menschheit seiner Generation zivilisiert genug war, um eine derartige Entdeckung vernünftig zu nutzen.

Mit diesem nagenden kleinen Gedanken zu Bett, am Ende eines aufregenden Tages, des ersten – nein, zweiten in unserem neuen atomaren Zeitalter.

*Truro, Cape Cod, 8. August*

Howard Smith, der mich während des Urlaubs in der Nachtsendung um 23.10 Uhr vertritt, hat an den letzten beiden Tagen alles Wichtige gesagt. Montag befasste er sich mit der Atombombe. Und heute mit Russlands Kriegserklärung an Japan. Etwas schwierig, in diesem Urlaub abzuschalten – bis jetzt.

*Truro, Cape Cod, 10. August*

Heute Abend wurde ich ans Telefon im Nachbarhaus gerufen. Paul White war am Apparat mit der Nachricht, dass Japan die Annahme einer bedingungslosen Kapitulation signalisiert habe, wenn der Kaiser als souveräner Herrscher seinen Thron behalten könne. Ich soll morgen wieder nach New York kommen, die Arbeit ruft.

Werde versuchen, das wacklige kleine Flugzeug zu erwischen, das zwischen dem Cape und New York verkehrt. So verlaufen seit Langem meine ‚Ferien‘...

1945 *New York, 11. August*

Die Vereinigten Staaten haben keine Zeit verloren mit der Antwort an Japan. Unsere heute übergebene Note besagt, dass der Kaiser auf seinem Thron bleiben kann, zumindest gegenwärtig (bis das japanische Volk Gelegenheit haben wird, über die endgültige Form der Regierung zu entscheiden), dass aber seine Autorität als ‚Herrscher des Staates‘ dem Oberkommandierenden der Alliierten unterstellt wird. Das muss eine bittere Pille sein für ein Volk, das seinen Kaiser wie einen Gott anbetet.

*New York, 12. August*

Noch kein Wort aus Tokio. Keine Andeutung bezüglich der schicksalhaften Entscheidung ... Im Weissen Haus war Präsident Truman den ganzen Tag in Bereitschaft, wartend wie alle anderen.

*New York, 13. August*

Immer noch keine Nachricht. Experten in Washington vermuten, dass ein tödlicher Kampf im Kabinett und im Oberkommando die Entscheidung Japans aufhält. Einige wollen wahrscheinlich kapitulieren, andere wollen weiterkämpfen, bis Japan vollständig zerstört ist...

Unser Hauptquartier in Guam meldet, dass US-Flugzeuge heute bei Sonnenuntergang mit Angriffen auf das Gebiet von Tokio begonnen haben.

*New York, 14. August*

Der Zweite Weltkrieg ist beendet!

Pearl Harbor und der Verrat Japans sind gesühnt. Die Jungs aus sämtlichen Armeen, die überlebt haben, können ein normales und friedliches Lebensende erwarten. Alle Städte und Dörfer, die nicht zu Schutt und Asche gebombt wurden, können ab heute ohne Furcht erwachen – vielleicht für immer. Der schreckliche Kampf, die abscheuliche Konvulsion, die unsere Welt fast sechs Jahre lang erschüttert und beinahe ruiniert haben, sind seit heute 19 Uhr (unserer Ostküstenzeit) Vergangenheit.

Wir haben den ganzen Tag im Studio von CBS auf die Nach-



richt erwartet. Einige Sekunden nach 19 Uhr läutete eines der Telefone. Im Lärm der Fernschreiber, Schreibmaschinen und Lautsprecher, im Stimmengewirr der müden und nervösen Leute im Raum hätten wir es beinahe überhört.

Paul White hob ab. Bis dahin wusste ich nicht, dass dieser Apparat direkt mit dem Weissen Haus verbunden war. Paul lauschte etwa fünf Sekunden angespannt, als hielt er den Atem an. Dann drehte er sich abrupt um und gab Bob Trout ein Zeichen, der mit einem mobilen Mikrofon in der anderen Ecke des Raumes stand. Er legte einen Schalter um und war damit in der laufenden Sendung. Mit ruhiger Stimme sagte er: «Japan hat bedingungslos kapituliert!» Eine ungeduldig wartende Welt hatte von uns als erste das erlösende Wort vernommen.

Dann begannen fast gleichzeitig die Fernschreiber der grossen Agenturen zu rattern, AP, UP und INS: ‚Blitzmeldung – Japan ergibt sich .. .‘

Was in den nächsten Augenblicken geschah, kann ich nicht genau wiedergeben, ausser dass Bob, über die Fernschreiber-Meldungen gebeugt, weitersprach. Allerdings nicht lange, denn der Kontrollraum schaltete nun um. Die dünne, weiche Stimme des Präsidenten war im Lautsprecher zu vernehmen:

«Ich habe soeben eine Botschaft der japanischen Regierung erhalten, in Beantwortung unserer Note an Japan vom 11. August. Ich betrachte diese Antwort als vollständige Anerkennung der Erklärung von Potsdam, die die bedingungslose Kapitulation Japans fordert. In der Antwort gibt es dazu keinerlei Einschränkungen.

Jetzt werden Vorbereitungen für die formelle Unterzeichnung der Kapitulation zum frühestmöglichen Zeitpunkt getroffen. General Douglas MacArthur wird als Oberkommandierender der Alliierten die japanische Kapitulation entgegennehmen. Grossbritannien, Russland und China werden durch hochrangige Offiziere vertreten sein.

Inzwischen sind die alliierten Streitkräfte angewiesen worden, alle Offensivoperationen einzustellen.

Die offizielle Verkündung des Tages des Sieges in Japan (V-J-Day) wird erfolgen, wenn die Unterzeichnung der Kapitulation endgültig ist.»

1945 Das war alles. Das war es.

Draussen in der warmen Nacht konnte man bereits die heulenden Sirenen der Schiffe auf dem Hudson und dem East River hören. Von unseren Fenstern im 17. Stockwerk aus konnten wir sehen, wie sich viele Menschen aufgeregt in Richtung Radio City und Times Square bewegten. Pkws und Taxis erzeugten mit ihren Hupen einen höllischen Lärm. Wir aber gingen wieder an die Arbeit.

Die japanische Note musste gesendet werden:

1. Seine Majestät der Kaiser hat einen Erlass unterzeichnet, der Japans Anerkennung der Bedingungen der Erklärung von Potsdam beinhaltet.

2. Seine Majestät der Kaiser ist bereit, seine Regierung und das Kaiserliche Oberkommando der Armee zur Unterzeichnung der notwendigen Festlegungen zu autorisieren, um die Bedingungen der Erklärung von Potsdam zu erfüllen. Seine Majestät ist ebenfalls bereit, allen Armee-, Marine- und Luftwaffenkommandos Japans sowie allen Streitkräften unter seiner Kontrolle, wo immer sie stationiert sind, den Befehl zur Einstellung aller aktiven Operationen und zur Abgabe ihrer Waffen zu erteilen; zugleich alle weiteren Befehle, die der Oberkommandierende der Alliierten zur Erfüllung der oben genannten Bedingungen für erforderlich hält, zu erteilen.

Bedingungslose Kapitulation in der Tat. Und das Ende Japans als Staat, wie wir ihn bisher gekannt haben.

Um 23 Uhr zeichnete CBS eine Rundfunkansprache des Kaisers auf, die erste seines Lebens. Als die Übersetzung fertig war, empfanden wir die Rede als seltsames Gebräu fernöstlicher Zweideutigkeit, nicht weniger aber auch als äusserst interessantes Dokument. Deshalb nehme ich sie ins Tagebuch auf:

«An unsere braven und loyalen Untertanen.

Nach gründlicher Betrachtung der allgemeinen Weltlage und der besonderen Bedingungen in unserem Reich haben wir uns dazu entschlossen, mit einer ausserordentlichen Massnahme die Lösung der gegenwärtigen Situation zu erreichen.

Wir haben unsere Regierung angewiesen, den Regierungen der

Vereinigten Staaten, Grossbritanniens, Chinas und der Sowjetunion mitzuteilen, dass unser Reich die Bedingungen ihrer gemeinsamen Erklärung akzeptiert.

Damit bemühen wir uns – in der heiligen Verpflichtung, die uns unsere Kaiserlichen Vorfahren auferlegt haben und die uns am Herzen liegt – ebenso um das gemeinsame Wohl und Glück aller Nationen wie um die Sicherheit und das Wohlergehen unserer Untertanen.

Tatsächlich haben wir Amerika und Grossbritannien den Krieg erklärt aus unserem ernstesten Bestreben heraus, Japans Selbsterhaltung und die Stabilisierung in Ostasien zu garantieren. Es lag uns fern, die Souveränität anderer Nationen zu verletzen oder nach territorialem Gewinn zu trachten.

Doch nun dauert dieser Krieg beinahe vier Jahre. Obwohl alle Untertanen ihr Bestes geleistet haben ..., hat sich die Kriegslage nicht zum Vorteil Japans entwickelt, und die allgemeine Weltlage hat sich gegen seine Interessen gewendet.

Mehr noch: Der Feind hat mit der Anwendung einer neuen und äusserst grausamen Bombe begonnen, deren Vernichtungskraft in der Tat unkalkulierbar ist und die zahllosen unschuldigen Menschen das Leben kostet. Würden wir weiterkämpfen, so wäre das Resultat nicht nur der vollständige Untergang der japanischen Nation, sondern vielleicht die völlige Auslöschung der menschlichen Zivilisation.

Angesichts dieser Lage müssen wir – im heiligen Geist unserer Kaiserlichen Vorfahren – danach trachten, die Millionen unserer Untertanen zu retten. Aus diesem Grund haben wir die Annahme der Bedingungen der Erklärung der Alliierten befohlen.

Die unserer Nation damit bevorstehenden Leiden und Entbehrungen werden sicher gross sein. Wir sind uns der innersten Gefühle aller unserer Untertanen nur zu bewusst. Dennoch erfordert das Diktat der Zeit und des Schicksals die Entscheidung, nun den Weg freizumachen für einen kommenden grossen Frieden aller Nationen – indem wir das Unerträgliche ertragen, das Übermass an Leid erleiden ...

Stärken wir unsere aufrechte Art, unseren noblen Geist, gehen wir mit Entschlossenheit an die Arbeit, damit wir, meine

1945 Untertanen, den traditionellen Ruhm des Kaiserlichen Staates stärken und Schritt halten mit dem Fortschritt in der Welt.»

Der Kaiser sprach mit hoher, quiekender Stimme, die sich wie Singsang anhörte. Das Wort Kapitulation vermied er.

Wir sendeten alle eingehenden Meldungen, dazwischen meldete sich das ganze Team – Quincy Howe, Major Eliot, Larry Lesueur, Bob Trout und andere – immer wieder mit persönlichen Betrachtungen. Diese konnten den Nachrichten nicht viel Neues hinzufügen, aber ich denke, dass die Hörer überall im Land in dieser historischen Nacht auch auf persönliche Worte warteten.

Ich erinnerte die Menschen an den Radioapparaten daran, wie hoffnungslos der Kampf auf unserer Seite so lange Zeit ausgesehen hatte. Wie der Feind zunächst – noch ehe der eigentliche Krieg ausbrach – seine leichten Siege errungen hatte, in Äthiopien, Spanien, Österreich, in München, in der Tschechoslowakei. Und wie es dann nach Ausbruch des grossen Krieges ebenso ausgesehen hatte, in Polen, Skandinavien, Westeuropa und Russland. Wie der Krieg mit Japan lange Zeit ebenso verlaufen war wie mit Deutschland: Pearl Harbor, dann Monat um Monat eine Niederlage nach der anderen. Wie die japanischen Streifkräfte im pazifischen Raum vorgestossen waren, südwestlich nach Singapore und Burma, östlich über die Inselgruppen bis Hawaii, nordöstlich über die Aleuten in Richtung auf Alaska und unsere Westküste.

Inmitten der Erregung über unseren Sieg, der Freude und Erleichterung war es etwas schwierig, an jene dunklen Tage zu erinnern, da die Niederlage uns ins Gesicht gestarrt hatte und die Katastrophe nur mit Mühe abgewendet werden konnte. Nur wenige meiner Hörer waren wohl in dieser Nacht in der Lage und bereit, über die schrecklichen Konsequenzen einer etwaigen Niederlage nachzudenken (wie ich es mehrfach in Deutschland getan hatte, als der Triumph der Nazibarbaren noch so sicher schien). Äussert sich nicht etwas Grossartiges in der Tatsache, dass es den Menschen auf unserer Seite zu keiner Zeit in den Sinn kam, auch nicht in den schwärzesten Tagen (den Briten etwa nach Dünkirchen und als

London so schwer zerstört wurde; den Russen, als die Deutschen fast bis Moskau vorstießen und später an die Wolga und nach Stalingrad; uns selbst nach Pearl Harbor), dass wir etwa besiegt und versklavt werden könnten?

Jetzt sind die verzweifelten wie die heroischen Tage vorüber. Der Frieden wird süß sein, o ja; doch seine Errichtung wird einige Zeit in Anspruch nehmen und ohne Zweifel auch Desillusionierung mit sich bringen, da nun unvollkommene kleine Menschen darangehen, die unaussprechlichen Verwüstungen zu beseitigen – physische, moralische und geistige. Eine grosse Umstellung haben auch jene von uns vor sich, deren Leben in den vergangenen zehn Jahren fast ausschliesslich vom angestrengten Kampf gegen den Barbarismus der Nazis und Faschisten geprägt war. Die Anspannung dieses gewaltigen Kampfes hat alles, was ich tat, dachte oder war, so lange bestimmt, dass es Zeit, grosse Anstrengungen und grosse Entspannung brauchen wird, das alles wieder abzustreifen und ein neues Leben zu beginnen, in einer anderen Welt, wie immer auch das Leben für Leute wie mich dort aussehen wird. Es kann gut sein, dass diese Umstellung nicht zufriedenstellend gelingt. Möglich ist, dass die Prägung dieses grausamen, unmoralischen Jahrzehnts zu stark für einen kleinen Menschen war, dass sie unauslöschlich und nicht zu entfernen ist. Man kann nur versuchen, all das hinter sich zu lassen, die Vergangenheit unter neuen Eindrücken zu begraben, die das Leben und den Charakter des Menschen bestimmen, und sich den neuen Herausforderungen zu stellen, die uns erwarten.

Wir sendeten bis gegen 2.30 Uhr in der Nacht, müde und erschöpft, dennoch tief befriedigt von diesem grossen Tag. Danach gab es in der Kantine Drinks und Essen für all jene, die entweder hier im Studio oder an den Kriegsschauplätzen ihren Landsleuten am Radio die Fakten und Hintergründe des Krieges geliefert hatten, den Geruch, die Geräusche und das Wüten dieses grausamen Völkermords, der an diesem Abend sein Ende gefunden hatte. Mein Gott, wie lange hat er gedauert, wie nichtswürdig und unmenschlich war er!

Als ich durch die 51st Street nach Hause wankte, ging über

1945

dem East River bereits die Sonne auf, schickte ihre Strahlen in den ersten Tag des Friedens.

*Boston, 15. August*

Ich spürte einen plötzlichen Drang, aus New York in meinen Urlaub zurückzukehren. Es gab eine 17-Uhr-Maschine nach Boston, ich nahm sie. Morgen fahre ich per Schiff nach Provincetown und weiter mit dem Bus nach Truro, zu meiner Familie. Heute Abend tanzen in den Strassen dieser altehrwürdigen Stadt fröhliche Menschen, darunter viele Matrosen mit ihren Mädchen. Im Flugzeug las ich die heutigen New-Yorker Zeitungen. Hier sind einige Schlagzeilen:

Die ‚Times‘: JAPAN ERGIBT SICH, ENDE DES KRIEGES! – KAISER AKZEPTIERT BEDINGUNGEN DER ALLIIERTEN – M’ARTHUR WIRD KAPITULATION ENTGEGENNEHMEN.

Die ‚Herald Tribune‘: KRIEG MIT JAPAN BEENDET – TRUMAN KÜNDIGT BEDINGUNGSLOSE KAPITULATION AN.

Im allgemeinen Siegesjubiläum geht eine kleine Meldung beinahe unter. In Paris hat man Pétain des Verrats für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Es ist, als läse man von einem Geist. Diese elenden kleinen Figuren, die in der Stunde der Wahrheit alle menschliche Anständigkeit aufgegeben und die Stiefel der nazistischen Sklaventreiber geküsst haben, erscheinen bereits verblasst, wie in weite Ferne gerückt. Ihrer aller Schicksal ist gestern besiegelt worden.

Ich will hier den Leitartikel der heutigen ‚Herald Tribune‘ festhalten, da diese Stunde nur allzu schnell vergehen wird, da ihre Erhabenheit, ihre Grösse, ihre Bedeutung von uns allen vergessen werden wird. Denn die Menschen – ungeachtet ihres bewiesenen übermenschlichen Mutes, ihrer Tapferkeit, ihrer Standhaftigkeit und Hingabe – vermögen nicht lange auf der Höhe eines solchen Augenblicks zu verweilen. Ich aber möchte daran erinnern, dass sie diese Höhe erreicht hatten, für einen kurzen Augenblick meiner Zeit. Deshalb kommen diese Sätze ins Tagebuch:

‚EIN SIEG DER MENSCHHEIT

Nach mehr als zehn Jahren voller Blut, Agonie und Elend ist dieser schlimmste und verheerendste Tiefpunkt der menschlichen Ge-

schichte nun an seinem Ende angelangt. Emporschiessend im Getriebe der Gesellschaft unserer Welt wie die Detonationen der schrecklichen Waffen, die er entwickelte, hat er die Erde verschlungen. Von jenem fernen Moment im Oktober 1935 an, als Benito Mussolini prahlerisch seinen ‚kleinen Krieg‘ zur Eroberung Äthiopiens startete, sind die latent in unserem internationalen System vorhandenen explosiven Kräfte ausgebrochen und haben sich ausgebreitet – mit dem Putsch der spanischen Reaktionäre 1936, dem Beginn der Opferung Chinas 1937, der Vergewaltigung Österreichs und der schändlichen Kapitulation von München 1938, dem westeuropäischen Sturz in den Abgrund 1939, der Verwüstung Sowjetrusslands 1941, dem Angriff auf die Vereinigten Staaten sowie dem Raub Malayas und der pazifischen Inselgruppen; bis hin zu den gewaltigen Schlachten zu Land, zur See und in der Luft, die alle Kontinente erschütterten und in denen die grosse Auseinandersetzung entschieden wurde. Jetzt ist diese Hydra endlich zu Tode gekommen, beseitigt mit einem grossen Sieg der alliierten Völker, die den Krieg mit einem grösseren Mass an Mut, Einigkeit, Einsatz und Befähigung gewonnen haben, als sie es selbst für möglich hielten. Ihr Sieg ist endgültig und vollständig.

In der Stunde ihres Sieges stehen sie auf einem riesigen und düsteren Ruinenfeld. Ein Ruinenfeld, gezeichnet durch unzählige geopfert Menschenleben; durch zerstörte Fabriken, Bauernhöfe, Häuser und sonstige mühsam geschaffene Einrichtungen einer zivilisierten Existenz – Institutionen, Ideen und jene unangreifbaren Werte, die die frühere Struktur der menschlichen Gesellschaft befestigt haben. Aus diesem Chaos heraus eine friedliche und erfolgreiche neue Ordnung aufzubauen, stellt eine nicht weniger schwierige Aufgabe dar als die soeben gelöste. Doch die vereinten Völker packen sie nicht ohne Konzept an. Ihr Krieg war nicht einfach ein Krieg sinnloser Zerstörung, und ihr Sieg war nicht nur der Sieg einer Art von Nationalflaggen über die andere. Es war ein Krieg grundsätzlicher Gedanken hinsichtlich des Charakters und der Ziele der Menschheit; und es war ein Sieg weitgefasster Ideen – der Ideen von Freiheit und Menschenwürde, von realen humanitären und demokrati-

1945 schen Werten, von Recht und Ordnung anstelle brutaler Gewalt, von der Möglichkeit friedlichen Fortschreitens durch rationale Analyse und gemeinsames Handeln Ideen, die als grosse und schöpferische Instrumente in den Händen der Völker überlebt haben.

Diese Ideen zeigten bei den verschiedenen Völkern und Sozialsystemen der grossen Allianz zahlreiche, oft widersprüchliche Färbungen, doch ihr Grundton war der gleiche. Und es ist kein blosser Zufall der Geographie oder der Macht oder der wissenschaftlichen Potenzen, dass die Vereinigten Staaten heute an der Spitze des gemeinsamen Sieges stehen. Grund dafür ist vielmehr, dass wir wesentlich teilhaben an den grundsätzlichen Konzepten, aus denen allein eine neue Weltgesellschaft erwachsen kann. Ebenso mussten die Deutschen und die Japaner in den äussersten Ruin treiben, weil sie den brutalen und barbarischen Konzepten einer anachronistischen Vergangenheit anhängen. Die alte internationale Gesellschaftsstruktur wurde von den lange in ihr aufgestauten Spannungen erschüttert und in den heutigen kataklystischen Ruin getrieben. Überlebt haben jedoch die Elemente Denken, Überzeugung und Absicht – aus ihnen kann nun eine neue Gesellschaftsstruktur auf der Welt geschaffen werden.

Ist die Zerstörung auch allgegenwärtig, so ist die Hoffnung doch gleichzeitig gross: So leuchtend wie jener erste Blitz der Atombombe, der symbolisiert, wie riesig die kreativen – und ebenso die destruktiven – Kräfte sind, über die wir jetzt befehlen. Vielleicht stehen wir in diesem furchtbaren Augenblick am Ende des letzten grossen Krieges der Menschheitsgeschichte; ganz gewiss stehen wir an der Schwelle zu riesigen Veränderungen, an der Schwelle grosser Hoffnung. All den Millionen Menschen, deren Blut und Sterben uns zu diesem Ende verholten hat, können wir nur noch unsere Dankbarkeit bezeugen; all jenen aber, die überlebt haben, können wir versichern, dass wir nun mit äusserster Anstrengung an das neue, friedliche Werk gehen werden‘.

*Truro, Cape Cod, 27. August*

Schon die letzte Woche dieses herrlichen Urlaubs – eines kaum zu vergessenden, wenn man bedenkt, was alles sich in der kurzen



Zeitspanne ereignet hat: das Ende des Krieges, der Beginn des Atomzeitalters.

Wir dösen den ganzen Tag am Strand, schauen faul zu den am Himmel vorbeiziehenden Wolken empor, erheben uns dann und wann, um mit den Kindern im Sand Kuchen zu backen oder Burgen zu bauen und, wenn die Sonne zu heiss wird, ins Wasser zu gehen. Leute laufen gemächlich an uns vorbei oder lassen sich zu einem Schwatz im Sand nieder. Alle möglichen Leute: Larry Lesueur, vom Kriegsschauplatz zurück und noch ein wenig angespannt; Dorothy Paley, nachdenkend über die politische Zukunft der Welt; Duffy, mit dem gleichen Problem beschäftigt und dieses in seinen täglichen Karikaturen für die ‚Baltimore Sun‘ ausdrückend; Annabella, die Sonne anbetend und über ihre Rückkehr zum Film sprechend; Waldo Frank, sich von der Arbeit an einem Roman erholend; Frau H., zum ersten Mal seit Jahren wieder Urlaub machend, da nun der Krieg vorbei ist und ihr Mann nicht getötet wurde; Mary McCarthy (Autorin von *The Man in the Brooks Bros. Shirt*), voller Lebenslust und Energie, über das Schreiben als Erholung meditierend; Jerry Farnsworth und Helen Sawyer, redend über Gott und die Welt, aber nicht über ihre Kunst; der Psychiater Dr. X., etwas besorgt über die mentalen Schäden unserer nervlich geschockten und sexuell verklemmten Generation, doch – ähnlich wie Freud – davon überzeugt, dass er zur Behebung dieser Schäden beitragen kann.

*Truro, Cape Cod, 29. August*

Wenn man hier so am Strand liegt und auf den Ozean schaut, in Richtung auf Europa, die Alte Welt, dann ist das der geeignete und ungestörte Platz (da man durch nichts als das rhythmische Donnern der Wellen abgelenkt wird), um über die plötzlichen Veränderungen im Leben der Menschen nachzudenken – den Wechsel von der alten Welt des Krieges in die neue Welt des Friedens sowie die Dimension der Atomenergie.

Für jene, die nicht unmittelbar mit der drängenden Aufgabe der Konversion befasst sind und daher in den Genuss einer kurzen Zäsur, eines kurzen Augenblicks des Nachden-

**1945** kens kommen, schien es während der letzten Tage so, als hätten wir alle den schicksalhaften Schritt auf einen neuen Planeten gemacht, wo das Leben der Menschen niemals mehr so sein kann wie vorher. Und hätten daher einen neuen Lebensabschnitt begonnen, mit gänzlich anderen Regeln. Der schrecklichste Krieg der Geschichte hat nicht nur den grössten Teil der Alten Welt in unvorstellbarem Ausmass vernichtet, sondern auch alle Hoffnung auf Wiederherstellung dieser Welt nach den alten, vertrauten Regeln. Die letzte sengende Woche dieses globalen Krieges hat gleichzeitig das schwache Vorstellungsvermögen der Menschen erschüttert und ihnen – zum Guten oder Bösen – den Blick geöffnet für das, was die Wissenschaftler eine neue Ära in der Menschheitsgeschichte nennen, gegründet auf die phantastischen Kräfte im Inneren des winzigen Atoms.

Es war natürlich ein grossartiges Gefühl, plötzlich und abrupt mit dem Frieden konfrontiert zu sein, besonders wenn man einiges von dem Gemetzel des Krieges aus erster Hand erlebt hatte; wenn man Soldat, Matrose oder Flieger gewesen war oder Zivilist in der Hölle der bombardierten Städte oder eine Frau, deren Mann nun heil und lebendig nach Hause zurückkehrte.

Es war grossartig, o. k., und gut und echte Hoffnungen weckend. Auch die kleine Welt hier in Cape Cod – Schriftsteller, Maler, Geschäftsleute, Fischer, Ladenbesitzer – empfand die gleichen Gefühle wie alle anderen Bürger dieses Landes von Küste zu Küste, beeinflusst zweifelsohne auch von einigen damit verbundenen Vorteilen: dem Ende der Benzinrationierung und vieler Kontrollmassnahmen, die stärker in das persönliche Leben eingegriffen hatten, als viele Soldaten an der Front auch nur ahnten.

Doch man fühlte nicht jene Erleichterung, die normalerweise mit dem Ende eines so gewaltigen Krieges hätte kommen müssen. Mit wem man auch zusammensass, überall war die tödliche Sorge zu spüren über jenes neue und erschreckende Ding, das man über einer weit entfernten japanischen Stadt gezündet hatte. Auch dem naivsten Mitmenschen war klar, dass die Welt fortan nicht mehr nur mit den vielfältigen Kopfschmerzen der Probleme des Friedens

zu tun haben würde (die schon schlimm genug sind), sondern auch mit einem schrecklichen, kleinen, in Worten nicht exakt fassbaren Ding – das auf der Spaltung des Atoms beruht, wie uns die Wissenschaftler sagen, eines Atoms, das mit blossem Auge nicht sichtbar ist, dennoch aber eine Kraft in sich birgt, die die Welt in Stücke reissen kann.

Der amerikanische Sandstrand von Cape Cod war ein merkwürdig geeigneter Ort, um die Nachricht von der effektiven Anwendung der Kernspaltung aufzunehmen. Erinerte man sich ein wenig der Geschichte und der Physik, so kam man schnell darauf, dass die griechischen Philosophen, lange vor Christus, gleichfalls beim Lagern an einem Strand mit ihrem Nachdenken über das Atom begonnen hatten. War es das Wasser des Ozeans oder der Sand des Strandes – so fragten sie –, worin sich das geeignetste Abbild der Grundstruktur des Universums finden liess? Demokrit, Lukrez und andere bevorzugten schliesslich letzteres. Sand, aufgeteilt in seine einzelnen Körner, schien ihnen die beste Illustration der Tatsache zu sein, dass jegliche Substanz, auch das Wasser, aus Basispartikeln besteht, aus Molekülen, aus Atomen.

Seit dieser Zeit – und bis in die unmittelbare Gegenwart – wurde das Atom (das als beständig und unteilbar galt) als der unzerstörbare Grundbaustein betrachtet, auf dem unsere Welt basiert. Die wissenschaftliche Meinung veränderte sich zwar im Lauf der Zeit, doch nur in Bezug auf die Kombinations- und Verbindungsfähigkeit des unzerstörbaren Atoms. Dann entdeckte man plötzlich in unseren Tagen, dass das Atom doch nicht unzerstörbar war. Es konnte gespalten werden. Und dabei wurden Kräfte frei, die den menschlichen Geist in Furcht versetzten.

An diesem Punkt sind wir jetzt, im schicksalhaften Herbst 1945, angelangt. Und es kann gut möglich sein, dass unser Umgang mit der Atomkraft die Zukunft des Lebens auf unserem Planeten in der einen oder anderen Weise entscheidet. Der Krieg ist mit dieser Atomkraft ganz gewiss revolutioniert – wenn wir ihn nicht ein für allemal verbannen, so wird er uns das nächste Mal auslöschen.

Sicher ist aber auch, dass wir in unmittelbarer Zukunft – ungeachtet der atomaren Entwicklung – die enorme Auf-

1945

gabe des Wiederaufbaus einer Welt anpacken müssen, die nicht durch die Atombombe verwüstet wurde, sondern von Bomben mit weitaus geringerer Sprengkraft, die der erfinderische Mensch schon viel früher entwickelt hatte. Sie waren mächtig genug. Sie reichten aus, die Alte Welt zu zerstören. Und wie rasch!

Als ich das letzte Mal hier in Cape Cod am Strand lag, für einige wenige Tage 1941, war Deutschland noch Herr in Europa, und Japan dominierte Asien. Frankreich lag am Boden, Russland gaben die Experten noch einige Monate, und Grossbritannien befand sich in tödlicher Gefahr. Wir selbst waren so blind, dass wir nicht erkannten, wie im Fall eines Sieges der Achsenmächte unsere eigene Zerstörung, zumindest aber die Demütigung als Nation, fast sicher folgen würde. Noch rechtzeitig aber erwachten wir, Russland und Grossbritannien erwiesen sich tapferer als wir träumten, Deutschland und Japan etwas schwächer, und Frankreich war zwar am Boden, doch, wie wir lernten, nicht am Ende. China liess sich erst gar nicht zu Boden zwingen.

Und das Resultat? Politisch gesehen ist aus der Welt von vor sechs Jahren (dominiert von sieben grossen Mächten) eine neue geworden, in der die drei Siegermächte des Krieges – Grossbritannien, Russland und die Vereinigten Staaten – nun alles beherrschende Grossmächte darstellen.

Wie werden sie ihre gigantische Macht und ihre immensen Ressourcen in dieser neuen Welt einsetzen? Wie in Asien, in Europa, in Afrika und in unserer eigenen Hemisphäre? Europa als Wiege der USA-Zivilisation wird nun für lange Zeit von drei im Wesentlichen nichteuropäischen Mächten dominiert sein, die auch Asien beherrschen werden, ohne asiatisch zu sein.

Und wie werden die drei Grossmächte jene Kontinente dominieren und auf ihnen herrschen – bedenkt man, dass eine von ihnen unter kommunistischer Diktatur, die zweite unter sozialdemokratischer Regierung steht und die dritte das letzte Refugium eines demokratischen Kapitalismus darstellt? Wie werden sie zu Übereinkünften gelangen? Wie werden sie bei ihrer grossen Aufgabe zusammenhalten?

Das kleine menschliche Wesen hier am Strand spürt bereits

beim blossen Formulieren einiger dieser Fragen die anschwellenden Kopfschmerzen. Doch warum sollte der Mensch vor Antworten zurückschrecken, fragt man sich, wo er doch die gewaltigen Ozeane erobert und das Geheimnis der Sterne über sich ebenso wie des Sandes unter sich enträtselt hat?

---

## Teil II

# Berliner Tagebuch. Das Ende

*An Bord der ,Queen Mary, 1. Oktober*

New York schon ausser Sicht und die Stimmung etwas gedrückt. Man könnte denken, es sei nicht das hundertste, sondern das erste Mal... Tess war mit Eileen und Linda gekommen. Ich hielt die Kinder am Rand des Piers fest, während sie hochschauten zu dem riesigen Dampfer. Sie waren sehr beeindruckt. Linda bestaunte immer wieder das Schiff und nannte es ein ‚grosses Kanu‘. Sie meinte, es recke sich bis zur Sonne empor. Wir verabschiedeten uns, und die Kinder eilten zur Schule. Beiden schien die Trennung nahezu gehen. Ungewöhnlich für ihr Alter. Ed Murrow, der mit mir nach Europa fährt, erschien in Uniform. Zum ersten Mal seit Dezember 1940 (in Lissabon) werden wir Zeit für ausführliche Gespräche haben. Am Pier ein letztes Auf- und Abgehen mit Tess (unser millionster Abschied gewiss, aber immer wieder traurig), dann begann schon das Einholen der Gangway.

*Auf See, 2. Oktober*

Auf dem Schiff Biddle getroffen, der als amerikanischer Richter beim Nürnberger Prozess gegen die deutschen Kriegsverbrecher amtieren wird, und auch Richter Parker, seinen designierten Kollegen. Versuchte mich zu erinnern, warum der Senat unlängst Parkers Ernennung zum Richter am Obersten Gericht blockiert hat. Dennoch keine Spur von Bitterkeit oder Enttäuschung bei ihm.

*Auf See, 3. Oktober*

Fast den ganzen Tag Prozessunterlagen studiert und das Buch von Prof. Glueck zum Thema gelesen. Daneben mit der Lektüre von Joan Bennetts Buch über Virginia Woolf begonnen, ausgezeichnete und kritische Darstellung zu Leben und Werk einer der grossen Autorinnen englischer Sprache unserer Generation ... Eisenhower hat Patton das Kommando der 3. Armee entzogen. Dieser war ein grosser Mann im Krieg, aber ein Flop im Frieden. Er hatte kein Verständnis für Politik, nicht einmal für die Bedeutung des Phänomens Nazismus. General X. meinte heute Abend, unsere führenden amerikanischen Militärs seien einfach nicht geeignet für den Auftrag als Besatzungsmacht, obwohl ich glaube, dass das für ihn nicht zu-

1945

trifft. Er hofft, dass für die praktischen Aufgaben auch Zivilisten eingesetzt werden.

*Auf See, 4. Oktober*

Tee und langes Gespräch mit dem kanadischen Premierminister Mackenzie King. Er schien sehr besorgt zu sein wegen der Atom-bombe ... Dann fast die ganze Nacht mit Ed und General X. über die Zukunft des Rundfunks diskutiert, wenn es denn eine gibt. Bis jetzt hat das Radio die meisten seiner Chancen verpasst, denke ich, weil zu viele Verantwortliche es einfach als Geschäft wie jedes andere betrachten und sich mehr darauf konzentrieren, hohe Profite zu erwirtschaften, als den Rundfunk zum Dienst an der Gesellschaft zu entwickeln. Staatsrundfunk ist jedoch keine Alternative, zumindest nicht in den USA. Keine ideale Lösung. Doch könnte das Radio in unserem Land nicht auch als profitorientiertes Medium endlich besser werden?

*Auf See, 5. Oktober*

Als ich Berlin das letzte Mal verliess, war Linda noch nicht geboren. Wann genau war das? Muss nachsehen ...

*Auf See, 6. Oktober*

Morgen Ankunft in Southampton, dann London, Paris und schliesslich Berlin! Es ist schwer, die Gefühle angesichts dieser Rückkehr zu definieren. Ich bin nicht erregt. Ist da etwas von Genugtuung, von leiser Revanche? Ich denke nein. Mein Hass auf die Nazis umfasst das System als solches. Ich erinnere mich an den Tag, da ich Berlin verliess. Damals sagte ich mir: ‚Es ist mir gleichgültig, ob ich diese Stadt, dieses Volk jemals wiedersehen werde.‘

*London, 8. Oktober*

Gestern versuchten wir, meine fällige Sendung aus einem kleinen Hotel in Southampton zu übertragen. Ich stand mit dem Mikrofon in einer Nische zwischen Küche und Speiseraum. Kellner eilten hin und her, aus der Küche drang fröhlicher Lärm, so dass ich meine



eigene müde Stimme kaum hören konnte. Doch das schadete nichts, da die Übertragung nach New York schliesslich missglückte.

Gegen Mitternacht starteten wir mit dem Auto nach London und fuhren durch dichten Bodennebel, der über dem vorbeihuschenden Land lag und die Nacht unbeschreiblich schön machte. Und dann das Erlebnis der Lichter in den Strassen Londons, zum ersten Mal wieder seit Kriegsbeginn ... Heute Abend ein kleiner Spaziergang die Regent Street entlang zum Piccadilly. Er machte einen strahlenden Eindruck, nachdem man in den Jahren der Verdunklung so oft über ihn hinweggestolpert war.

Morgen konstituiert sich das Parlament, und die erste wirklich sozialistische Regierung in der Geschichte Grossbritanniens wird ihre Arbeit aufnehmen. Wenn es bei den Konservativen irgendeine Panik gibt, so zeigt sich das in ihrer Presse jedenfalls nicht. Ich denke, die britischen Konservativen sind erheblich toleranter als unsere.

#### *London, 9. Oktober*

Drinks am Nachmittag mit Norman Douglas, dem ich das erste Mal begegne. Trotz seines Alters – er muss in den Siebzigern sein – erwies er sich als äusserst lebendiger Bursche ... Er sagt, er habe das Schreiben aufgegeben, was ich bezweifle. Und doch, seit *South Wind*, einem der grossen Romane unserer Zeit, ist tatsächlich bereits geraume Zeit vergangen.

Ein vitaler Menschenschlag, die Engländer. Das stellten Ed und ich wieder einmal fest, als wir gestern die Oxford Street entlanggingen. Etwas ist spürbar in ihrem Gang: Entschlossenheit. Natürlich sind sie nach sechs Jahren Krieg, Bombardierung und Rationierung müde. Doch man merkt den Menschen ihre enorme Durchhaltekraft an, wie sie da auf der Strasse an uns vorübergingen.

#### *London, 10. Oktober*

Dem zurückkehrenden Reisenden erscheint die grosse, schmutzige Stadt in diesem Herbst auf den ersten Blick fast ebenso heiter, wie er sie in friedlichen Tagen Anfang Juni erlebt hatte. Vielleicht liegt das am ausgezeichneten Wetter – ungewöhnlich für London in dieser Jahreszeit. Ganz gewiss tragen die Lichter der nächtlichen, so

1945 lange Zeit verdunkelten Strassen zu diesem Eindruck bei. Vielleicht auch ist es die überall spürbare Erregung angesichts der Konstituierung des Parlaments, das zum ersten Mal eine deutliche sozialistische Mehrheit besitzt. Und natürlich stimmt es auch heiter, dass der Krieg vorbei ist und das Töten und Bombardieren sein Ende gefunden hat.

Doch darüber hinaus gibt es wenig Anlass zur Freude. Die Menschen von London teilen jene Schwermut, die mit dem herannahenden Winter über Europa lastet. Sie sind zutiefst besorgt über das Scheitern der Londoner Aussenministerkonferenz. Sie sind niedergeschlagen beim blossen Gedanken an das Atomzeitalter und betrachten beides – Atomzeitalter und das Fiasko der Konferenz – im Zusammenhang. Wie sollen wir uns vor der Auslöschung durch das Atom retten können, sagen sie, wenn die Aussenminister der vier siegreichen Alliierten nicht einmal dazu in der Lage sind, die Prozedur für einen Friedensvertrag mit Bulgarien zu vereinbaren?

In ihrer neuen Stimmung wollen die Menschen hier keine scheinheiligen Reden mehr hören. Sie mögen das Wort ‚Prozedur‘ nicht, und sie glauben auch nicht, dass die Londoner Konferenz nur wegen Differenzen zur Prozedur gescheitert ist.

‚Wenn das so wäre‘, bemerkt der ‚Sunday Observer‘, ‚dann könnten wir mit Recht darauf verweisen, dass die Menschen nicht so lange gelitten und so viel ertragen haben, damit jetzt Diplomaten über eine Prozedur in Streit geraten‘.

Sie wissen in der Tat, dass der wirkliche Grund für das Scheitern der Konferenz in der Unfähigkeit der westlichen Demokratien und Russlands besteht, eine gemeinsame Basis zu finden, auf der man die Friedensordnung errichten kann.

Der Gedanke wäre eitel, Russland würde den Briten die einzigen Sorgen bereiten. Sie haben auch viele mit Blick auf die Vereinigten Staaten. Hier zeigt sich allerdings mehr Besorgnis bei den Linken, die jetzt im Sattel sitzen, als bei den Rechten. Ich bezweifle, wie die meisten Amerikaner, die Stichhaltigkeit dieser Besorgnis. Doch es dürfte nützlich sein, sie zu registrieren.

Erstens kritisiert man, was viele Labour-Leute als unsere ‚unilaterale und imperialistische Politik im Pazifik‘ bezeichnen. Dazu schrieb gestern ‚New Statesman and Nation‘, ‚Russland ist nicht die einzige Macht, die Amerikas Griff nach strategisch wichtigen Inseln und seine Politik in Japan als Schaffung einer riesigen Region exklusiver militärischer Oberhoheit betrachtet‘.

Ein Amerikaner spürt hier sehr rasch die Furcht, besonders unter Labour-Leuten, dass die kapitalistischen LISA sich notwendigerweise gegen ein sozialistisches Grossbritannien stellen werden. Eine der ersten Fragen, die man gestellt bekommt, ist: Wird Washington nun eilig die Vereinbarungen des Lend-Lease-Acts annullieren, um die Londoner Regierung sofort nach ihrem Amtsantritt in Schwierigkeiten zu bringen ...?

Einem weiteren bemerkenswerten Verdacht hat der ‚New Statesman‘ gestern Stimme verliehen. Die Schaffung eines westeuropäischen Blocks – ein Projekt, an dem Labour ebensoviel liegt wie den Konservativen – solle in Wirklichkeit nicht aus dem Bestreben heraus erfolgen, den russischen Einfluss in Europa einzudämmen. Hauptziel sei ‚die wirtschaftliche Verteidigung gegenüber dem amerikanischen Kapitalismus, der eifrig bemüht ist, Grossbritannien auf den Status eines Satelliten zu reduzieren‘.

Natürlich geht nicht jeder hier so weit. Aber kein Brite ist begeistert vom gegenwärtigen Zustand der Welt, bei dem er feststellen muss, dass der amerikanische Koloss dabei ist, sich die beste Startposition beim bevorstehenden Wettrennen um Märkte und um die Kontrolle des Warenverkehrs auf See und in der Luft zu sichern.

Ich habe diese Woche herauszufinden versucht, ob die Konservativen – also die Leute mit Geld und Reichtum, die das Herz des British Empire so lange Zeit regiert haben – sich ängstlich zeigen angesichts des Schauspiels einer sozialistischen Herrschaft... Ich konnte nicht das leiseste Anzeichen dafür entdecken. Die konservativen Geschäftsleute wissen, dass das Land ein gewisses Mass an Verstaatlichung braucht. Sie wissen, dass in ein oder zwei Jahren die Kohleindustrie und die Bank von England verstaatlicht sein werden.

1945 Soweit ich es beurteilen kann, hat kein einziger Geschäftsmann deswegen eine schlaflose Nacht gehabt.

*London, 11. Oktober*

Abendessen und danach bis in die Nacht hinein lange Gespräche mit Kingsley Martin, Chefredakteur von ‚New Statesman and Nation‘, und Dick Crossman. Letzterer gehört zu den neuen Labour-Abgeordneten im Parlament. Er war brillant, wie gewöhnlich, doch fast ausschliesslich auf Deutschland und Amerika fixiert ... Hiesige Labour-Kreise malen das Bild einer gargantuesken USA an die Wand, die Grossbritannien in einem Augenblick von den Weltmärkten verdrängt, da dieses seine Exporte gegenüber dem Vorkriegsniveau um fünfzig Prozent steigern muss, um existieren zu können. Sie glauben, dass wir in Asien imperialistisch vorgehen, und sind nicht beeindruckt von meinem Argument, dass wir unsere imperialistische Haltung – wie immer sie sich in der Vergangenheit gezeigt hat – jetzt abgelegt haben. In den gleichen Kreisen viel wildes und albernes Gerede, dass Amerika am Rande eines Krieges mit Russland stehe. Ich erwidere, dass die *Menschen* bei mir zu Hause keinen Krieg wollen und in Wirklichkeit nicht einmal an ihn denken. Hinter all diesen Ideen, vermute ich, steckt das – nicht ganz unberechtigte – Labour-Gefühl, das kapitalistische Amerika werde sich nicht sonderlich kooperativ zu einem sozialistischen Grossbritannien verhalten.

Was Deutschland betrifft, so finde ich meine Labour-Freunde ausgesprochen schlecht. Sie wollen Westdeutschland wieder aufbauen, besonders das Ruhrgebiet, ‚im Interesse des wirtschaftlichen Wohlbefindens Europas‘, wie sie sagen. Das dies auch bedeuten *könnte*, Deutschland als militärische Macht wiederzuerrichten (da diese stets auf wirtschaftlicher Stärke basiert), ist eine Konsequenz, der sie sich weigern ins Auge zu sehen. Genau wie nach dem letzten Krieg meinen diese netten Labour-Leute und Liberalen, Deutschland sei zu stark zerschlagen, um jemals wieder solche Macht erlangen zu können. Niederdrückend, dass derart intelligente Leute sich zum zweiten Mal irren *wollen*.

*London, 12. Oktober*

Mittagessen mit K., Deutscher und Kommunist, der gerade dabei ist, in seine Heimat zurückzukehren. Etwas reuevoll gibt er zu, dass die deutschen Kommunisten einen schlimmen Rückschlag erlitten haben durch die Exzesse der Roten Armee und die gnadenlose Demontagepolitik der Russen. Fred Oechsner, gerade zurück aus Berlin, erzählt schlimme Geschichten von der Vergewaltigung deutscher Frauen, wobei die Russen keinerlei Altersgrenzen kennen. Er ist einer einundfünfzigjährigen Dame begegnet, Vergewaltigungsopfer und schwanger!

Drinks mit Geoffrey Crowther, Chefredakteur des ‚Economist‘, der besten Wirtschafts-Wochenzeitung der Welt. Die Aussicht auf eine fünfjährige Regierung der Sozialisten in Grossbritannien bereitet ihm keine übermässigen Sorgen. Viel mehr beschäftigt ihn, was Russen und Amerikaner jetzt wohl tun werden. Wir stritten wegen Deutschland. Seine Zeitung mache sich viel zu stark für die Wiederherstellung der Wirtschaftskraft Deutschlands, sagte ich ihm.

Langer Abend mit Laski. Er glänzte wie immer, zitierte bei jeder Gelegenheit historische Grössen – Burke, Disraeli, Lenin, Churchill, Roosevelt und hundert andere, mit grossem Genuss und grosser Ausdauer. Er meint, das Gesetz zur Verstaatlichung der Bank von England werde sehr freundlich mit den Aktieninhabern umgehen. Der britische Sozialismus ist schon eine seltsame Sache ...

*London, 13. Oktober*

Mittagessen mit J., danach gingen wir durch den Hyde Park, lieblich an diesem Herbstnachmittag, zu ihrem Haus zurück. Ein Teil unseres Weges führte durch Strassen, wo die grossen Häuser von Reichen und Aristokraten unbeschädigt geblieben sind – jetzt aber leerstehen. Zum Beispiel am Belgrave Square, wohlthuend mit seinem Flair von Raumgefühl und Ausgewogenheit inmitten der Unruhe der Riesenstadt. An vielen der Häuser dort findet sich das Schild: Zu verkaufen. Muss heute Abend Ny Bevan, den Minister für Gesundheits- und Wohnungswesen, fragen, warum diese Häuser leer-

1945 stehen, wo doch Hunderttausende armer Menschen in London nach einer Bleibe suchen.

*Später.* – Abendessen bei der Familie S.; Ny Bevan und seine Frau Jenny da, andere kamen später dazu, unter ihnen ein Labour-Mann, der offenbar viel vom Film versteht und sich über den Schund aus Hollywood beklagte, der den britischen Markt überschwemme. Ich wandte ein, dann müssten die Briten eben bessere Filme machen (was sie anscheinend auch tun) – doch das Problem ist wohl komplizierter. Die Leute hier strömen ebenso wie unser Publikum daheim in diese Hollywood-Filme, mögen sie auch noch so schlecht sein. Ny erklärte, die grossen Häuser am Belgrave Square und anderswo stünden deshalb leer, weil es zu viel Geld und Material kosten würde, sie in kleinere Wohnungen zu unterteilen. Mächtiger Streit mit ihm, über nahezu jedes Ding unter der Sonne, wie das zwischen uns seit Jahren der Fall ist. Doch ich muss anerkennen, dass er seit Jahren ein bemerkenswerter Debattenredner im Unterhaus ist (eine Schule, die ich niemals haben werde) und als spezieller Gegner Churchills diesem scharfen Kombattanten immer Paroli geboten hat.

*London, 16. Oktober*

Neblich heute und nasskalt, die Militärmaschine nach Paris konnte nicht starten. Vielleicht morgen. Am Sonntag wird das französische Volk in freien Wahlen über sein Schicksal entscheiden, wenn ich das grosse Wort wählen darf, und ich möchte dabeisein.

Man verlässt diese Insel mit ebenso erregenden wie verwirrenden Eindrücken, jedoch mit einer Gewissheit: Hier wird es, solange die gegenwärtige sozialistische Regierung an der Macht ist, keine Revolution geben und nichts, was einer solchen auch nur im Geringsten ähnelt. Es wird Evolution geben in Richtung auf eine vom Staat kontrollierte Privatwirtschaft, mit Staatseigentum bei einigen Schlüsselindustrien und der Bank von England.

Die Ankündigung der Verstaatlichung der Bank von England hat bei den seriösen Männern des Reichtums keinerlei Panik ausgelöst, wie das viele Amerikaner erwartet hatten.

Im Gegenteil, der Kurswert der Bank-of-England-Aktie ist noch in der Woche vor Inkrafttreten des Gesetzes um zehn Punkte gestiegen. Das bedeutet einen Anstieg um vierzig Punkte seit dem 2. August. Warum auch nicht, da doch die glücklichen Aktieninhaber auch weiterhin – garantiert für die nächsten zwanzig Jahre – von der Regierung jährlich zwölf Prozent Zinsen auf ihr Aktienkapital erhalten werden. Wenn das Revolution oder Sozialismus ist, so hoffe ich, dass auch unsere Banken der Wall Street in etwas Derartiges geraten!

Britische Geschäfts- und Labour-Kreise sind davon überzeugt, dass die Vereinigten Staaten mit ihrem fanatischen Glauben an das ‚System der freien Wirtschaft‘ in fünf Jahren eine schwere Depression erleben werden. Indem sie ihrer eigenen Wirtschaft jetzt Züge von Planung verleihen, hoffen sie, sich von dem Schock unseres (vorausgesagten) Crashes fernhalten zu können. Möchte wissen, wie man das bei uns sieht.

*Paris, 18. Oktober*

Wieder in der wunderbaren, magischen Stadt! Schlendert man im Herbstlicht über eine Brücke und blickt die Seine entlang bis zur Silhouette von Notre-Dame, dann wird man von tiefer innerer Zufriedenheit erfasst, dann verschwinden für den Moment die Komplikationen des Lebens, alles Hässliche, alle drückenden Sorgen über Getanes, Nichtgetanes oder noch zu Tüendes. Hier, auf der alten steinernen Brücke, fühlt sich der Mensch einen Moment lang vollkommen frei, wenigstens im Geiste. Vergessen sind die Sklaverei der Zeit, die drängenden Verpflichtungen, all die menschlichen Fesseln. Über dem ruhigen Wasser des Flusses kommt plötzlich grosse Einsamkeit über dich. Doch diese Einsamkeit ist heiter, süß, sehr tief, sie umfasst dich wie ein sanfter Nebel, sie glättet all die scharfen Kanten, die deine Seele verletzt, deinen Geist gequält, deinen Körper belastet, deine Nerven strapaziert haben. Eine solche Einsamkeit habe ich heute erlebt und mich dabei so frei und glücklich gefühlt wie selten in meinem Leben.

1945 *Paris, 20. Oktober*

Lunch mit Eve und Philippe in einem kleinen Bistro von Levallois, nachdem die beiden ihre ‚Paris Presse‘, ein Nachmittagsblatt, imprimiert hatten. Das Essen sogar besser als früher, der Wein immer noch gut, und viel, viel zu bereden den ganzen Nachmittag lang, vor allem die morgigen Wahlen.

Die Franzosen werden mit ihrer Stimme über das Schicksal des Landes entscheiden. Es ist sehr ermutigend, dass eine solche Entscheidung durch einen demokratischen Prozess getroffen wird. Vor fünf Jahren noch hat die Demokratie in Frankreich versagt. Ich erlebte damals mit, wie sie in Stücke ging. Sie war zu korrupt geworden, zu kraftlos, zu bürokratisch, um noch zu funktionieren. Jenseits der Grenze hatte der Totalitarismus Deutschland anscheinend stark gemacht. Eine Menge Franzosen – besonders jene mit dicken Bankkonten – waren von diesem Totalitarismus beeindruckt. Dass er Frankreich vereinnahmen könnte, dass Hitler die Hand nach ihrem Land ausstrecken könnte – wie es 1940 dann geschah –, hielten sie kaum für möglich.

Morgen wird Frankreich, wenn ich mich nicht sehr täusche, nicht für eine Rückkehr zu den alten Strukturen votieren, die zum Desaster von 1940 führten – obgleich Edouard Herriot und seine Radikal-Sozialistische Partei (stärkste Kraft in Frankreich vor dem Krieg) dazu aufgerufen haben. Man wird vielmehr die Dritte Republik zu Grabe tragen und eine Verfassungsgebende Versammlung wählen, die das Grundgesetz der Vierten Republik ausarbeiten soll. Darum geht es bei den morgigen Wahlen.

*Paris, 22. Oktober*

Obwohl die französischen Männer seit neun Jahren nicht mehr gewählt haben (und die Frauen gestern überhaupt zum ersten Mal), war es ein Vergnügen, die Demokratie so ruhig und bedacht funktionieren zu sehen. Das Volk hat mit überwältigender Mehrheit gegen eine Rückkehr zur Dritten Republik gestimmt. Es hat eine Verfassungsgebende Versammlung gewählt, die die Vierte Republik zu konstituieren hat. Zum ersten Mal in der Geschichte des Landes



sind die Kommunisten stärkste Partei geworden. Sie verfügen in der Verfassunggebenden Versammlung über hundertzwei- undfünfzig Sitze, je hundertzweiundvierzig gehen an die Sozialisten und die M. R. P. (Mouvement Républicain Populaire). Die praktisch über Nacht erreichte Stärke dieser neuen katholisch-republikanischen Partei ist die eigentliche Überraschung der Wahl, eine grössere als der Sieg der Kommunisten. Keiner hatte erwartet, dass die M. R. P. bei ihrem ersten Antreten fast das gleiche Ergebnis erreichen würde wie die beiden marxistischen Parteien. Obwohl sie natürlich katholisch dominiert ist, vertritt sie innenpolitisch ein linkes Programm, nicht weit entfernt von den Sozialisten. Die reaktionären Parteien und sogar die alten, gemässigten Radikalen, die fast während der gesamten Dritten Republik führend in der Regierung vertreten waren, sind total untergepflügt worden.

Lieh mir heute den altersschwachen Cadillac des hiesigen CBS-Studios, um Dos Passos, Jeff Parsons jr., seine Marguerite und Frau X. nach Barbizon zu bringen, wo Jeffs Braut ein schönes Landhaus besitzt. (Sie hat dort während des Krieges abgeschossene alliierte Piloten versteckt.) Der Cadillac schien fast auseinanderzufallen. Er puffte und schnaufte, blieb manchmal einfach stehen, ich war froh, als wir endlich da waren. Frau X. stellte sich als charmante alte Französin heraus. Sie muss einmal eine Schönheit gewesen sein. Ihr Parfüm allerdings war nicht mein Geschmack. Es durchdrang in Windeseile den ganzen Wagen, so dass mir fast schlecht wurde.

### *Paris, 25. Oktober*

Heute kam Yvonne vorbei und bestand darauf, dass wir bei ‚K nam‘ zu Mittag assen, einem kleinen russischen Lokal im Quartier Latin, wo wir vor vielen Jahren, in unserer grossen Zeit, oft gegessen hatten. Es war, fürchte ich, ein sehr sentimentaler Lunch. Der Besitzer, ein Mann von etwa dreissig, behauptete, sich an uns zu erinnern, und bestand darauf, dies müsse man mit einer Flasche Wodka begiessen. Als wir ihn das letzte Mal gesehen hatten, war er noch ein blutjunger Bursche in Kniehosen gewesen, der nach der Schule ins

1945

Lokal kam und seinen Eltern half – russischen Emigranten, die das ‚K nam‘ (Bei uns) eröffnet hatten. Jetzt also war er dreissig, hatte im Krieg für Frankreich gekämpft und danach Jahre in deutschen Kriegsgefangenenlagern zugebracht. Ich wünschte, ich besässe Yvannes unbeschwerte Sorglosigkeit, was die Zeit, vor allem die zwischen uns verfllossene Zeit, betrifft. Sie ist wunderbar. –

Die Zeitungen berichten, dass Vidkun Quisling (dessen Name inzwischen in allen modernen Sprachen zu einem unheilvollen Synonym geworden ist) gestern Nacht in Oslo von einem norwegischen Erschiessungskommando zu Tode gebracht worden ist. –

Vergass zu notieren: Montag Abend, als wir aus Barbizon zurück waren, sassen in der Bar des Hotels Scribe Hemingways erste Frau Hadley und seine dritte, Martha (die gerade aus Berlin zurück ist). Beide schienen sehr aufgeregt, sassen bei ihren Apéritifs und sprachen über die vierte Mrs. Hemingway ...

*Paris, 26. Oktober*

Heute Abend zum Dinner in der Britischen Botschaft, dort lustige Gespräche mit Lady Diana und John Strachey, die sich vor allem darum drehten, dass man Strachey in New York vor einigen Jahren als ‚gefährlichen Roten‘ auf Ellis Island interniert hatte. Heute ist er Luftfahrtminister in der Regierung Seiner Majestät und erinnert sich an das Ganze als schlechten Scherz.

*Paris, 29. Oktober*

Dieser kurze Zwischenaufenthalt in Grossbritannien und Frankreich – auf meinem Weg nach Deutschland – war eine aufregende und ermutigende Erfahrung. Die Briten sind nicht mehr jene Nation, wie wir sie 1939 kannten, und werden dies offenbar auch nie wieder sein. Frankreich stolpert aus dem Alptraum vierjähriger barbarischer Unterjochung heraus und steht, nach einem Jahr des Suchens, plötzlich wieder auf festen Füßen. Auch das sind jedoch nicht mehr die Füße, die wir 1939 kannten. Die alten sind offensichtlich für immer verschwunden ...

Die Gesellschaftsstruktur in Westeuropa ist in völliger Umwälzung begriffen – wirtschaftlich, sozial, politisch. Der Krieg hat die alten Strukturen aufgesogen, und nur wenige Menschen bedauern ihr Verschwinden. Sie haben zu vielen nur Unheil und Elend gebracht. Jetzt haben ganz gewöhnliche Leute die politische Herrschaft übernommen. Sie wollen sie nutzen, um gleichzeitig wirtschaftliche und soziale Macht zu erlangen ... Damit haben Paris und London – einst die Zentren von Reichtum und Geschmack in der westlichen Welt – zugleich gewisse Züge grosser proletarischer Städte angenommen. Die Kleider der Reichen erscheinen ebenso schäbig wie die der Armen ... Das alte Gesetz von Angebot und Nachfrage (geheiligt bei uns daheim) hat hier alle Bedeutung verloren. Man kann mit einer ganzen Handvoll Banknoten gestikulieren und laut rufen, dass man etwas kaufen will – es wird nichts nützen. Was die Nation produziert, wird vom Staat an die verteilt, die es am nötigsten brauchen. Solche Priorität und der Besitz von Lebensmittelkarten und Bezugscheinen sind mehr wert als jeder noch so grosse Bargeldbetrag.

Was die grosse Mehrheit der Menschen in Westeuropa will, ist ein demokratischer Sozialismus. Sie glauben, ihn jetzt erreichen zu können, schrittweise natürlich, unter Beibehaltung ihrer demokratischen Freiheiten und unter Respektierung ihrer individuellen Rechte und ihrer Menschenwürde. –

Mit Glück und ordentlichem Flugwetter werde ich morgen nach Berlin zurückkehren. Fast fünf Jahre, nachdem ich die Stadt verlassen habe. Das war am 5. Dezember 1940.

Bei Gott, unsere Seite hat nicht verloren – trotz aller Widrigkeiten, trotz Naziterror und abscheulicher Brutalität auf deutscher Seite, trotz aller nazideutschen Lügen und Betrügereien und Massaker!

Aber erinnerst du dich, wie hoffnungslos alles an jenem rauhen und düsteren Dezembertag des Jahres 1940 aussah, als du die Wilhelmstrasse hinabfuhrst, an der Reichskanzlei vorbei, wo Hitler Europa bereits unter seinem Stiefel zu haben schien? Als du dann in Tempelhof zu deinem Flugzeug gingst und Görings tödliche Maschinen am anderen Ende der Rollbahn warteten? Erinnerst du dich? Wie sie daheim

1945

spotteten, als du zurückkehrtest – Senator Wheeler und die anderen in Washington, an jenem Abend, da du warnend davon sprachst, was es mit Hitler tatsächlich auf sich hatte? Und der Abend in Milwaukee, reichlich ein Jahr später – unmittelbar vor Pearl Harbor und Hitlers Kriegserklärung an uns –, als der Saal voller Polizisten war, weil man befürchtete, dass deine Ausführungen über Deutschlands verbrecherische Ziele einen Aufruhr auslösen könnten?

Werde wohl heute Nacht kaum Schlaf finden. Wie wird es sein in Berlin morgen – inmitten der Ruinen, die diese arroganten Menschen sich selbst zu verdanken haben?

*Berlin, 3. November*

Das also ist das Ende von Hitlers Tausendjährigem Reich!

Das Ende der schrecklichen Tyrannei, des blutigen Krieges, des ganzen langen Alptraums von einem Sturm, über den einige von uns amerikanischen Korrespondenten vor einem Jahrzehnt aus dieser einst stolzen Hauptstadt zu berichten begannen.

Es gibt etliches zu sehen – hier, wo der Sturm endete. Und es ist unbeschreiblich.

Wie soll man Worte finden, um das Bild einer bis zur Unkenntlichkeit zerstörten grossen Hauptstadt wahrheitsgetreu und genau zu schildern? Das Bild einer einstmals mächtigen Nation, die aufgehört hat zu existieren? Das Bild eines Eroberervolkes, das sich noch vor fünf Jahren, als ich von hier wegfuhr, auf so brutale Weise arrogant aufführte und von seiner Mission als Herrenrasse blind überzeugt war –und das man nun in den Ruinen herumstochern sieht, gebrochen, betäubt, zitternd; hungrige menschliche Wesen ohne Willen, Lebenszweck oder Ziel, reduziert auf animalische Funktionen wie Nahrungs- oder Obdachsuche, um den nächsten Tag lebendig zu erleben?

Ach, sagst du, das mit anzusehen ist nicht gerade schön. Doch wenigstens haben diese Menschen nun eins gelernt – dass sich Krieg nicht auszahlt. Vielleicht tut es ihnen jetzt leid, diesen Krieg begonnen zu haben, und sie sind entschlossen, so etwas nie wieder zu tun. Aber: Dass dem so ist, kann man nicht mit Gewissheit sagen.

Was die Deutschen allerdings bedauern, so findest du schnell heraus, ist die Tatsache, dass sie den Krieg verloren haben (und nicht so sehr, dass sie ihn gemacht haben). Hätte doch Hitler während des Russlandfeldzuges auf seine Generäle gehört; hätte er doch nicht den Vereinigten Staaten den Krieg erklärt; hätte sich doch nicht die ganze Welt auf das arme Deutschland gestürzt – so winseln sie –, ja dann, dann hätte Deutschland gewonnen, und das gegenwärtige Leid wäre ihm erspart geblieben. Da ist kein Gefühl von Schuld oder wenigstens Reue. Die meisten Deutschen, mit denen du sprichst, denken lediglich, dass sie eben kein Glück gehabt haben mit diesem Krieg ...

*Berlin, 4. November*

«Hier ist Berlin!»

Es war ein wenig seltsam, heute wieder diese Worte ins Mikrofon zu sprechen. Denn es ist ja eine Weile her, dass ich mich so für die Hörer in Amerika zu melden pflegte. Zum letzten Mal, das zeigen meine Notizen, am 3. Dezember 1940 – vor fast fünf Jahren. Seit jenem Wintertag haben sich die Dinge in Berlin gewaltig verändert.

Daran musste ich denken, als ich heute Abend den ersten Bericht aus Berlin übermittelte, in einem kleinen improvisierten Studio auf dem Dachboden einer Villa im noblen Dahlem, in der bis vor kurzem ein Nazibonze gewohnt hat. Gestern fuhr ich über den einstigen Adolf-Hitler-Platz, wo sich unser damaliges Studio befunden hatte. Auch diese Gebäude sind heute ein einziger Trümmerhaufen. Ob wohl meine Nazizensoren darunter begraben sind? Heute jedenfalls waren sie nicht mehr da, um die Wahrheit aus meinem Sendemanuskript herauszustreichen oder mir über die Schulter zu blicken, um sich zu vergewissern, dass ich vor dem Mikrofon nicht vom geschriebenen Text abwich – im Dienste der Wahrheit, wie ich es oft getan hatte.

Sie sind verschwunden, und alles ist verschwunden, wofür sie standen. Man kann endlich wieder frei berichten.

1945 *Berlin, 5. November*

Heute komme ich endlich dazu, den Stoss Notizen zu sichten und die Eindrücke meiner ersten Tage in Berlin festzuhalten.

30. *Oktober* – Aus der Luft der erste Blick auf Berlin. Die Riesenstadt fast bis zur Unkenntlichkeit verwüstet.

Das Zentrum der Hauptstadt zwischen Leipziger Strasse und Friedrichstrasse ein einziges riesiges Trümmerfeld. Die meisten der kleinen Strassen, die ich kannte, sind einfach verschwunden, vom Stadtplan ausradiert. Die Eisenbahnstationen – Potsdamer Bahnhof, Anhalter Bahnhof, Lehrter Bahnhof – gleichen unheimlichen, ausgebrannten Höhlen. Das kaiserliche Stadtschloss ist ohne Dach, einige seiner Flügel sind eingestürzt, in den stehengebliebenen Wänden kann man selbst von hier oben aus riesige Einschusslöcher erkennen. Der Tiergarten sieht aus der Luft wie jedes andere Schlachtfeld dieses Krieges aus, überzogen von Granatrichtern, die wie Pockennarben wirken; von den alten und schattenspendenden Bäumen, die ich so liebte, sind nur nackte Stümpfe übriggeblieben. So weit das Auge reicht, in allen Windrichtungen nur Zerstörung und Trümmer, dazwischen ausgebrannte Häuser ohne Dach, die im Licht der niedrigstehenden Nachmittagssonne wie kleine Mausefallen wirken. Wo einst Fenster waren, sind nur schwarze Löcher zu erkennen.

Als wir über Tempelhof kreisten, gab die Bodenkontrolle keine Landeerlaubnis. Bodennebel, hiess es, obwohl die Rollbahn klar zu erkennen war.

Also meinte der Pilot: «Wie wär's mit einem kleinen Rundflug über Ihrer alten Spielwiese?» Wenn in einer halben Stunde dann der Treibstoff knapp würde, bekämen wir schon Landeerlaubnis, meinte er schmunzelnd. Ich kletterte in den Sitz des Kopiloten. Wieder und wieder kreisten wir über der weiten Stadt. Doch ich konnte das alles gar nicht so schnell aufnehmen. In meinem Kopf drehte sich alles. Und bald starrte ich nur noch wie blind auf die schreckliche Wüste unter mir.

Dann wurde der Treibstoff tatsächlich knapp. Der Pilot diskutierte über Funk mit der Bodenkontrolle in Tempelhof.

Er solle nach Wiesbaden ausweichen, lautete die Anweisung, über dreihundert Kilometer entfernt also. Hier sei wegen Bodennebels an keine Landung zu denken – obwohl die Sicht so gut war, dass wir aus unserer Höhe von zweitausend Fuss sogar die Gesichter deutscher Kriegsgefangener erkennen konnten, die auf dem Rollfeld Reparaturarbeiten verrichteten.

Der Pilot begann zu schwitzen.

«Warum landen wir nicht in Gatow?» fragte ich. «Das ist der britische Flugplatz, ich kenne ihn gut. Ich habe oft auf dem Wannsee gesegelt, in unmittelbarer Nähe von Gatow. Das war damals ein Stützpunkt der deutschen Luftwaffe.»

«Geben Sie mir die Berlin-Karte», sagte der Pilot zu seinem Offizier. Doch die fand sich nicht.

«Ich lotse Sie hin», sagte ich. In Gatow war nun tatsächlich Bodennebel, doch wir schafften es beim zweiten Landeanflug.

Gegen Abend erhielten wir dann die Erlaubnis, nach Tempelhof hinüberzufliegen. Dort, in dem Viertel am Flughafen, hatte ich drei Jahre gewohnt. Doch ich konnte das Haus nicht ausmachen. Anhand des Kanals und der S-Bahn-Gleise fand ich dann mühsam eine Orientierung, und als wir uns der Rollbahn näherten, entdeckte ich unser altes Haus. Es stand noch, hatte sogar ein Dach – das einzige intakte Gebäude in der ganzen Gegend. Ob auch Frau K., die Hausbesitzerin, überlebt hatte? Sie mochte die Nazis nie, die ihren Mann ins Grab gebracht hatten, einen berühmten Flieger des Ersten Weltkrieges, der nicht vor Göring kuschte. Doch wie alle Deutschen hatte auch sie den Krieg als schicksalhafte Aufgabe für das Vaterland betrachtet. Am Abend meines Abschieds hielt sie mir noch einen langen Vortrag über ihre patriotischen Pflichten als Deutsche. Deutschland würde gewinnen, waren ihre letzten Worte. Nun, wenigstens ihr Haus stand noch.

Es war bereits Nacht, als ich endlich meine Einweisung in die scheusslich möblierte, zweitklassige Villa eines Waschmaschinenherstellers in Zehlendorf-West erhielt. Noch ehe ich mein Gepäck richtig abgestellt hatte, begann der Mann

bereits in lautem, gutturalem Ton zu lamentieren und zu versichern, er sei stets der energischste Hitlerhasser gewesen.

Werde bis morgen warten müssen mit einem ersten Gang durch die Ruinen.

*31. Oktober* – Ein nebliger, kühler Morgen. Mein erster in Berlin. erinnert mich sehr an den 5. Dezember 1940, als ich in aller Herrgottsfrühe nach Tempelhof fuhr, weg aus der Stadt. Damals schneite es, fällt mir ein.

Aber ach, Berlin an diesem Morgen! Eine riesige Wüste, wo einst die stolze Hauptstadt eines Reiches stand, von dem Hitler tönte, es werde tausend Jahre dauern.

Als wir Strasse um Strasse durch die Ruinen fuhren, wurde ich ein wenig an Babylon erinnert, das ich 1930 auf dem Rückweg von Indien besucht hatte. Damals arbeitete ich für die ‚Chicago Tribune‘, und der exzentrische McCormick kabela: ‚Heimreise via Babylon‘.

Ich besass keine klaren Vorstellungen davon, was Babylon eigentlich war oder ob überhaupt noch Spuren von ihm existierten. In Delhi ging ich dann, nach dem Auskurieren einer Malaria, zum guten alten Reisebüro Cook & Son und sagte zu dem Hindu hinter dem Schalter: «Buchen Sie mir eine Reise von hier nach Wien, über Babylon.» Unerschütterlich wie die meisten Hindus tat er das, ohne Fragen, ohne Erstaunen, ja sogar ohne irgendein Interesse zu zeigen. Und einen Monat später stieg ich aus dem Zug, der von der Hauptlinie zwischen Basra und Bagdad abzweigt, fand dieses Babylon und streifte durch die verlassenen Ruinen der einstmaligen grossen Stadt.

Dazu meinte später in Wien Howard Smith: ‚Das ist einmalig in der Geschichte‘ – womit er einen Lieblingssatz der Nazis paraphrasierte, den sie benutzten, wenn es einen der Triumphe Hitlers zu beschreiben galt.

Natürlich hatte es das schon früher gegeben. Babylon und Karthago. Und war nicht auch Rom von germanischen Barbaren geplündert worden? Doch ich glaube nicht, dass jemals zuvor eine Stadt in solchem Ausmass vernichtet worden ist. –

Vom amerikanischen Sektor im Südwesten Berlins fuhren wir zum Kurfürstendamm. Jemand hatte mir gesagt, dieses Äquivalent



zu New Yorks Fifth Avenue hätte den schweren Bombenhagel einigermaßen überstanden. Doch kaum ein Haus war unbeschädigt. Auf beiden Seiten der breiten Strasse konnte man durch den Nebel erkennen, dass von den meisten Gebäuden nur noch die Fassaden standen, dass sie ausgebrannte Skelette waren. Durch die Fensterlöcher und durch riesige, von Bomben und Granaten erzeugte Öffnungen waren die dahinter liegenden Schutthaufen zu erkennen.

Dann kamen wir zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, wo der Kurfürstendamm nach halbrechts in die Tauentzienstrasse mündet. Ich erinnerte mich, welchen Eindruck mir das stattliche Bauwerk stets gemacht hatte. Jetzt tauchte es plötzlich im Nebel auf – die Konturen seiner zerschossenen Überreste verschwammen im grauen Licht, die Ruine erschien mir beinahe schön.

Wir stiegen aus dem Wagen und liefen etwas durch die Gegend, mir vertraut, da ich einmal in der Tauentzienstrasse gewohnt hatte und natürlich – wie alle Leute in Berlin – häufiger Gast in den Restaurants, Cafés und Kinopalästen rund um die Gedächtniskirche gewesen war. Jetzt konnte ich davon fast nichts mehr erkennen. Das Romanische Café, einst Treffpunkt der Berliner Bohème, lag völlig in Trümmern. Das Hotel Eden in der Budapester Strasse, wo man die rasigsten Mädchen der Stadt fand, gleichfalls ein Schutthaufen. Wie haben wohl diese flotten Fräuleins den Schrecken der Bombardements erlebt?, ging es mir durch den Kopf. Alle Gebäude gegenüber der Kirche, auf der Südseite des Zoos, waren eingestürzt. Eins davon, ein fröhlicher Platz, wo wir gelegentlich gespeist und getanzt hatten, war völlig verschwunden.

Und der Zoo? Was habe ich da heute früh in der Zeitung gelesen? Der Direktor versichert der Bevölkerung, dass die Tiere auch diesen Winter ausreichend Futter erhalten werden. Die Berliner, obwohl selbst ausgehungert, werden nichts dagegen haben. Seltsam, dieses zärtliche Gefühl des Menschen (oder zumindest des Deutschen) für Tiere, sogar wilde Tiere; im Gegensatz zu der Art und Weise, wie er seine Mitmenschen behandelt – in Konzentrationslagern zum Beispiel.

Auf der anderen Seite der Kirche der Gloria-Palast, einst ein sehr beliebtes Kino. Jetzt nur noch ein Haufen von Ziegeln und Schutt. Hier bildeten deutsche Frauen (einige von ihnen sahen mit ihren Pelzjacken aus, als hätten sie bessere Tage erlebt, als gehörten sie zum gehobenen Bürgertum – Hitlers fanatischste Anhänger) eine Kette und reichten sich mit ihren eleganten Händen die aus der Ruine geborgenen Ziegelsteine zu.

Ein russischer Lkw-Konvoi bog um die Kirche, eine lange Reihe von Chevrolet-Lastern, gefüllt mit Beutegut. Das muss ein mühsames Geschäft sein. Ausser einigen Fahrrädern war nur Schrott zu erkennen – Rohre, Zahnräder, geborstene Maschinenteile.

Dann gingen wir den Kurfürstendamm entlang. Die Bierlokale zur Rechten, in denen ich so manchen Abend verbracht und dabei versucht hatte, die Nazis zu vergessen, waren allesamt zerstört. Das Café Kranzler, wo man im Herbst Rebhuhn mit Rotkohl zu speisen pflegte, hinuntergespült mit einem trockenen Rheinwein, zeigte sich als nächste Ruine. Und so ging es weiter. Hier, auf dieser breiten Strasse, pulsierte zwischen den Kriegen das Leben. Der Kurfürstendamm zeigte sich im Flitterglanz, und das war zugleich von tieferer Bedeutung. In gewisser Weise verkörperte er die Vulgarität, die Billigkeit, die ausgestellte Anmassung, die traurige Leere des Lebens der Kleinbürger in den Jahren eines unruhigen Friedens. Ist seine Zerstörung nun ein so grosser Verlust? Ich bezweifle das.

Wir verliessen den Kurfürstendamm und fuhren zur Ost-West-Achse – jenem triumphalen Boulevard, den Hitler durch Verbreiterung der alten Charlottenburger Chaussee zu einer Art Via Triumphale gemacht hatte, auf der seine Elitetruppen im Stechschritt zu paradiere pflegten – in den kurzen Glanzstunden der Nazis. Vor Ausbruch des Krieges hatte ich oft auf der Reportertribüne gestanden und von diesen Aufmärschen berichtet, mit einem nagenden Gefühl von Verzweiflung und Abscheu im Herzen. Hitlers neue Panzer und riesige Selbstfahrlafetten waren da vorübergerollt und hatten die Massen der begeistert zuschauenden Deutschen in wohlige Ekstase versetzt, den Rest der Welt – nach dem Lesen un-

serer Meldungen oder dem Hören unserer Berichte – in hysterische Furcht.

Dieser Boulevard, der die Baumfluchten des Tiergartens wie ein breites Band durchzog, war mir stets wie ein schlimmes Symbol der militärischen Stärke Nazideutschlands erschienen, ebenso wie die nahegelegene Siegesallee mit ihren Statuen preussischer Fürsten, Kurfürsten und Könige für den grausamen, pompösen, eiteln Glanz Preussens stand. Doch der Symbolgehalt dieser beiden grossen Strassen begann in der Zeit vor meiner Abreise zu verblassen, wenigstens für mich. Der breite Boulevard durch den Tiergarten erwies sich bei Nacht als idealer Orientierungspunkt für die Piloten der Royal Air Force, und oft beobachtete ich, wie sie über der Strasse entlangflogen, als gehöre sie ihnen. Irgendwie trugen diese regelmässigen Visiten dazu bei, dass man das Bild der Ost-West-Achse als Paradeplatz der selbstgefälligen deutschen Wehrmacht aus seinem Gedächtnis verdrängte. Voller Wut über die britischen Angriffe hatte Hitler unter grossen Kosten die Strasse mit Tarnnetzen abdecken lassen, doch kurz nach dieser Operation zerfetzte ein gewaltiger Sturmwind des Nachts die Netzkonstruktion, was die Berliner mit Lachen quittierten. Ja, das mächtige Symbol war am Verblassen, schon damals.

Jetzt arbeitete eine Gruppe deutscher Kriegsgefangener an der Strasse und füllte die riesigen Bomben- und Granatrichter auf. Rechts und links wirkte der Tiergarten – für viele Jahre Ort meiner Spaziergänge und Meditationen, wobei der wunderbare Rosengarten im Juni stets eine besondere Attraktion war – wie ein Dutzend anderer Schlachtfelder, die ich gesehen hatte. Hier hatten sich fanatische Nazis zum letzten Mal verschanzt, nachdem die Reichskanzlei bereits gefallen war, nachdem Hitler und seine Mätresse, Goebbels mit seiner Frau und seinen Kindern Selbstmord begangen hatten. Fast alle der schönen alten Bäume waren von Geschossen weggemäht, der Boden durch Schützenlöcher und Stacheldrahtverhaue aufgewühlt, überall lagen die rostigen Überbleibsel des Krieges herum – Panzerteile, zerstörte Fahrzeuge, Geschütze, Helme.

Nur die hässliche Missgeburt von Siegessäule stand,

1945 seltsam genug, noch immer in der Mitte des Grossen Sterns. Keine britischen oder amerikanischen Bomben, keine russischen Granaten hatten sie zum Einsturz bringen können. Doch hoch oben im Grau des Himmels – der Nebel lichtete sich jetzt etwas – konnte man eine französische Flagge ausmachen, die jetzt auf der Spitze dieses germanischen Denkmals, erbaut zur Erinnerung an den Sieg Preussens über Frankreich 1871, wehte.

Diese Flagge erinnerte daran, wie wechselhaft das Schicksal mit Europa umging und wie kurzsichtig (wenn auch natürlich) die Annahme der Europäer gewesen war, dass ihr Sieg über den Feind im Ersten Weltkrieg einen Sieg für alle Zeiten darstellte. (Grosser Gott, ich sollte das Auge besser vor der Geschichte verschliessen und davon ausgehen, dass die Deutschen diesmal, diesmal gewiss, am Ende sind und nie wieder in jener abscheulichen Form auferstehen werden, in der sie sich die letzten fünfundsiebzig Jahre gezeigt haben.)

Noch etwas anderes erinnerte daran, wie oft sich das Blatt in der Geschichte – wie im persönlichen Leben – wendet. Dort, wo sich die Ost-West-Achse dem Brandenburger Tor nähert, waren auf der linken Seite Hunderte von Arbeitern hinter einem riesigen Gerüst am Werke. Howard erklärte uns, dass hier ein grosses Ehrenmal für die Rote Armee entsteht, zum Gedenken an die in der Schlacht um Berlin gefallenen russischen Soldaten. Es soll am 7. November eingeweiht werden, dem Jahrestag der bolschewistischen Revolution – in einer Woche also.

Mein Gott, dachte ich, wenn Hitler wirklich tot ist (wovon die Briten und Amerikaner ausgehen – die Russen sind sich nicht sicher), dann muss er sich doch im Grabe herumdrehen, wo immer er auch liegt! Denn weder er noch das deutsche Volk hätten es auch nur im Traum für möglich gehalten, dass einmal im Herzen der deutschen Hauptstadt ein Denkmal für die Rote Armee stehen würde. Noch dazu in Sichtweite des Reichstags, wo Hitler so oft gegen Russland und den Bolschewismus gewütet hatte. An einem Platz, den Hitlers arrogante Elitetruppen so oft im schneidigsten Stechschritt passiert hatten – auf dem Höhepunkt der Naziära.

Wir fuhren weiter, durchs Brandenburger Tor hindurch, das im-

mer noch steht, obwohl ein oder zwei Rosse seiner Quadriga schwer lädiert und seine griechischen Säulen von Schrapnellgeschossen gezeichnet waren. Der Pariser Platz, unmittelbar hinter dem Tor gelegen (das geographische Zentrum meines Lebens in Berlin nach Ausbruch des Krieges – ich wohnte im Hotel Adlon und hatte häufig in der danebenliegenden amerikanischen Botschaft zu tun), war kaum noch zu erkennen. Das Adlon ein Trümmerhaufen, unsere Botschaft vollständig zerstört, ebenso die französische auf der anderen Seite des Platzes. An den Resten der Tür des Adlon, durch die ich so oft gegangen war, konnte man die Einladung lesen: ‚Täglich grosser Five o’clock Tea‘.

«Doch wo?» fragte ich Howard. Hinter den geborstenen Mauern des einstmals noblen Hotels war nichts als Schutt zu sehen.

«Im Keller», erklärte Howard. «Dort findest du auch einige der alten Kellner wieder, mit ihren Fräcken und steifen Kragen, so als hätte sich nichts geändert.»

Wir bogen in die Wilhelmstrasse ein, jene berühmte Strasse, von deren protzigen Ministeriumsgebäuden und Palästen aus zunächst Preussen und dann Deutschland mit eiserner Hand regiert worden waren, was der Welt wenig Gutes gebracht hatte.

Was für ein Anblick!

Soweit man die Strasse hinabschaut, kein einziges Gebäude steht mehr. Nur Trümmer und Schutt, bis auf die Gehsteige und die Strasse. Nach sechs Monaten Aufräumarbeiten gibt es immer noch nur einen Pfad, gerade breit genug, dass zwei Autos aneinander vorbeikommen.

Auf der rechten Seite Hindenburgs altes Palais, das Ribbentrop übernommen und im ersten Kriegsjahr hatte umbauen lassen (trotz des herrschenden Mangels an Arbeitskräften und Material). Jetzt ist es nur noch Bestandteil der Trümmer-Katakomben, die sich die ganze Wilhelmstrasse entlangziehen, soweit das Auge blicken kann. Einige Aussenmauern stehen noch. Das Innere ist total vernichtet.

Weiter unten das Aussenministerium, wohin wir immer wieder von dem unausstehlichen Ribbentrop beordert worden waren, jedesmal, wenn Deutschland einen weiteren Ver-

trag gebrochen oder einen weiteren Nachbarn überfallen hatte. Auch hier das gleiche Bild: einige rauchgeschwärzte Mauern, der Rest in Schutt und Asche. Auf der linken Seite die ehemalige Residenz von Rudolf Hess (der jetzt, da der Nürnberger Prozess naht, Wahnsinn simuliert). Daneben eine weitere Ruine, dort, wo der Clown Putzi Hanfstaengl uns zu empfangen pflegte, bevor er bei seinem Führer in Ungnade fiel.

Wir fahren weiter. Zur Linken die wenigen Überreste des Propagandaministeriums. Ich erkannte sie nur an der Lage, am Ende der Strasse, bevor man auf den Wilhelmplatz kam. Hier stehen nicht einmal mehr die Aussenmauern, das Innere war ein einziger Haufen von geborstenen Eisenträgern und Steinresten – einst palastähnliche Räume, in denen der kleine Wurm Goebbels uns so oft Lektionen gehalten und Lügen präsentiert hatte; und wo wir uns nach Kriegsausbruch jeden Nachmittag zu einer Pressekonferenz versammelten, die der pfauengleiche Dr. Böhmer und seine Lügnertruppe leiteten.

Endlich, schräg gegenüber vom Propagandaministerium, die Reste des Ortes, wo der Krieg ausgeheckt worden war: Hitlers Reichskanzlei. Die Russen, das konnte man sehen, hatten hier ziemlich gut aufgeräumt. Howard berichtete, dass sich auch das Gebäude der Reichskanzlei in schlechtem Zustand befunden hatte, als die Russen es stürmten – am Tag nach jener Orgie von Suiziden und Morden in den darunter gelegenen Bunkern, die Hitler, seine Mätresse Eva Braun, Goebbels mit seiner Frau und seinen sechs Kindern sowie einige weitere Figuren aus dieser Welt beförderte.

Am Eingang stand eine ziemlich durchnässte russische Wache. Die beiden Rotarmisten schienen zu frieren und sich zu langweilen. Würden sie wohl Langeweile empfinden, dachte ich bei mir, wenn sie meine Erinnerungen an dieses Gebäude besässen?

Wie viele Male hatte ich gegenüber der Reichskanzlei am Bordstein gestanden und das Kommen und Gehen der Grössen beobachtet! Sie fuhren gewöhnlich im schwarzen Mercedes vor: der fette, ordengeschmückte Göring, der schlangengleiche kleine Goebbels (obwohl er fast gegenüber residierte), der stupide Ribbentrop (er

residierte kaum hundert Meter entfernt), dazu Hess und der Saufbold Ley und der verkommen wirkende kleine Funk, mit seinen kleinen Schweinsäuglein, und der Sadist Himmler, der wie ein braver Schulmeister aussah, und all die anderen katzbuckelnden Parteibonzen, die Generäle mit stolz erhobenem Haupt, akkurat gebügelter Uniform, unweigerlich das Monokel im Auge. Alle kamen sie, wurden von der Wache militärisch begrüßt und verschwanden dann in diesem Gebäude, um ihre Kriege und Eroberungen auszuhecken.

Heute, so ging es mir durch den Kopf, während ich vor den Ruinen der Reichskanzlei stand, sind sie alle tot oder im Gefängnis. Und das Gebäude, in dessen pompösen Räumen sie insgeheim und kaltblütig ihre schändlichen Pläne ausgearbeitet haben, befindet sich im gleichen Zustand – zerschmettert für immer. Auch Deutschland, ihr Land, das die Welt beherrschen sollte, ist zerschmettert. Es wird sich für lange Zeit nicht erholen, vielleicht niemals mehr.

Doch welches Leid haben sie unserem Planeten gebracht, diese Nazis, bevor eine aufgerüttelte Welt sie zurückschlug, sie jagte, tötete oder gefangen nahm! Wieviel Millionen Menschen mussten dafür sterben? Wieviel wurden verstümmelt und zerbrochen? Wieviel Häuser fielen in Asche? Und wie steht es um die Überlebenden? Denn trotz Beendigung des Krieges hungern und frieren die Völker Europas in diesem Winter, wahrscheinlich werden ihn etwa eine Million Menschen nicht überleben. Und das alles haben jene bösen, dummen, kleinen Männer auf dem Gewissen – geplant und angeordnet in diesem Gebäude, bevor es in Trümmer fiel.

Vergessen wir auch nicht, dass diese verbrecherischen Männer mit ihren unmenschlichen und brutalen Zielen noch vor weniger als fünf Jahren – da ich zum letzten Mal vor der Reichskanzlei stand – von diesem seltsamen und tragischen Land als Helden gefeiert wurden. Menschenmassen jubelten ihnen zu. Die Arbeiter feierten sie bei ihren Besuchen in den Fabriken. Die ganze deutsche Nation leistete ihnen Gefolgschaft, nicht etwa in erzwungenem Gehorsam, sondern mit Begeisterung. Die Menschen arbeiteten mit Bienenfleiss, damit diese Männer ihre Pläne der Vernichtung oder Verskla-

zung des Rests der Welt in die Tat umsetzen konnten. Das vergessen viele bei uns daheim, wenn sie nun die armen und gebrochenen Deutschen bedauern, die in den Ruinen der Städte von heute nach etwas Brennbarem suchen.

Wir gingen von der Reichskanzlei zu Fuss weiter, nach links am Hotel Kaiserhof vorbei, Hitlers Berliner Hauptquartier, bevor er an die Macht kam. Hier hatte ich oft vor meiner Nachtsendung zu Abend gegessen und die Nazis an anderen Tischen beobachtet, wie sie ihre ersten leichten Siege begossen und sich fühlten, als seien sie bereits die Herren der Welt. Von dieser kleinen Nazi-Zwingburg ist lediglich die zerschossene Fassade übriggeblieben, auf der man noch das Wort ‚Kaiserhof‘ erkennen kann.

Gegenüber dem Hotel blockieren riesige Trümmerhaufen die Strasse. Diese Gegend, beginnend an der Ecke Friedrichstrasse/Leipziger Strasse, haben die anglo-amerikanischen Bomben derart in Stücke gerissen, dass wir beinahe die Orientierung verloren. All die kleinen, mir so vertrauten Nebenstrassen sind buchstäblich ausradiert. Schliesslich fanden wir die Friedrichstrasse, wo man mit Bulldozern einen Pfad freigemacht hat.

Dann gingen wir zum Auto zurück und fuhren Richtung Unter den Linden. Die einstmals breite Avenue, gesäumt von stattlichen Lindenbäumen (den amerikanischen Touristen so vertraut und Stolz aller Berliner), war nicht mehr wiederzuerkennen. Riesige Trümmerberge, wo einst die Strasse lag, und alle Gebäude rechts und links entweder zerstört oder schwer beschädigt.

Wir standen an der Kreuzung Friedrichstrasse/Unter den Linden und blickten in Richtung Schloss. Das Café Kranzler, wohin ich oft auf einen Kaffee oder eine Tasse heisser Schokolade gegangen war, in jenen hellen Tagen, da man noch Zeit und Musse dafür hatte, gab es nicht mehr. Wahrscheinlich ein Volltreffer. Einige Schritte weiter suchte ich nach Habels Weinstuben, ein angenehmes Lokal, das mich ebenfalls oft als Gast gesehen hatte. Das gleiche Bild. Verschwunden. Die Staatsbibliothek in schlimmem Zustand, wie auch alle Universitätsgebäude. Das Zeughaus – dort wurden alle tödlichen Waffen aus allen deutschen Kriegen gesam-



melt, ausgestellt und geehrt – schwer getroffen. Wenn die Alliierten nur etwas Gefühl für Geschichte haben, dann werden sie hoffentlich die Überreste sprengen und damit den Deutschen helfen, diese Stätte der Kriegsverherrlichung zu vergessen. Auf der gegenüberliegenden Seite liegen grosse Teile der Staatsoper in Trümmern, obwohl die Vorderseite den Eindruck macht, als könne man das Gebäude wieder herrichten. Hierhin hatte ich mich oft zurückgezogen und einfach der Musik gelauscht.

Der Lustgarten, wo ich so manches Mal Zeuge war, wie Göring und Goebbels die zuhörende Menschenmenge in Trance versetzten, zeigte schwere Wundmale der Schlacht um Berlin. Bizarr: Mitten auf dem Platz standen zwei zerstörte Panzer aus dem *Ersten* Weltkrieg. Auch das frühere Kaiserliche Stadtschloss fanden wir schwer zerstört vor, nicht zu retten, scheint mir. Das ganze Universitätsgelände ist von Bomben- und Granateinschlägen gezeichnet. Die meisten Gebäude sind vernichtet, nur die Statue Hegels steht völlig intakt inmitten der Ruinen.

Unter grossen Schwierigkeiten gelangten wir, immer wieder durch Schuttberge behindert, zum Alexanderplatz. Auf der Fahrt sahen wir zum ersten Mal russische Soldaten: Wir waren nun im russischen Sektor Berlins. Die meisten Rotarmisten machten einen ärmlichen Eindruck, ihre Uniformen waren schmutzig und abgetragen. Vielleicht, weil sie darin so tapfer und grossartig gekämpft hatten. Etwa jeder vierte von ihnen, ob Offizier oder Gemeiner, trug einen Karabiner über der Schulter. Fast alle schleppten ganz zivile Koffer, zweifellos Deutschen abgenommen und gefüllt ebenso zweifellos mit Schwarzmarktkäufen. Wie Howard erzählt, haben die Soldaten kürzlich für zwei oder drei Jahre rückwirkend ihren Sold in deutschem Geld ausgezahlt bekommen, und unsere Gis haben in Windeseile die sich damit bietende einmalige Gelegenheit erkannt. Sie haben sich von daheim billige Uhren und Zigaretten schicken lassen, die sie nun am Alexanderplatz oder im Tiergarten zu phantastischen Preisen an ihre russischen Kameraden verhökern. ‚Mickey Mouse‘-Uhren (was immer das sein soll) erzielen zehntausend Mark pro Stück, erzählt Howard, die der Gl

1945

dann in eintausend Dollar umtauschen kann. Doch jetzt hat unser hiesiges Oberkommando begonnen, diesem Schwarzhandel Einhalt zu gebieten, und auch die Russen sind daran interessiert und beteiligen sich. Beide Seiten führen strenge Kontrollen durch, nicht nur bei ihren Soldaten, sondern auch bei den Deutschen, die den besitzungsrigen Rotarmisten gleichfalls ein umfangreiches Sortiment von Schnickschnack offerieren.

Und wirklich: Kaum waren wir am Alexanderplatz angekommen und wollten uns die Überreste des zerstörten Gestapo-Gefängnisses und des Polizeipräsidiiums ansehen, da konnten wir auch schon einen Einsatz der russischen Militärpolizei beobachten, die auf dem Schwarzen Markt etwa hundert Händler und Kunden einkreiste. Etwa ein Drittel von ihnen waren sowjetische Soldaten, der Rest deutsche Zivilisten.

Dann folgte ein kleiner Zwischenfall, der meinen Unmut hervorrief. Wie jeder amerikanische Soldat hier in der Stadt weiss, darf man im russischen Sektor ohne spezielle Genehmigung nicht fotografieren. Einer unserer Lieutenants aber hielt die Aktion der russischen Militärpolizei eifrig mit der Kamera fest. Prompt wurde er von zwei Russen ergriffen und abgeführt. Er war schon ein älterer Bursche, offenbar nicht von der kämpfenden Truppe. Was mich dabei störte, war die Tatsache, dass die deutschen Zivilisten auf dem Platz mit offensichtlicher Schadenfreude das Schauspiel beobachten konnten, wie einige russische Soldaten einen amerikanischen Offizier arretierten. Ein russischer Offizier wollte vermitteln und begann unserem Mann auf russisch zu erklären, wenn er seinen Film aus der Kamera nähme und abliefern, dann wäre er frei. Entweder verstand der Amerikaner nicht oder er wollte sich nicht von dem Film trennen – also wurde er nach einigem aufgeregten Palaver tatsächlich abgeführt, unter dem hämischen Gaffen der Deutschen. Vielleicht, so dachte ich bei mir, war dieser Zwischenfall für sie ein erster kleiner Hoffnungsschimmer. Am Ende – *nicht wahr?* – würden sich Russen und Amerikaner ja doch nicht verstehen, geschweige denn gemeinsam handeln. Und das könnte eine Chance für die Deutschen sein.

Auf der Heimfahrt passierten wir den Wedding, einen Arbeiterbezirk im Norden Berlins, jetzt teilweise russischer Sektor. An jeder Strassenecke konnte man Plakate in deutscher Sprache lesen: ‚Die Erfahrung der Geschichte zeigt: Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibt bestehen‘. Unterzeichnet mit: ‚Stalin‘.

Unsere russischen Freunde, überlegte ich, stehen zwar für einen harten Frieden mit Deutschland, weil sie nicht gewillt sind, sich nochmals gegen deutsche Angriffe verteidigen zu müssen. Doch sie verstehen etwas von Propaganda. Mehr offenbar als wir Amerikaner.

*1. November* – Auf Einladung von General James Gavin, Kommandeur der 82. US-Luftlandedivision, konnte ich heute an der siebzehnten Sitzung der Alliierten Kommandantur teilnehmen, die die Oberhoheit in Berlin ausübt. Das war eine interessante Erfahrung. Hier konnte man die vier siegreichen Alliierten – so verschieden in ihrer Psychologie und nationalen Struktur – beobachten, wie sie nun im Frieden auf praktischem Gebiet ebenso zusammenzuarbeiten versuchten, wie das im Krieg der Fall war.

Der Graben zwischen Ost und West war natürlich spürbar, als sich die vier Generäle bemühten, zu verschiedenen Detailfragen in der besetzten Stadt Übereinkunft zu erzielen. Doch im Grossen und Ganzen gelang dies gar nicht schlecht. General Smirnow, der die Sitzung leitete, agierte mit Takt, Humor und Entscheidungsfreude – obwohl ein amerikanischer Diplomat mir ernsthaft versichert hatte, die Russen seien einfach zu ignorant, um an einem internationalen Treffen teilnehmen, geschweige denn ein solches leiten zu können.

Insgesamt war die Beobachtung dieser Sitzung der Kommandantur eine ziemlich ermutigende Erfahrung, bedenkt man, dass der künftige Weltfrieden vom Zusammenwirken der vier Alliierten abhängt, besonders hier in Deutschland.

Am Abend mit einigen Kollegen bei General Robertson, dem stellvertretenden britischen Militärkommandanten von Berlin. Er schien sehr besorgt zu sein, dass man die Deut-

schen auch anständig behandelt, und sehr bemüht, dies als offizielle britische Politik zu deklarieren.

Treffe in der Stadt eine Menge alter Freunde, Zeitungsleute und Diplomaten.

2. November – Ich muss genauer in Erfahrung bringen, wie wir Amerikaner unseren Teil Deutschlands regieren. Gestern Abend sprach ein ernsthafter junger Captain der Army sehr bitter und enttäuscht darüber. Er meinte, wir würden sehr schlechte Arbeit leisten. In Darmstadt zum Beispiel sei unser Abschirmdienst so weit gegangen, zur Beobachtung von Kommunisten auch ehemalige Gestapobeamte einzusetzen – obwohl die Kommunistische Partei, wie auch in allen anderen Zonen, legalisiert worden ist. Weiter berichtete er, dass die Kriegsgefangenenlager von Nazielementen beherrscht und Gefangene mit Anti-Nazi-Haltung übel behandelt werden (wie das auch in den Lagern bei uns zu Hause der Fall war). Besonders dringend, so meinte er mit Nachdruck, würde man jetzt die deutschen Hitlergegner brauchen, die seinerzeit in die USA emigriert sind – doch wir würden vielen die Rückkehr nach Deutschland blockieren. Dann erzählte er die schlimme Geschichte von einem unserer wichtigsten hiesigen politischen Berater: ein früherer Günstling von Schacht, SS-Mann und militanter deutscher Nationalist. Und so ein Mann gibt uns Ratschläge, wie wir mit den Deutschen verfahren sollten! –

Heute unternahmen Walter Kerr, Howard und ich eine weitere Fahrt durch die Ruinen. Auf dem Weg von der Budapester Strasse zum Lützowplatz stellten wir fest, dass das weithin bekannte Freudenhaus auf der rechten Seite der Strasse als einziges Gebäude überlebt hatte, so, als wäre das Schicksal mit seinen sonderbaren Wegen dem ältesten Gewerbe der Welt zu Hilfe gekommen.

Der Lützowplatz, einst einer der schönsten Plätze Berlins, ist bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Kaum ein Haus steht noch. Die Nazis haben in sinnloser Wut die Herkulesbrücke am Nordende des Platzes gesprengt, wie übrigens fast alle Brücken, die den Landwehrkanal überqueren. Ich suchte nach Carlos' alter Atelierwohnung, wo wir von der fünften Etage aus die ersten Luftangriffe auf Berlin

beobachtet hatten. Das Gebäude war wegrasiert bis auf die Grundmauern. Auch das Herkuleshaus, einst beliebter Aufenthaltsort von Sinclair Lewis und anderen Berlin-Besuchern, existierte nicht mehr.

Wir bogen in die Nettelbeckstrasse ein und fuhren Richtung Wittenbergplatz, um zu sehen, was von der Taverne übriggeblieben war, wo wir amerikanischen und britischen Korrespondenten in Krisentagen so manche Nacht zugebracht hatten. Ein hoffnungsloser Versuch. Die ganze Gegend war nur noch ein riesiger Trümmerhaufen, die Courbiörestrasse – in der die Taverne gestanden hatte – nicht mehr auffindbar ...

Kurz vor dem Wittenbergplatz bemerkte ich ein von den Russen produziertes Plakat (wir Amerikaner machen solche Dinge offenbar nicht) mit dem Text: ‚Kein ausländischer Feind hat jemals den Deutschen so viel Elend gebracht wie Hitler‘. In der Tat, Elend gibt es hier in einem Ausmass, wie es sich wohl kein lebender Deutscher jemals auch nur im Traum vorgestellt hat. Die deutschen Kleinbürgerinnen, die da mit halbleerem Magen im Schutt stochern und sich den ganzen Tag lang mit ihren zarten Händen Ziegelsteine zureichen, sind nur ein Beispiel dafür. Wie viele Deutsche aber begreifen wirklich, *warum* solches Elend über sie gekommen ist? Haben sie nicht den ausländischen Feind dafür verantwortlich gemacht? Ist nicht ihr einziger Vorwurf gegen Hitler, dass er den Krieg verloren und nicht gewonnen hat? Dies bestätigen Walter und Howard, die schon öfters hier waren. Wie sie berichten, äusserten sich alle Deutschen im Gespräch in eben diesem Sinne. Wie es jene deutsche Frau, die ich gestern Abend im Presseclub traf, ausdrückte: «Wenn Hitler nur die Kriegführung den Generälen überlassen hätte; wenn wir nur nicht Russland angegriffen hätten; oder wenn ihr Amerikaner nach diesem Angriff Russland keine Hilfe geleistet hätten – dann wäre uns all das vielleicht erspart geblieben.»

Ich fürchte, die Deutschen haben die Lektionen dieses schrecklichen Krieges immer noch nicht gelernt. Sie haben keinerlei Schuldgefühl und bedauern lediglich, dass sie geschlagen worden sind und nun die Konsequenzen tragen

1945

müssen. Es tut ihnen nur um sich selbst leid, nicht etwa um all jene, die sie ermordet und gequält haben, die sie von dieser Erde entfernen wollten.

Howard wollte einen Blick auf den Wittenbergplatz werfen, wo er einst gewohnt hatte. Wir fanden in etwa den Ort. Doch das Haus war verschwunden.

Seltsam, plötzlich standen wir vor jener kleinen Kneipe an der Südseite des Platzes, die Hitlers Halbbruder, Alois Hitler, kurz vor Kriegsbeginn eröffnet hatte – sehr zum Missfallen des Führers, dem es gar nicht so recht war, dass die Menschen damit an die bescheidene kleinbürgerliche Existenz der Familie Hitler erinnert wurden. Das Haus stand noch, und das Restaurant war geöffnet, mit jenem bescheidenen Angebot, das derzeit hier an der Tagesordnung ist. Alois Hitler konnten wir allerdings nicht finden. Ja, der Name schien bei den Kneipenbesuchern nicht einmal die Alarmglocken zum Klingen zu bringen, obwohl er doch ganz Europa und der Welt Schrecken gebracht hatte. Ich erinnerte mich an Alois Hitler: ein ziemlich harmloser Bursche, typischer Kneipier, dessen einzige Sorge darin bestand, sein Halbbruder könnte in Rage geraten und die Schliessung des Lokals befehlen. Jetzt aber schien sich keine der Gestalten im Schankraum mehr an ihn zu erinnern. Draussen, am Schild über der Eingangstür, hatte man seinen Namen eilig ausgetilgt. Das Lokal heisst jetzt ‚FENT‘. Schaut man jedoch genauer hin, kann man den überpinselten Namen ‚A. Hitler‘ noch erkennen.

Das grosse Kaufhaus KadeWe an der Westseite des Platzes war schwer getroffen und ausgebrannt. Hier hatte ich stets meine bescheidenen Weihnachtseinkäufe erledigt, als ich noch auf der anderen Strassenseite wohnte. Zerstört war auch jenes Haus in der Tauentzienstrasse, wo ich 1934 zusammen mit Tess von einem kultivierten deutsch-jüdischen Ehepaar eine Atelierwohnung gemietet hatte. Er war Bildhauer, sie Kunsthistorikerin, und beide hatten sich zu einer Zeit für die Emigration nach Grossbritannien entschieden, als viele ihrer jüdischen Freunde noch meinten, man könne sich mit den Nazis arrangieren.

In diesem Atelier in der obersten Etage des Hauses, das nun bis

zu den Grundmauern zerstört war, hatten wir so manchem Opfer des Naziregimes Zuflucht und Unterstützung gewährt, soweit das in unseren Kräften stand. Ich erinnerte mich daran, wie einmal ein halbjüdischer Rechtsanwalt vor unserer Tür stand. Er hatte im Ersten Weltkrieg einen Arm für das Vaterland gelassen, nun kam er geradewegs aus den Folterkellern des Gestapogefängnisses im Columbia-Haus zu uns. Obwohl ich ihn als einen äusserst tapferen Mann kannte, war er völlig verstört, und wir nahmen ihn auf, bis er wieder einigermaßen zu sich kam, einigermaßen menschlich reagierte, einigermaßen er selbst war. Dann erst schickten wir ihn zu seiner Frau und seinen Kindern zurück. Das war noch zu Beginn der Naziära, und wir waren damals zutiefst schockiert. Wie ahnungslos wir doch waren – damals.

Sämtliche Berliner Bahnhöfe sind zerstört, doch die meisten von ihnen nach ersten Aufräumungsarbeiten wieder in Betrieb. Wir sahen uns den Potsdamer und den Anhalter Bahnhof an. Vor letzterem hockten Hunderte von deutschen Flüchtlingen mit grossen Bündeln, gefüllt mit all der irdischen Habe, die sie hatten retten können. Wir hielten kurz an, um mit einigen von ihnen zu sprechen. Sie kamen aus dem Osten, aus Polen, der Tschechoslowakei und dem ehemaligen Ostpreussen. Wohin sie nun gehen sollten, wussten sie nicht. Keiner scheint das zu wissen. Sie machen jetzt einen sehr verlorenen Eindruck – diese wetterfesten Deutschen, die 1939 und in den darauffolgenden ersten, so vielversprechend aussehenden Kriegsjahren voller Freude ausgezogen waren, um sich auf Land niederzulassen, das man den Polen, Russen und Tschechen gestohlen hatte. Nun sind die rechtmässigen Besitzer dorthin zurückgekehrt, und die einstigen Eroberer suchen hungrig und in Fetzen Zuflucht in den zusammengeschrumpften, bereits überfüllten deutschen Ländern.

Mehrere Stunden fuhren wir durch die niedergestreckte Stadt und schauten uns um. Die Einwohner Berlins sind – im Gegensatz zu den in die Hauptstadt strömenden Flüchtlingen – besser gekleidet als die Menschen in den befreiten westlichen Ländern, ja besser selbst als die Londoner. In Paris gingen die Frauen immer noch ohne Strümpfe, wie

1945 ich beobachtet hatte. Fast alle Berlinerinnen aber tragen Strümpfe, zum grossen Teil zweifellos aus jenen Beständen, die ihre Ehemänner oder Söhne als deutsche Soldaten nach Hause geschickt hatten, aus Holland, Belgien und besonders 1940/41 aus Frankreich. Dort hatte ich selbst erlebt, wie sie die Geschäfte leerkauften. Auch fiel mir auf, dass viele deutsche Frauen modische Pelzmäntel tragen, obwohl es doch heisst – wenn ich dem glaube, was mir einige Deutsche und ihre amerikanischen Freunde hier erzählten –, die Russen hätten jeden einzelnen Pelzmantel bei jeglicher deutschen Frau längst requiriert.

Im Lichte dieser Erfahrung fange ich nun auch an, all die Vergewaltigungsgeschichten zu bezweifeln, die man in Washington, New York und Paris von den Russen erzählt. In Budapest, so hört man, soll es besonders schlimm gewesen sein. Auf Berlin aber scheint das nicht zuzutreffen. Wenn eine Armee ein Land überrennt, gibt es stets auch einige Fälle von Vergewaltigungen. Selbst unsere Soldaten taten das gelegentlich. Bedenkt man aber, was die Deutschen der russischen Bevölkerung angetan haben, als *sie* halb Russland (die Hälfte des europäischen Teils) unter ihre Stiefel nahmen – und dass die Soldaten der Roten Armee dies vielleicht in Erinnerung hatten bedenkt man weiter, dass hinter den sowjetischen Truppen zwei bis drei Jahre ununterbrochenen Kampfes lagen, dass die Einnahme Berlins viele Tote gekostet hatte, dass einige der russischen Divisionen aus zumeist sehr jungen Männern bestanden, nicht zu reden von dem grossen Anteil an Asiaten – dann ist die Zahl der hier vorgekommenen Vergewaltigungen tatsächlich nicht höher, als man erwarten musste.

Ich habe eine einzige deutsche Frau getroffen, die offen zugab, vergewaltigt worden zu sein (und, das muss ich anfügen, dies nicht besonders tragisch nahm, vielleicht weil sie noch jung war). Einige andere Frauen berichteten mir, dass die Russen ihnen ihre Uhren und einige andere Dinge weggenommen, aber keine Vergewaltigung versucht hätten. In vielen Häusern, deren Bewohner laut über russische Plünderungen klagen, kann man erstaunlich viel wertvolle Möbel und andere Dinge bewundern – immer noch vorhanden.



Die deutschen Frauen, die man in den Strassen trifft, sehen sehr gut aus, obwohl ich sie nie als besonders schöne Gattung Frau empfunden habe. Die Männer erscheinen stärker heruntergekommen, vielleicht wegen ihrer Bekleidung. Viele von ihnen fanden, aus dem Krieg heimgekehrt, ihre Häuser zerstört vor, was auch den Verlust aller zivilen Kleidungsstücke bedeutete.

Die Menschen bewegen sich in den Strassen langsamer, als dies in ihren guten Tagen der Fall war. Unsere Offiziere meinen, das rühre teilweise daher, dass sie immer noch unter dem Schock der Bombardierungen und ihrer persönlichen Katastrophen stehen – dem Verlust ihrer Wohnung und ihres geliebten Besitzes, dem Verlust vieler Männer, dazu dem Schock der plötzlichen Niederlage, da doch der Sieg lange Zeit so nahe erschienen war. Hinzu kommt, dass nun die Reflexe des Deutschen (zu keiner Zeit sehr hoch entwickelt) durch Hunger und Kälte weiter geschwächt worden sind. Er schleppt sich mühsam die Strasse entlang und schenkt den vorbeiflitzenden Fahrzeugen der Alliierten wenig Aufmerksamkeit. Manchmal wird er gar überfahren, und er unternimmt kaum Anstrengungen, dies zu vermeiden.

Von allen Menschen auf den Strassen machen die demobilisierten deutschen Soldaten den traurigsten Eindruck. (Ich wähle bewusst nicht das Wort mitleiderregend, denn ich empfinde kein Mitleid mit ihnen). Sie schleichen herum in Fetzen, die Füße tun ihnen weh vom langen Herumlaufen in alten, mit Zeitungspapier ausgestopften Schuhen, ihre Uniformen (die sie in meinen alten Berliner Tagen so proper aussehen liessen) sind abgerissen und schmutzig – eindrucksvolles Symbol für Niederlage und Elend. Im Wedding hielten wir einmal an, um mit einigen von ihnen zu sprechen, die an einer Strassenecke herumstanden. Mein Gott! Sollten das jene einst erstklassigen Soldaten sein, die so arrogant im Stechschritt durch Polen, Frankreich, Russland und andere zeitweilig eroberte Länder marschiert waren? War das einst das Herrenvolk? Nun, arrogant sind sie heute gewiss nicht mehr. Sie sind bezwungen, schmutzig, müde und hungrig.

«Wo haben Sie gekämpft?» fragte ich.

«In Stalingrad», lautete die Antwort. «Alles kaputt.»

1945 Sie grinnten, und man konnte sehen, dass einige von ihnen, obwohl noch junge Männer, keine Zähne mehr hatten. Sie bettelten um Zigaretten, und wir liessen eine Packung reihum gehen. Danach schlurften sie langsam die Strasse weiter.

Wir assen bei W. zu Mittag, dann ging ich zu X. ins Büro, um einige Dokumente durchzusehen. Ziemlich interessant, muss ich sagen.

Unter den Papieren befand sich ein Vernehmungprotokoll von Dr. Schacht, der jetzt zusammen mit zweiundzwanzig weiteren Naziverbrechern in Nürnberg auf seinen Prozess wartet. (Ley, einer der schlimmsten Nazibonzen in Hitlers Umkreis, konnte das nicht ertragen, er hat sich gestern aufgehängt. Hess, vor seiner Flucht nach England eine der Stützen des Regimes, täuscht Gedächtnisverlust vor – wie angenehm. Der alte Krupp von Bohlen und Halbach, einer der wichtigsten Förderer Hitlers aus dem Kreis der Grossindustriellen und ebenfalls angeklagt, liegt mit irgendeinem Leiden in Salzburg darnieder und ist nicht verhandlungsfähig.)

Nach dem vorliegenden vertraulichen amerikanischen Protokoll läuft Schacht in seiner Zelle umher und schimpft auf die Nazis. Selbst wenn er sie nie geliebt hat, so ist doch unbestreitbar, dass er mehr als irgendein anderer dafür getan hat, sie 1933 an die Macht zu bringen, und dass sein besonderes Finanztalent über viele Jahre Hitler hervorragende Dienste geleistet hat. Wie oft hatte ich ihn im Reichstag erlebt, strahlend vor Freude und Zustimmung, wenn Hitler wieder einmal den Bruch eines Abkommens oder den Mord an einem weiteren Land hinaustönte. Jetzt schimpft er, er sei immer gegen die Nazis gewesen, und jammert darüber, dass die Amerikaner ihn eingesperrt haben.

Diese ganze Nazibande, das zeigt sich schon jetzt, wird sich gegenseitig die Verbrechen vorwerfen, um die eigene Haut zu retten.

Ja, und interessante Kunde von Ribbentrop, dem ehemaligen deutschen Aussenminister, einem der grausamsten und zugleich dümmsten Mitglied der Hitlerbande, einem schäbigen kleinen Lügner! Ich denke daran, wie er in den Pressesaal des Aussenministeriums hineinzustolzieren pflegte, um uns mit arrogantem Ge-

habe die neuesten Überfälle Nazideutschlands mitzuteilen. Und jetzt das Protokoll einer Vorvernehmung in Nürnberg. Es macht deutlich, dass er nicht nur ein Lügner, sondern ein ungeheurer Ignorant ist. Nur ein Hitler konnte solch einen Wurm zu seinem Aussenminister machen.

Hier sind einige hastig abgeschriebene Auszüge aus dem Protokoll:

‚Hitler hat mir erstmals am 22. oder 23. April mitgeteilt, dass der Krieg verloren sei ...‘ Kurz danach aber gibt er zu, schon Anfang April mit Hitler über einen Kapitulationsdeal gegenüber den Briten gesprochen zu haben! Damals habe ihm der Führer gesagt: ‚Wir müssen gewisse Arrangements mit England zustande bringen‘. Gab es jemals grössere Narren als diese Deutschen?

Ribbentrop behauptet, Hitler habe auch nach dem Fall Frankreichs immer noch von einem ‚raschen Frieden‘ mit England gesprochen, der den Briten ihr ‚Prestige‘ bewahren würde. Des Langen und Breiten lässt er sich darüber aus, Hitler habe stets nach Verständigung mit den Briten gestrebt. Dieser Idiot predigt heute immer noch die alten Propagandasprüche der Nazis, wahrscheinlich teils deshalb, weil er zu tief in ihnen verstrickt ist, um sich davon zu lösen, und teils, weil er ein unglaublich dummer Mensch ist und glaubt, mit derartigen Reden seinen Hals retten zu können.

An anderer Stelle der Vernehmung windet sich Ribbentrop und lässt dann eine seiner typischen Lügen heraus. ‚Es stimmt nicht‘, jammert er, ‚dass ich jemals gesagt hätte, England würde nicht kämpfen. Ich sagte das Gegenteil: England würde kämpfen. In dieser Sache gab es stets heftige Meinungsverschiedenheiten mit dem Führern Jeder weiss, dass er es niemals auch nur *wagte*, eine andere Meinung zu äussern, nicht einmal schüchtern, geschweige denn heftig. Und jeder weiss auch, dass es Ribbentrops Versicherung gegenüber dem Führer war (dass nämlich England nicht kämpfend eingreifen werde), die dazu beitrug, im August 1939 die Weichen für den Krieg zu stellen. Er behauptet weiter, Hitlers Reden zu aussenpolitischen Fragen seien stets ohne sein Zutun entstanden. Und er besitzt die Kühnheit, seinen Vernehmern zu

versichern, er habe noch am 25. August 1939 – sechs Tage vor dem Überfall – den Führer aufgefordert, ‚den bevorstehenden Einmarsch nach Polen zu stoppen‘.

Dies ist eine geeignete Stelle, um Auszüge aus einem Brief Ribbentrops ins Tagebuch einzufügen, der kurz vor dem Zusammenbruch Deutschlands Feldmarschall Montgomery mit der Bitte übergeben wurde, ihn an ‚Mr. Vincent Churchill‘ – der Tölpel kannte nicht einmal den richtigen Vornamen des britischen Premierministers! – und ‚Mr. Eden‘ weiterzuleiten. ‚Der Inhalt des Briefes bezieht sich, wie Sie sehen werden, auf eine Mission, die mir der Führer vor seinem Tod aufgetragen hat‘, teilt Ribbentrop Montgomery in einem beigegeführten Anschreiben mit.

Hier also nun der – gekürzte – Text des Briefes, geschrieben in Ribbentrops unnachahmlichem Englisch (dessen Fehler in der Übersetzung nur schwer deutlich gemacht werden können – d.Ü.):

«PERSÖNLICH UND VERTRAULICH  
Meine Herren,

Radioberichte usw., die ich nicht ganz verstehe ..., lassen das Bild entstehen, dass frühere Mitarbeiter des Führers ... gegenwärtig versuchen, den Führer herabzuwürdigen, seine Gedanken bezüglich England zu verfälschen ... Ich möchte Sie daher von meinem letzten politischen Gespräch mit dem Führer in Kenntnis setzen.

Dieses Gespräch, in dessen Verlauf – wie so oft sehr spät – die tiefe Enttäuschung und Verbitterung des Führers über das Scheitern eines politischen Konzepts deutlich wurde, kulminierte in einer Art von letztem Appell und in einer Botschaft an die Führer des britischen Empire. Dieser Aufruf stellt gleichzeitig – so kann man sagen – den letzten politischen Willen eines Mannes dar, der als grosser Idealist sein Volk über alles liebte, der bis zum letzten Atemzug für dieses Volk gelebt und gekämpft hat und bei dessen weltpolitischen Überlegungen die englisch-deutsche Frage stets im Mittelpunkt stand.

Ich weiss nicht, ob die alte und noble englische Sitte des Fair play auch gegenüber einem besiegten Volk Anwendung finden

kann. Ich weiss auch nicht, ob Sie das politische Testament eines verstorbenen Mannes hören wollen. Doch ich könnte mir vorstellen, dass sein Inhalt dazu in der Lage ist, Wunden zu heilen, die im Verlauf dieses bitteren Krieges entstanden sind; und ich glaube des Weiteren, dass seine letzte Erfüllung in dieser gefährlichen Periode unserer Welt dazu beitragen kann, eine bessere Zukunft für alle Völker und Menschen zu erreichen.

Was mich betrifft, so habe ich die Pflicht, alles in meinen Kräften Stehende zu tun, um diesen letzten mir gegenüber geäusserten Wunsch des Führers zu erfüllen und mich dazu in die Hände der britischen Okkupationsarmee zu begeben. Sollten Sie gewillt sein, mir Gelegenheit zu geben, Ihnen dieses letzte Gespräch mit Adolf Hitler zur Kenntnis zu bringen, so wäre ich dankbar, wenn ich dies persönlich und wörtlich tun könnte ...'

Unnötig zu sagen, dass ein Treffen Ribbentrops mit Churchill oder Eden niemals zustande kam. Einige an dieser Stelle ausgelassene Seiten des langen Briefes enthalten nichts als Be-  
teuerungen und sollen beweisen, dass Hitler unglücklicherweise dem Rat seines Aussenminister nicht folgte, was die Beziehungen zu Grossbritannien, Russland und den USA betraf, die er sich stets friedlich wünschte, wie er mehrfach betont. Schliesslich kommt er dann wieder zurück zu jenem letzten Gespräch Hitlers mit ihm und beschreibt den Führer, wie er sich plötzlich zu mir wandte und sagte: ‚Sie werden sehen, mein Geist wird aus meinem Grab auferstehen, und dann wird man sagen, dass ich recht hatte.‘

Doch weiter im Text:

‚Zu einem Punkt gab es stets völlige Übereinstimmung zwischen dem Führer und mir: Dass nämlich ein starkes und vereintes Deutschland ... auf lange Sicht nur in enger Zusammenarbeit mit Grossbritannien würde existieren können. Was der Führer und ich im letzten Vierteljahrhundert für die Verwirklichung dieses englisch-deutschen Konzepts getan haben, ist allen beteiligten Personen bekannt. Ich glaube, es war sehr viel .. .‘ (Im Verlauf des Buches wird man aus einem

1945 beschlagnahmten deutschen Geheimdokument ersehen können, wie Hitler in Bezug auf Grossbritannien wirklich dachte.) ,Trotz aller Enttäuschung und Verbitterung angesichts der wiederholten englischen Zurückweisung der deutschen Angebote glaubte der Führer bis zu seiner letzten Stunde an die politische Notwendigkeit einer englisch-deutschen Zusammenarbeit. Oft sprach er in heftigen Worten über die britische Politik, die er nicht verstand; doch jeder, der den Führer kannte, war sich der Tatsache bewusst, dass es zu seinen herausragenden Charakterzügen gehörte – wie impulsiv (Ribbentrop schreibt das Wort im Englischen falsch – W. S.) er auch war –, seine Grundüberzeugungen niemals zu ändern. Aus diesem Grund kam er in all den Jahren, da ich für ihn arbeitete, und in allen unseren Gesprächen zu aussenpolitischen Fragen immer wieder auf diesen entscheidenden Punkt zurück. Jeder Schritt während dieser Jahre – politisch, militärisch usw. – wurde stets mit einem Blick auf diesen Punkt unternommen, nämlich die Beziehungen mit Grossbritannien zu regeln. Für die Aussenwelt ist dies wahrscheinlich oft nicht sichtbar geworden, und doch war es so. Dass England dann wegen der polnischen Frage Deutschland den Krieg erklärte – einen Krieg, den wir beide mit allen Mitteln vermeiden wollten und den ich, fast erfolgreich, noch im letzten Moment zu verhindern suchte –, bedeutete für den Führer einen grossen Schock.

Jetzt, kurz vor dem bitteren Ende und vor seinem Tod, hat Hitler einmal mehr, ungeachtet seines sehr schlechten Gesundheitszustandes, seine alte ingeniöse Denkungsart bewiesen. Mit äusserster Klarheit hat er mir – losgelöst von den Tagesereignissen, der Kriegssituation und allen politischen Tagesvarianten – das Bild der kommenden weltpolitischen Entwicklung entworfen, wie er es sah. Auf fast prophetische Weise unterstrich er die entscheidende Bedeutung, die in diesem Jahrhundert der Herausbildung grosser, miteinander verbundener politischer Einflussphären den englisch-deutschen Beziehungen zukommt und damit gleichzeitig den Beziehungen mit den gegenwärtigen Feinden, den USA, der Sowjetunion, Frankreich usw. Er sprach darüber, wie die deutsche Seite nach diesem verlorenen Krieg zur Herstellung eines stabilen Kräf-

tegleichgewichts zwischen den grossen politischen Sphären beitragen könne, damit nicht wieder und unvermeidlich neue Kriegskatastrophen über Europa, das britische Empire und die ganze Welt hereinbrechen würden.

Wir sprachen über Russland, und der Führer erwähnte die gigantische Macht, zu der die Sowjetunion und ihre Doktrin gelangt sei ... Wiederholt kam er auf die Schaffung der Roten Armee durch Stalin zu sprechen und nannte dies eine «grandiose» Leistung. Weiter erklärte er, «ungeachtet der Unterschiede in der Weltauffassung» müsse Deutschland ganz einfach zu guten Beziehungen mit Sowjetrußland gelangen, da auf lange Sicht beide Völker Seite an Seite zu leben hätten ...

Wir sprachen auch ausführlich über die USA. Hitler bedauerte den Krieg mit Amerika, da wir keine wesentlichen Meinungsverschiedenheiten mit dieser grossen Nation hatten. Diesen Krieg bedauerten wir von Anbeginn und haben alles nur Mögliche zu seiner Verhinderung getan, selbst als unsere Schiffe schon angegriffen wurden. Der Führer meinte, gute und dauerhafte Beziehungen zu den USA müssten unbedingt hergestellt werden ... Doch immer wieder kam er während des Gesprächs auf die englisch-deutschen Kontakte zurück ...

Meine Herren, Sie haben den Krieg gewonnen und halten alle Macht in Ihren Händen. Darf ich, als letzter Aussenminister einer besiegten Nation und als Mann, der trotz aller Bitternis des Krieges und aller verbreiteten Unwahrheiten über seine angebliche Ablehnung, ja seinen «Hass» auf England dieses England stets als seine zweite Heimat angesehen und eine englisch-deutsche Allianz ebenso stark wie der Führer gewünscht hat, darf ich also das Folgende erklären:

Die besiegte deutsche Nation sieht sich gegenwärtig einer enormen, für mich nicht erklärlichen Welle von Hass gegenüber ... Die Konzentrationslager dienen als Anlass für eine äusserst ernste Kampagne gegen das deutsche Volk ... Es fällt mir schwer, mich zu dieser Frage zu äussern. Doch in diesem persönlichen und vertraulichen Brief möchte ich soviel sagen: Jegliche inhumane Behandlung eines Gefangenen stellt eine unmögliche Art des Handelns dar, und jeder anständige Deutsche wird wie ich solche Handlungen bedauern und aus

1945

ganzem Herzen verdammen ... Weder ich noch, dessen bin ich gewiss, die meisten meiner Kollegen in der früheren Regierung hatten eine Ahnung davon, was in den Konzentrationslagern vor sich ging ... Das mag vielleicht überraschen, doch für jeden, der mit unserem Regierungssystem vertraut ist, ist es sehr verständlich ... Ich frage mich: Kann man derartige Exzesse, verübt von Einzelpersonen, einer ganzen Nation anlasten – wie das gegenwärtig geschieht? Exzesse, wie es sie in der Geschichte aller Nationen gegeben hat, wie ich glaube? Was meine Haltung zur Frage dieser Gefangenen betrifft..., so bin ich stets für die Einhaltung der Genfer Konvention eingetreten.

Vor einigen Tagen wurde geschrieben, die deutsche Wehrmacht habe nicht ehrenhaft gekämpft und das deutsche Volk müsse wieder Anständigkeit lernen.

Meine Herren, kann man dies von einem besiegten Feind sagen, der tapfer gekämpft hat? Von einem Volk, das Übermenschliches für sein Land geleistet und alles verloren hat? Kann man die Deutschen, die als Patrioten lediglich ihre Pflicht gegenüber dem Vaterland erfüllt haben, als Kriegsverbrecher brandmarken und als solche bestrafen? Ich möchte an den Grossmut der Sieger appellieren.

Mein ganzes Leben lang war ich Patriot ... Ich habe mich stets gegen die Politik hinsichtlich der Juden, der Kirchen, der Freimaurer gewandt... Als dann, sehr gegen meinen Willen, dennoch der Krieg ausbrach, habe ich natürlich eine Haltung harter Entschlossenheit bezogen und war völlig überzeugt vom deutschen Sieg, aus innen- wie aussenpolitischen Gründen ... Doch diese Haltung hat mich nicht gehindert, fortgesetzt die Frage eines Arrangements mit dem Gegner im Auge zu behalten, um bei erster Gelegenheit Fühlungnahme wegen eines Friedens aufzunehmen. In meinen persönlichen Gesprächen mit dem Führer habe ich dieses Thema fortgesetzt angeschnitten und ihn um die Erlaubnis gebeten, etwas dafür zu tun. Doch er war, nach dem fruchtlosen Friedensversuch von 1940 im Reichstag, skeptisch gegenüber meinen Plänen und liess mir keinen Raum. Ungeachtet verschiedener vertraulicher Friedensbemühungen gab es zu keiner Zeit (geschuldet der kompromisslosen Haltung der Gegner) eine ernsthafte Gelegenheit, diesen



Krieg zu beenden. Für Deutschland ist der Krieg verloren. Trotz dieser Tatsache bin ich der heiligen Überzeugung, dass die Herstellung einer wirklichen Freundschaft zwischen dem englischen und deutschen Volk eine fundamentale Notwendigkeit darstellt, wenn beide Nationen auf lange Sicht am Leben bleiben wollen. Der Führer war gleicher Meinung und hat mich daher mit der Mission betraut, Sie, wenn möglich, von seinen Überlegungen und Gedanken bezüglich dieser Zusammenarbeit und der völlig neuen Form, die seiner Meinung nach dabei gefunden werden muss, in Kenntnis zu setzen. Um diese letzte Mission zu erfüllen, lege ich mein Schicksal in Ihre Hände.

Joachim von Ribbentrop

Ich wäre dankbar, wenn dieser Brief nicht veröffentlicht würde. Ich werde Feldmarschall Montgomery um persönliche und vertrauliche Weiterleitung an Sie ersuchen.'

Gäbe es einen Preis für pure Heuchelei, dieser Brief des verlogenen Schurken Ribbentrop müsste ihn erhalten! Und doch – wieviel erzählt er nicht nur vom deutschen Außenminister, sondern vom deutschen Charakter!

*Berlin, 5. November*

Ist Hitler tot?

Gestern Abend riefen uns die Briten an und teilten mit, sie gingen davon aus. Die Russen lassen Skepsis durchblicken. Sie möchten das Gebiss des Toten – wenn er denn tot ist – sehen, sagen sie.

Man hat keine Spuren des toten Körpers gefunden, der Berichten zufolge zusammen mit dem Körper von Eva Braun am oder um den 1. Mai im Garten der Reichskanzlei verbrannt worden ist.

Heute bin ich indes davon überzeugt, dass der Mann des Bösen tot ist. Ich denke, zwei Dokumente, die mir vorliegen, beweisen dies eindeutig. Sie geben das Geschehen viel besser wieder, als ich es könnte, denn die Autoren haben die letzten wirren Tage des Diktators in seinem unterirdischen Bunker neben der Reichskanzlei hier in Berlin miterlebt.

Ich nehme beide Dokumente ins Tagebuch auf, sie er-

1945 geben ein Kapitel, das wir einfach ‚Hitlers letzte Tage‘ nennen wollen.

Erstes Dokument ist der Bericht von Hanna Reitsch, einer bekannten deutschen Fliegerin. Sie erzählt, wie sie Hitlers Ende erlebt hat – aufgezeichnet und bestätigt von einem amerikanischen Offizier, der sie verhörte und das folgende Protokoll verfasst hat. Ich wünschte, ich hätte seinen Namen. Er ist ein begabter Schreiber.

*Verhörzusammenfassung*

8. Oktober 1945

DIE LETZTEN TAGE IN HITLERS LUFTSCHUTZBUNKER

Dieser Bericht schildert die letzten Tage des Krieges, wie sie Hanna Reitsch erlebt hat, die bekannte deutsche Testpilotin und Expertin auf dem Gebiet der Aeronautik. Ihre Schilderung des Fluges nach Berlin, zur Berichterstattung bei Hitler, und ihres anschließenden Aufenthaltes im Führerbunker ist wahrscheinlich so authentisch, wie man sie über diese letzten Tage nur erhalten kann, obwohl die Frage nach dem Schicksal Hitlers – «Ist er tot, oder ist er nicht tot?» – nur insofern beantwortet wird, dass der mentale Zustand und die Hoffnungslosigkeit der letzten Minuten beschrieben werden, woraus man dann individuell seine Schlüsse ziehen muss. Frau Reitsch vertritt die Meinung, dass sowohl die taktische Lage wie auch Hitlers eigener physischer Zustand jeden Gedanken an etwaige Flucht ausschliessen ...

*Die Reise nach Berlin:* Hitler hatte am 24. April ein Telegramm an Generalleutnant Ritter von Greim in München geschickt, mit der Aufforderung, sich sofort in einer äusserst dringenden Angelegenheit in der Reichskanzlei einzufinden. Zu dieser Zeit war es bereits äusserst schwierig, nach Berlin hineinzukommen, denn die Russen hatten die Stadt praktisch eingeschlossen. Greim entschloss sich, es dennoch zu wagen, und zwar mit einem kleinen Tragschrauber, gesteuert von Hanna Reitsch, der auch auf einer Strasse oder im grossen Garten der Reichskanzlei landen konnte.

In der Nacht vom 25. zum 26. April trafen Greim und Reitsch in Rechlin ein, bereit zum sofortigen Abflug nach Berlin. Der einzige am Ort verfügbare Tragschrauber war aber gerade an diesem Tag ausgefallen. Deshalb entschied man, dass ein Luftwaffenpilot, der

erst zwei Tage zuvor Albert Speer zum Führer geflogen hatte, die Aufgabe übernehmen sollte, da er bereits über entsprechende Erfahrung verfügte. Weil sie als persönliche Pilotin und Freundin Greims für diesen eine gewisse Verantwortung spürte, bat Reitsch darum, mitfliegen zu dürfen. Man benutzte eine Focke-Wulf 190 mit Platz für einen Passagier hinter dem Pilotensitz. Dort wurde Reitsch plaziert.

Vierzig Jäger gaben der Maschine Geleitschutz. Schon unmittelbar nach dem Start wurde der Konvoi von russischen Flugzeugen entdeckt und angegriffen. Eine wilde Jagd nach Gatow begann, dem einzigen noch in deutscher Hand befindlichen Flugplatz Berlins. Die Maschine mit Greim und Reitsch kam durch, nur unwesentlich getroffen. Doch eine grosse Zahl der begleitenden Jäger wurde abgeschossen.

Die Landung in Gatow glückte, unter weiteren schweren Angriffen der Russen, die die Rollbahn unter Beschuss nahmen. Sofort versuchte Greim, telefonisch die Reichskanzlei zu erreichen, doch alle Leitungen waren unterbrochen. Deshalb entschloss er sich, mit einer noch verfügbaren Fieseler-Storch ins Zentrum der Stadt zu fliegen und in unmittelbarer Nähe des Führerbunkers zu landen. Die Maschine, mit Greim am Steuerknüppel und Reitsch hinter ihm im Passagiersitz, startete unter heftigem russischen Beschuss. Als er wenige Meter Höhe erreicht hatte, gelang es Greim, in einer scharfen Kehrtwendung Gatow zu verlassen und – immer höchstens in Baumhöhe – in Richtung Brandenburger Tor zu fliegen.

Unter ihnen tobten Strassen kämpfe, über ihnen waren zahlreiche russische Flugzeuge in der Luft. Nach wenigen Minuten wurde die Maschine in Brand geschossen, Flammen schlugen aus dem Boden und verletzten Greims rechtes Bein schwer. Reitsch beugte sich über seine Schulter nach vorn und packte den Steuerknüppel. Es gelang ihr schliesslich, die Maschine auf der Ost-West-Achse zu landen. Ringsum detonierten russische Granaten und Schrapnells. Man hielt ein vorbeikommendes Wehrmachtsfahrzeug an und befahl der Besatzung, sofort zum Führerbunker zu fahren. Unterwegs erhielt Greim Erste Hilfe für sein verletztes Bein.

*Ankunft in Hitlers Bunker:* Am Abend des 26. April, zwi-

1945

schen 18 und 19 Uhr, trafen Greim und Reitsch im Bunker ein. Frau Goebbels begrüßte sie als erste, umarmte Reitsch unter Tränen und Küssen und drückte ihre Verwunderung darüber aus, dass überhaupt noch jemand den Mut und die Loyalität besass, zum Führer zu kommen, im grossen Gegensatz zu all jenen, die ihn im Stich gelassen hatten. Greim wurde sofort in die Krankenräume gebracht, wo Hitlers Leibarzt das verletzte Bein behandelte.

Dort erschien nach kurzer Zeit Hitler – so Frau Reitsch –, sein Gesicht drückte tiefe Dankbarkeit angesichts Greims Kommen aus. Er machte eine Bemerkung in dem Sinne, selbst ein Soldat hätte das Recht, einen Befehl zu verweigern, wenn alle Anzeichen dafür sprächen, dass seine Ausführung nutzlos und hoffnungslos sei. Darauf meldete sich Greim ordnungsgemäss zur Stelle.

*Hitlers Anklage gegen Göring:*

Hitler: «Wissen Sie, warum ich Sie gerufen habe?» Greim:  
«Nein, mein Führer.»

Hitler: «Weil Hermann Göring sowohl mich wie auch sein Vaterland betrogen und allein gelassen hat. Hinter meinem Rücken hat er Verbindungen zum Feind geknüpft. Seine Aktion war ein Zeichen von Feigheit. Gegen meinen ausdrücklichen Befehl hat er sich abgesetzt, um sich in Berchtesgaden zu retten. Von dort hat er mir ein respektloses Telegramm geschickt. Er kabela, ich hätte ihn einst zu meinem Nachfolger bestimmt und er sei nun bereit, da ich nicht länger von Berlin aus herrschen könne, an meiner Stelle von Berchtesgaden aus die Führung zu übernehmen. Er schliesst sein Telegramm mit der Feststellung, wenn er bis 21.30 Uhr keine Antwort von mir erhalte, so würde er das als meine Zustimmung betrachten.»

Reitsch beschreibt die Szene als «anrührend und dramatisch», Tränen hätten dem Führer in den Augen gestanden, als er den beiden von Görings Verrat berichtete, sein Kopf sei herabgesunken, sein Gesicht sei totenblass gewesen, ein unkontrolliertes Händezucken hätte das Telegramm wild flattern lassen, als er es Greim zum Lesen reichte.

Das Gesicht des Führers war todernst, während Greim las. Plötz-

lich begannen alle Muskeln darin zu zucken, sein Atem kam in heftigen Stößen, nur mit Mühe gelang es ihm, einigermassen die Kontrolle wiederzuerlangen. Dann begann er loszubrüllen:

«Ein Ultimatum! Ein ungehobeltes Ultimatum! Nun bleibt mir nichts mehr. Nichts bleibt mir erspart. Keine Treue mehr, keine Ehre mehr, keine Enttäuschung, die ich nicht erlebt habe, kein Verrat, den ich nicht erfahren habe – und nun auch noch das! Nichts bleibt offen. Alles Schlechte ist mir widerfahren.»

Wie Reitsch die Szene schildert, verlief sie in der typischen *e tu*, Brule-Attitüde, voller Weinerlichkeit und Selbstmitleid. Es habe lange gedauert, bis Hitler sich wieder soweit in der Gewalt hatte, um fortfahren zu können.

Mit harten und halbgeschlossenen Augen sowie ungewöhnlich leiser Stimme erklärte er: «Ich habe unverzüglich angeordnet, Göring als Verräter am Reich festzunehmen, und habe ihm sämtliche Ämter entzogen. Das ist der Grund, warum ich Sie zu mir gerufen habe. Ich ernenne Sie hiermit zu Görings Nachfolger als Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Im Namen des deutschen Volkes erfolgt diese Ernennung per Handschlag.»

*Sterben für die ‚Ehre‘ der Luftwaffe:* Die Nachricht von Görings Verrat hatte Greim und Reitsch tief getroffen. Fast gleichzeitig ergriffen sie Hitlers Hand und baten um seine Erlaubnis, im Bunker bleiben zu dürfen und mit ihrem Leben für das grosse Unrecht einzustehen, das Göring dem Führer, dem deutschen Volk und der Luftwaffe angetan hatte. Um die ‚Ehre‘ der Flieger wieder herzustellen, die gefallen waren, um die ‚Ehre‘ ihres Landes in den Augen der Welt wieder herzustellen, baten sie darum, bleiben zu dürfen. Hitler stimmte ihrer Bitte zu, sagte, sie könnten bleiben, und erklärte, ihre Entscheidung würde noch lange in der Geschichte der Luftwaffe bewahrt werden.

Mit dem Stützpunkt Rechlin war abgesprochen, dass noch am gleichen Tag ein Tragschrauber Greim und Reitsch wieder abholen sollte. Da alle Verbindungen unterbrochen waren, konnte man dies nun nicht mehr rückgängig machen. Also schickte Rechlin Maschine um Maschine, die meisten

1945

wurden regelmässig von den Russen abgeschossen. Schliesslich gelang es am 27. April einer Ju-52, beladen mit SS-Leuten und Munition, auf der Ost-West-Achse zu landen. Da aber Greim und Reitsch sich zum Bleiben entschlossen hatten, schickte man das Flugzeug leer zurück. (Der Befehl zur Festnahme Görings war am 23. April aus dem Führerbunker erfolgt.)

*Hitler sieht die Sache als verloren an:* Später an diesem ersten Abend bat Hitler Reitsch in seine Privaträume. Sie erinnert sich, dass seine Gesichtszüge schwer gezeichnet und seine Augen ständig feucht waren. Mit äusserst schwacher Stimme sagte er: «Hanna, Sie gehören zu denen, die mit mir sterben werden. Jeder von uns besitzt eine Ampulle mit Gift wie diese.» Damit händigte er ihr zwei Ampullen aus, eine für Greim und eine für sie selbst. «Ich wünsche nicht, dass einer von uns den Russen lebendig in die Hände fällt, ebenso wünsche ich nicht, dass sie unsere Körper finden. Jede Person ist verantwortlich dafür, dass ihr Körper so vernichtet wird, dass nichts Erkennbares übrigbleibt. Evas und mein Körper werden verbrannt werden. Sie müssen über die Methode entscheiden, die bei Ihnen angewendet werden soll. Bitte sprechen Sie in diesem Sinne mit von Greim.»

Reitsch sank unter Tränen in einen Sessel, nicht – wie sie erklärt – wegen der Gewissheit ihres eigenen Endes, sondern weil sie nun zum ersten Mal erfahren hatte, dass der Führer die Sache als verloren ansah. Schluchzend sagte sie: «Mein Führer, warum wollen Sie das tun? Warum wollen Sie Deutschland Ihres Lebens berauben? Als die Nachricht bekanntgegeben wurde, dass Sie bis zuletzt in Berlin aushalten würden, ergriff die Menschen ein grosser Schreck. Der Führer muss leben, damit Deutschland leben kann, sagten die Leute. Retten Sie sich, mein Führer, das ist der Wunsch und Wille eines jeden Deutschen!»

«Nein, Hanna, wenn ich sterbe, so dient das der Ehre unseres Landes. Als Soldat muss ich meinem eigenen Befehl folgen, dass ich nämlich Berlin bis zur letzten Minute verteidigen werde. Mein liebes Mädchen, ich dachte nicht, dass es so kommen würde. Ich habe fest daran geglaubt, dass Berlin an den Ufern der Oder gerettet werden würde. Alles, was wir hatten, haben wir dort eingesetzt, um

die Stellung zu halten. Sie können mir glauben, als diese Anstrengungen fehlschlügen, war ich der am stärksten Betroffene von allen. Als dann die Umzingelung Berlins begann, machte das Wissen, dass sich immer noch drei Millionen meiner Landsleute in der Hauptstadt befanden, es nötig, dass ich zu ihrer Verteidigung aushielt. Indem ich blieb, glaubte ich, allen meinen Truppen ein Beispiel zu geben, und hoffte, dass sie zur Rettung Berlins herbeieilen würden. Ich hoffte, sie würden übermenschliche Anstrengungen unternehmen, um mich und damit meine drei Millionen Landsleute zu retten. Und, meine Hanna, ich habe immer noch Hoffnung. Von Süden rückt die Armee von General Wenck an. Er muss und er wird die Russen weit genug zurückschlagen, um unser Volk zu retten. Dann werden wir neue Kraft schöpfen und dagegehalten.»

Es schien fast, als würde er das tatsächlich glauben, und gegen Ende des Gesprächs lief er mit raschen, festen Schritten im Raum umher, eine Hand auf dem Rücken, den Kopf auf und ab bewegend. Obwohl seine Worte Hoffnung ausdrückten, zeigte sein Gesicht, dass der Krieg vorbei war – so Hanna Reitsch.

Sie ging danach zu Greim und händigte ihm das Gift aus. Beide entschieden, dass sie – sollte das Ende tatsächlich nahen – rasch die Ampulle zerbeißen und jeder eine Handgranate zünden würden, dicht am Körper gehalten.

Später in der Nacht (vom 26. auf den 27. April) wurde die Reichskanzlei von erstem heftigem Sperrfeuer getroffen. Schwere Detonationen und das Geräusch zusammenstürzender Gebäude direkt über dem Bunker zerrte an den Nerven aller dort befindlichen Personen, so dass man hier und dort durch die Türen heftiges Schluchzen vernehmen konnte. Hanna verbrachte die Nacht am Bett von Greim, der grosse Schmerzen hatte. Für den Fall, dass die Russen die Reichskanzlei stürmen würden, hatte sie die Handgranaten bereit.

*Hitlers Gäste im Bunker:* Am nächsten Morgen wurde Hanna den anderen Bunkerinsassen vorgestellt und lernte damit erstmals all jene kennen, die zusammen mit dem Führer ihrem Ende entgegensahen. Anwesend am 27. April waren Goebbels mit seiner Frau und seinen sechs Kindern; Staats-

1945 sekretär Naumann; Reichsleiter Martin Bormann, Hitlers rechte Hand; Hevel vom Ribbentrop-Ministerium; Admiral Voss als Vertreter der Marine; General Krebs für die Infanterie, mit seinem Adjutanten Burgdorf; Hitlers persönlicher Pilot Hans Baur; ein weiterer Pilot namens Baetz; Eva Braun; SS-Obergruppenführer Fegelein, der Verbindungsmann zu Himmler und Ehemann von Eva Brauns Schwester; Hitlers Leibarzt Dr. Stumpfegger; Hitlers Luftwaffenadjutant Oberst von Below; Dr. Lorenz als Vertreter von Reichspressechef Dr. Dietrich; zwei Sekretärinnen, eine Frau Christian (Ehefrau des Luftwaffengenerals Christian) und ein Fräulein Kreuger; dazu verschiedene SS-Männer und Melder. Reitsch zufolge waren das alle Anwesenden im Bunker.

Regelmässig tauchte in den letzten Tagen Reichsjugendführer Axmann auf, der im letzten Kampf um Berlin eine Division der Hitlerjugend befehligte. Von ihm kamen aktuelle Informationen zur Lage in der Stadt. Auch wer sie nicht hörte, konnte an der von Besuch zu Besuch zunehmenden Verzagtheit Axmanns ablesen, wie es um den Kampf gegen die Russen stand.

*Ein weiterer Verrat:* Am Spätnachmittag des 27. April verschwand Obergruppenführer Fegelein. Nicht lange darauf wurde gemeldet, man habe ihn in Zivilkleidung am Stadtrand von Berlin festgenommen, wo er sich als Flüchtling ausgab. Man informierte sofort Hitler, der daraufhin die unverzügliche Erschiessung Fegeleins befahl. Der neue Verrat lastete den ganzen Abend lang schwer auf dem Führer. Im Gespräch äusserte er nun auch Zweifel, was Himmlers Haltung betraf. Vielleicht habe der Reichsführer SS von Fegeleins Desertion gewusst, sie sogar gebilligt.

*Beobachtungen bei den Bunkerinsassen:* Reitsch hatte wenig Kontakt mit den Personen im Bunker. Die meiste Zeit brachte sie mit der Pflege von Greims zu, jedoch hatte sie natürlich Gelegenheit zu Gesprächen und beobachtete die Reaktionen auf die Bunkerbedingungen dieser letzten Tage. Man kann davon ausgehen, dass sie diese Beobachtungen wahrheitsgemäss wiedergibt. In Betracht zu ziehen ist dabei, dass sie vor ihrer Ankunft im Bunker kaum oder gar keinen Kontakt zu den dort versammelten Personen hatte.



DOKTOR GOEBBELS – Sie beschreibt Goebbels als äusserst erzürnt über Görings Verrat. Er strich wie ein gefangenes Tier durch seine kleinen, aber luxuriösen Privaträume und liess dabei wilde Beschimpfungen auf den Chef der Luftwaffe und seinen Verrat los. Die gegenwärtige militärische Situation lastete er Göring an. Und sollte der Krieg verloren gehen, wonach es nun ganz sicher aussah, so sei dies ebenfalls dessen Schuld.

«Dieses Schwein», sagte Goebbels, «das sich immer als stärkste Stütze des Führers aufgespielt hat, besitzt nun nicht einmal den Mut, an seiner Seite auszuhalten. Und als wäre dies nicht genug, will er den Führer auch noch als Staatsoberhaupt ablösen. Dieser stets unfähige Mensch, der mit seinen Fehlern und seiner Dummheit das Vaterland ruiniert hat, will nun die Nation führen. Allein das beweist schon, dass er niemals wirklich einer der Unseren war, dass er im Grunde seines Herzens stets schwach und ein Verräter war.»

Solche Tiraden, wie Hanna sie erlebte, liess er in seiner besten Theater-Manier los, mit grossen Handbewegungen und routinierten Gesten. Sie wirkten umso grotesker, da er nun in diesen kleinen Räumen hin und her humpelte. Wenn er sich nicht gerade über Göring ereiferte, sprach er darüber, dass die Persönlichkeiten hier im Bunker der ganzen Welt ein Beispiel für die Geschichte liefern würden. Wie früher auf den Rednertribünen tönte er:

«Wir lehren die Welt, wie Männer für ihre Ehre sterben. Unser Tod wird ein ewiges Beispiel sein für alle Deutschen, für alle, Freunde und Feinde gleichermassen. Eines Tages wird die Welt erkennen, dass wir recht gehandelt haben, dass wir mit unserem Leben die Welt vor dem Bolschewismus bewahren wollten. Eines Tages wird dies für alle Zeiten in die Geschichte eingehen.»

Bis zum letzten Augenblick hat Goebbels sein grösstes Talent – pathetische Worte zu finden – genutzt. Reichs Zimmer grenzte an seine Gemächer, die Türen standen meist offen. Zu fast jeder Tages- und Nachtstunde konnte sie seine Suada hören. Und immer war die Rede von «Ehre», von «sterben müssen», von «bis zuletzt in Treue zum Führer stehen», von

1945 «Exempel statuieren, das lange noch als heilige Tat in der Geschichte leuchten wird».

Wie sich Reitsch erinnert, hörte sie als letztes von den Lippen des Propagandachefs die Worte: «Wir werden untergehen zum Ruhme des Reiches, auf dass Deutschland für immer lebe.» Selbst Reitsch kam nicht umhin festzustellen, dass dieses Goebbelsche Pathos trotz der Angespanntheit der Situation etwas überzogen, durch und durch theatralisch wirkte. Er tat so, als würde er auch jetzt noch zu einer Legion von Historikern sprechen, die begierig auf jedes seiner Worte warteten und es festhielten – wie er es immer getan hatte. Reitsch fügte hinzu, dass ihre eigenen Vorbehalte, was Goebbels' Manieriertheit, seine Oberflächlichkeit und seine einstudierten Reden anging, von diesen Ausbrüchen nur noch gestärkt wurden. Und sie erklärt, dass nach dem Anhören dieser Tiraden sie und von Greim sich kopfschüttelnd gefragt hätten: «Sind das die Männer, die unser Land regiert haben?»

FRAU GOEBBELS – Sie wird von Reitsch als sehr tapfere Frau beschrieben, die nur hin und wieder ihre ansonsten starke Fassung verlor und dann in Weinkrämpfe ausbrach. Ihre Hauptsorge galt den Kindern, in deren Anwesenheit sie sich stets vergnügt und fröhlich zeigte. Die meiste Zeit des Tages war sie mit dem Waschen und Instandhalten der Kinderkleidung beschäftigt. Und da im Bunker nur die Sachen vorhanden waren, die die Kinder am Leib trugen, war Frau Goebbels damit völlig ausgelastet. Oftmals habe sie sich – so Reitsch – rasch in ihr Schlafzimmer zurückgezogen, um ihre Tränen nicht zu zeigen.

Aus Hannas Beschreibung wird deutlich, dass Frau Goebbels wahrscheinlich ein Paradebeispiel für Nazi-Indoktrination darstellte. Wenn das Dritte Reich nicht überleben konnte, dann zog sie es vor, mit ihm zu sterben und auch das Überleben der Kinder auszuschliessen. In Würdigung des Beispiels einer wahren deutschen Frau, das sie darstelle, zeichnete Hitler sie in Anwesenheit aller Bunkerinsassen mit dem goldenen Parteiabzeichen aus. «Sie sind eine feste Säule jener Ehre, auf der der Nationalsozialismus und das deutsche Vaterland gegründet sind», waren seine Worte, als er ihr die Nadel ans Kleid heftete.

Oft dankte Frau Goebbels Gott dafür, dass sie noch am Leben war und daher ihre Kinder selbst töten könne, um sie vor jenem ‚Übel‘ zu retten, das auf den Zusammenbruch folgen werde. Zu Reitsch sagte sie: «Meine liebe Hanna, wenn das Ende naht, müssen Sie mir helfen, sollte ich schwach werden wegen der Kinder. Sie müssen mir helfen, sie in den Tod zu befördern. Sie gehören dem Dritten Reich und dem Führer, und wenn diese beiden Dinge aufhören zu existieren, dann kann es keinen Platz mehr geben für die Kinder. Doch Sie müssen mir helfen. Meine grösste Angst ist es, dass ich im letzten Moment zu schwach sein könnte.»

Hanna geht davon aus, dass sie in diesem letzten Moment nicht zu schwach war.

Was aus Hannas Bemerkungen mit Sicherheit hervorgeht, ist die Tatsache, dass Frau Goebbels eindeutig zu den am stärksten von den Tiraden ihres Mannes überzeugten Personen gehörte; dass sie ein herausragendes Beispiel für den Einfluss darstellte, den die Nazis über die Frauen in Deutschland gewonnen hatten.

DIE GOEBBELS-KINDER – Es waren sechs. Ihre Namen und ihr Alter waren: Heia (12 Jahre), Hilda (11), Helmut (9), Holde (7), Hedda (5) und Heide (3). Im bereits vom Tod überschatteten Leben des Bunkers stellten sie den einzigen Lichtblick dar. Reitsch brachte ihnen Lieder bei, die sie dann dem Führer und dem verletzten von Greim vorsangen. Sie redeten davon, mit ihrem ‚Onkel Führer‘ in einer ‚Höhle‘ zu sein, und obwohl draussen schon die Bomben fielen, könne ihnen ja kein Leid geschehen, solange sie mit ihm zusammenseien. Der ‚Onkel Führer‘ habe ihnen versichert, dass bald die Soldaten kommen und die Russen vertreiben würden, dann könnten sie morgen wieder alle draussen im Garten spielen. Jeder im Bunker beteiligte sich daran, den Kindern die Zeit so angenehm wie möglich zu machen. Wiederholt bedankte sich Frau Goebbels bei Reitsch dafür, dass diese den Kindern die letzten Tage so erleichtere, indem sie sich mit ihnen zusammensetzte und lange Geschichten von ihrer Fliegerei erzählte, von den Ländern und Städten, die sie dabei gesehen hatte.

EVA BRAUN – Reitsch zufolge blieb Hitlers ‚Freundin‘ ihrer

1945

Rolle als ‚Schaustück‘ im Kreis des Führers sorgfältig treu. Die meiste Zeit verbrachte sie mit der Pflege ihrer Fingernägel, dem Wechsel der Kleidung entsprechend der Tageszeit und den üblichen fraulichen Beschäftigungen wie sich pflegen, frisieren und aufputzen. Die Aussicht, gemeinsam mit dem Führer zu sterben, schien sie als gegeben hinzunehmen, mit einer Haltung, die zu sagen schien: ‚Hat unsere Beziehung nicht zwölf lange Jahre gedauert, und habe ich nicht bereits ernsthaft mit Selbstmord gedroht, als Hitler mich einmal loswerden wollte? Jetzt aber werde ich viel einfacher und viel angemessener sterben ...‘ Ihre ständige Bemerkung war: «Armer, armer Adolf, verlassen von allen, verraten von allen. Besser, zehntausend andere sterben, als dass er verloren ist für Deutschland.»

In Hitlers Gegenwart zeigte sie sich stets charmant und darauf bedacht, dass er jede nur mögliche Annehmlichkeit genoss. Nur in diesen Momenten zeigte sie sich so, kaum war Hitler ausser Hörweite, begann sie über ‚all die undankbaren Schweine‘ zu schimpfen, die ihren Führer im Stich gelassen hätten und alle vernichtet werden müssten. Ihre Ausbrüche hatten den Beigeschmack von Unreife. Hörte man sie, so schien es, dass die einzigen ‚guten‘ Deutschen jene augenblicklich hier im Bunker versammelten Personen waren und alle anderen lediglich Verräter, weil sie nicht hier waren, um gemeinsam mit dem Führer zu sterben. Die Gründe für ihre Bereitschaft, zusammen mit den anderen in den Tod zu gehen, glichen denen von Frau Goebbels. Sie war ganz einfach überzeugt davon, dass alles, was dem Dritten Reich folgen würde, einem wahren Deutschen das Weiterleben unmöglich mache. Oft drückte sie ihr Bedauern für jene Menschen aus, die nicht fähig seien, sich selbst zu vernichten, und daher gezwungen wären, fortan als Menschen ohne Ehre und ohne Seele zu leben.

Reitsch kam zu dem Eindruck, dass Eva Braun ganz offensichtlich eine ziemlich oberflächliche Mentalität besass. Sie bestätigte zugleich, dass die Braun eine sehr schöne Frau war. Über die Rolle der Freundin hinaus aber erscheint es Reitsch höchst zweifelhaft, dass Braun irgendwelche Kontrolle über Hitler hatte oder irgendwelchen Einfluss auf ihn ausübte. Die angebliche Hochzeit im letz-

ten Augenblick hält Reitsch für unwahrscheinlich, nicht nur, weil sie glaubt, dass Hitler keine derartigen Intentionen hatte, sondern auch, weil die Umstände dieser letzten Tage im Bunker eine derartige Zeremonie zur Lächerlichkeit gemacht hätten. (Sie fand statt, wie die folgenden Dokumente zeigen – W. S.) Tatsächlich hat es bis zum Moment, da Reitsch den Bunker verliess – knapp einen Tag vor der Bekanntgabe von Hitlers Tod –, nicht die leiseste Andeutung einer solchen Zeremonie gegeben. Und auch das Gerücht, es gäbe Kinder aus der Verbindung Hitler-Braun, verweist Reitsch ins Reich der Phantasie.

MARTIN BORMANN – Erzeigte sich kaum im Bunker und verbrachte die meiste Zeit an seinem Schreibtisch. Dort «hielt er die Ereignisse im Bunker bis ins Detail für die Ewigkeit fest. Oft suchte er diesen oder jenen auf, der gerade mit Hitler gesprochen hatte, und fragte mit forderndem Nachdruck, welche Worte genau dabei gewechselt worden seien. Auch alle Begegnungen und Gespräche zwischen anderen Bunkerinsassen hielt er sorgfältig fest. Seine Niederschriften sollten im letzten Moment aus dem Bunker gelangen, damit sie – so der bescheidene Bormann – dann ‚ihren Platz unter den grössten Kapiteln der deutschen Geschichte finden‘ sollten.

ADOLF HITLER – In der Zeit von Hannas Aufenthalt im Bunker verschlechterte sich Hitlers physischer wie psychischer Zustand permanent. Zuerst schien er noch die ihm angemessene Rolle des Oberbefehlshabers bei der Verteidigung Deutschlands und Berlins zu spielen. Dies schien auch deshalb möglich, weil die Nachrichtenverbindungen noch einigermaßen intakt waren. Die Anweisungen aus dem Führerbunker gingen per Telefon an einen Flakturm, von dort wurden sie über Funk, mittels eines transportablen, in einem Ballon stationierten Senders weitergegeben. Das wurde jedoch von Tag zu Tag schwieriger, bis dann am Nachmittag des 28. April und während des gesamten darauffolgenden Tages die Verbindung nahezu völlig abbrach. Man erzählte sich, dass Hitler bereits am 22. April, während seiner letzten Lagebesprechung in der Reichskanzlei, von den hoffnungslosen Berichten der Militärs so niedergeworfen wurde, dass er im Beisein der gesamten Wehrmachtsspitze völlig zusam-

menbrach. Bei dem Gespräch im Bunker, als Hanna dies erfuhr, kam auch zur Sprache, dass angesichts von Hitlers Zusammenbruch selbst die treuesten seiner Gefolgsleute zu der Überzeugung gelangten, nun sei der Krieg unwiderruflich verloren. Von diesem Zusammenbruch – so Reitsch – habe sich Hitler nie wieder erholt.

Gelegentlich klammerte er sich noch an die Hoffnung, dass General Wenck erfolgreich von Süden durchbrechen würde. Er sprach von wenig anderem, so brütete er etwa den ganzen 28. und 29. April über einer Taktik, die Wenck anwenden könne, um Berlin zu befreien. Dabei lief er im Bunker umher, eine grosse Karte schwenkend, die vom Schweiss seiner Hände durchfeuchtet war, und erklärte jedem, der gerade anwesend war, wie Wencks Angriff erfolgen müsse. Wenn er sich in besondere Erregung geredet hatte, dann packte er die Karte, durchmass mit raschen, nervösen Schritten den Raum und dirigierte lautstark die Verteidigung der Stadt durch Armeen, die es schon nicht mehr gab (wie auch Wencks Armee, was der Führer nicht wusste, bereits aufgegeben und vernichtet war).

Reitsch beschreibt diese pathetischen Auftritte als das Bild eines Mannes in völliger Auflösung. Als komische Tragödie von Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit und Leere. Das Bild eines Mannes, der in seiner letzten Zufluchtsstätte fast blind von Wand zu Wand stürmt, Papiere wie fallende Blätter in seiner Hand schwenkt, die Hände ringt oder gebeugt und zusammengekrümmt an seinem Tisch sitzt und auf der schweissgetränkten Karte kleine Knöpfe hin und herschiebt, die seine nicht mehr existierenden Armeen darstellen sollen – wie ein kleiner Junge, der Krieg spielt.

*Die Möglichkeit, dass Hitler noch lebt:* Dass Hitler den Bunker vielleicht lebend verlassen hat, ist Reitsch zufolge eine völlig absurde Annahme. Sie ist völlig überzeugt, dass der Hitler, den sie im Bunker verlassen hat, schon physisch nicht mehr in der Lage dazu war. «Hätte man ihm einen Weg in die Freiheit gebahnt», sagt sie, «so hätte er gar nicht mehr die Kraft dazu besessen, ihn zu benutzen.» Sie ist auch davon überzeugt, dass er gegen Ende gar nicht mehr die Absicht hatte weiterzuleben. Nur die Hoffnung auf

Wencks Armee habe ihn noch davon abgehalten, den geplanten gemeinsamen Selbstmord in die Tat umzusetzen. Die Nachricht aber, dass Wenck der Durchbruch nicht gelang, hätte zweifellos den Mechanismus des Todes im Bunker ausgelöst.

Konfrontiert mit dem Gerücht, Hitler könne noch am Leben sein und sich in Tirol aufhalten, und ihr eigener Flug dorthin nach Verlassen des Bunkers sei wohl nicht ganz zufällig erfolgt, zeigt sich Reitsch äusserst erregt darüber, dass solche Gedanken auch nur aufkommen könnten. Sie sagt dazu lediglich: «Hitler ist tot! Der Mann, den ich im Bunker erlebt habe, konnte nicht länger leben. Er hatte keinen Grund mehr zum Leben, und die Tragödie bestand darin, dass er dies sehr genau wusste. Er wusste es wahrscheinlich besser als irgendein anderer.»

*Hannas Meinung über den Führer:* Aus Reitschs Worten geht hervor, dass sie grosse Hochachtung für den Führer empfunden hat. Wahrscheinlich stimmt es aber auch, wenn sie erklärt, ihre ‚gute‘ Meinung habe in jenen letzten Kriegstagen erheblich gelitten. Mit grossem Nachdruck beschreibt sie das von ihr im Bunker beobachtete und miterlebte Chaos in der Führung. So seien etwa, um die Frontlinie an der Oder zu halten, fast alle schweren Waffen aus Berlin abgezogen worden. Und als diese Linie dann zusammenbrach, stellte sich heraus, dass kein entsprechender Verteidigungsplan für Berlin vorbereitet worden war und auch keine Vorkehrungen getroffen waren, um die Verteidigung direkt vom Bunker aus zu leiten. Ausser der bereits erwähnten Telefonleitung zu einem Flakleitstand gab es keine weiteren Nachrichtenverbindungen. Es zeigte sich, dass Hitler erst im letzten Moment entschied, die Schlacht um Berlin vom Bunker aus zu leiten, und dass er nicht einmal über die einfachsten Mittel dazu verfügte. Keine Karten. Keine Schlachtpläne. Keine Funkverbindungen. Nur ein eilig organisiertes System von Meldern und das eine Telefon standen zur Verfügung. Die Tatsache, dass die Armee Wenck schon Tage zuvor aufgerieben worden war, ohne dass Hitler dies erfuhr, war nur ein Beispiel für das beschriebene Chaos. Und dies führte dazu, dass der Führer Deutschlands hilflos in seinem Bunker sass und am grünen Tisch Krieg spielte.

Reitsch führt aus, dass der Idealist Hitler – und mit ihm sein Land – durch die Unfähigkeit des Soldaten Hitler und des Staatsmanns Hitler untergegangen sei. Immer noch mit leiser Ergebenheit erklärt sie, keiner, der ihn kannte, könne leugnen, dass sein Handeln von idealistischen Motiven bestimmt gewesen sei. Doch ebenso wenig könne darüber hinweggesehen werden, dass er ganz einfach total unfähig gewesen sei, sein Land zu regieren, und dass einer seiner grossen Mängel darin bestanden habe, den Charakter der Männer seiner unmittelbaren Umgebung nicht richtig einschätzen zu können – was dann dazu geführt habe, dass er wichtige Positionen mit völlig unfähigen Leuten besetzte. (Bestes Beispiel: Göring.)

Wiederholt bemerkt sie, es dürfe niemals mehr zugelassen werden, dass ein solcher Mann die Kontrolle über Deutschland oder irgendein anderes Land erlangen könne. Jedoch scheint sie ihn – seltsam genug – für viele der Fehler und Übel, die sie völlig erkennt und bereitwillig anspricht, nicht persönlich verantwortlich zu halten. Dazu meint sie lediglich: «Ein grosser Teil der Fehler liegt bei denen, die ihm Ratschläge gaben, ihn damit köderten, ihn verbrecherisch fehlleiteten und falsch informierten. Dass er sich aber diese Männer selbst aussuchte, ist unverzeihlich.»

*Ein Verbrecher an der Welt:* «Hitler beendete sein Leben als Verbrecher an der Welt», sagt sie, fügt aber rasch hinzu: «Doch er begann es nicht auf diese Weise. Anfänglich waren seine Gedanken lediglich darauf gerichtet, wie er Deutschland wieder gesund machen, wie er seinem Volk ein Leben frei von wirtschaftlichen Unzulänglichkeiten und sozialen Missständen ermöglichen könne. Um das zu erreichen, wurde er zum Spieler – mit einem Einsatz, den niemand das Recht hat zu wagen: dem Leben seiner Mitmenschen. Das war sein erster grosser Fehler, sein erstes grosses Versagen. Doch als die ersten Risiken erfolgreich bestanden waren, verfiel er in den Fehler eines jeden Spielers; er riskierte mehr und mehr, und nach jedem Gewinn war er nur zu bereit für das nächste Spiel.» Reitsch zufolge begann alles mit der Besetzung des Ruhrgebiets. (Sie meint zweifellos das Rheinland – W. S.) Das war sein erstes und schwierigstes Spiel, und als die Welt auf diesen Bluff



nicht mit Krieg reagierte, wurde jedes darauffolgende Risiko zunehmend kleiner.

Jeder Erfolg verstärkte den Enthusiasmus der Menschen, und das wiederum war die notwendige Unterstützung für den nächsten Schritt. Das Endresultat – so Reitsch – bestand darin, dass bei Hitler selbst ein Charakterwandel eintrat, der ihn vom idealistisch motivierten Wohltäter zum habgierigen, pläneschmiedenden Despoten werden liess, zum Opfer eigenen Grössenwahns. «Niemals mehr in der Weltgeschichte darf zugelassen werden, dass ein Mann über so grosse Macht verfügt», fasst sie zusammen.

*Selbstmord-Beratung:* In der Nacht vom 27. zum 28. April erreichte der schwere russische Beschuss der Reichskanzlei seinen bisherigen Höhepunkt. Die Treffergenauigkeit löste im Bunker darunter Verblüffung und Bestürzung aus. Es schien, als würde jede Granate exakt am gleichen Platz wie ihre Vorgängerin einschlagen, alle genau im Gebäudekomplex der Reichskanzlei. Und da dies anzeigte, dass die Russen jeden Moment das Gebäude stürmen konnten, berief Hitler eine weitere Selbstmord-Beratung ein. Auf's Neue besprach man die Pläne zur Vernichtung der Leiber sämtlicher Bunkerinsassen. Es wurde beschlossen, sobald die Russen das Gelände der Reichskanzlei erreichten, mit dem Massen-Selbstmord zu beginnen. Letzte Instruktionen zum Gebrauch der Giftampullen erfolgten.

Die Gruppe war wie hypnotisiert von dieser Selbstmord-Probe, es begann eine allgemeine Diskussion über die Frage, auf welche Weise der menschliche Körper am vollständigsten vernichtet werden könnte. Danach hielt jeder eine kleine Rede, wobei immer wieder die Gefolgschaft gegenüber dem Führer und Deutschland beschworen wurde. Alle gaben dennoch der schwachen Hoffnung Ausdruck, Wenck könne immer noch durchbrechen und sich lange genug halten, um eine Evakuierung des Bunkers möglich zu machen. Das waren jedoch – so Reitsch – nur noch Lippenbekenntnisse, dem Führer zum Munde geredet. Fast jeder im Bunker hatte zu diesem Zeitpunkt den Gedanken auf Rettung bereits aufgegeben, so äusserte man sich auch untereinander, wenn Hitler nicht gerade anwesend war. Am Schluss der Diskussion über

1945

die Vernichtung der Körper war die Rede davon, dass SS-Männer bereits den Auftrag hätten, sämtliche danach noch vorhandenen Spuren zu beseitigen. Während des ganzen 28. April hielt die Intensität des russischen Beschusses an, die Reden von Selbstmord im Bunker unter der Reichskanzlei erfolgten synchron zur Explosion der Granaten im Gebäude darüber.

*Himmlers Verrat:* Dann folgte am 29. April der schwerste Schlag von allen. Ein Telegramm meldete, dass der zuverlässige und vertrauenswürdige Himmler sich Göring auf der Liste der Verräter angeschlossen hatte. Das kam für die Versammlung im Bunker wie ein Todesstoss. Reitsch berichtet, Männer und Frauen hätten gleichermassen geweint und vor Zorn, Angst und Verzweiflung geschrien, alle seien emotional zusammengebrochen. Himmler, der Beschützer des Reiches, nun ein Verräter – das schien unmöglich zu sein. Das Telegramm besagte jedoch, Himmler habe via Schweden Kontakte mit den Briten und Amerikanern aufgenommen, um der Konferenz von San Francisco ein Kapitulationsangebot zu unterbreiten. Hitler tobte wie ein Wahnsinniger. Er lief puterrot an, seine Gesichtszüge waren bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Zusätzlicher Beweis für Himmlers ‚Verrat‘ war die Tatsache, dass er darum gebeten hatte, seinen Namen im Zusammenhang mit diesem Vorschlag nicht zu nennen; es hiess, die Amerikaner hätten dies akzeptiert, die Briten nicht.

Nach seinem Wutausbruch versank Hitler in Erstarrung, im Bunker herrschte für einige Zeit völliges Schweigen.

Etwas später kam die Meldung, die Russen würden am Morgen des 30. April unter Einsatz aller Kräfte die Reichskanzlei zu stürmen versuchen. Über dem Bunker konnte man bereits das Einschlaggeräusch kleinerer Kaliber hören. Die Russen standen bereits kurz vor dem Potsdamer Platz und waren fanatisch dabei, unter Verlust vieler tausend Männer jene Ausgangsstellung zu beziehen, von der aus am nächsten Morgen der Sturm beginnen sollte.

Und wieder sahen alle im Bunker nach ihren Giftampullen, wie Reitsch berichtet.

*Befehl zum Verlassen des Bunkers:* Um 1.30 Uhr morgens am 30. April betrat Hitler mit kreideweissem Gesicht Greims Raum

und setzte sich auf dessen Bettkante. «Unsere einzige Hoffnung ist Wenck», sagte er, «um seinen Durchbruch zu ermöglichen, müssen wir jedes verfügbare Flugzeug zu seiner Unterstützung einsetzen.» Er habe gerade erfahren, dass Wencks Geschütze bereits die Russen am Potsdamer Platz ins Visier nehmen würden.

«Jedes verfügbare Flugzeug», erklärte Hitler, «muss bei Tagesanbruch startklar gemacht werden. Deshalb befehle ich, dass Sie nach Rechlin zurückkehren und dort den Einsatz leiten. Aufgabe Ihrer Maschinen ist es, die Stellungen zu vernichten, von denen aus die Russen mit dem Sturm auf die Reichskanzlei beginnen wollen. Mit Hilfe der Luftwaffe kann Wenck durchkommen. Das ist der Grund, warum Sie den Bunker verlassen müssen. Der zweite: Himmler muss gestoppt werden.» Sowie er den Führer der SS erwähnte, wurde seine Stimme unsicher, Lippen wie Hände begannen zu zittern. Der Befehl an Greim lautete: Wenn Himmler den gemeldeten Kontakt tatsächlich hergestellt habe und man ihn auffinden könne, so sei er unverzüglich zu erschiessen.

«Ein Verräter darf niemals mein Nachfolger als Führer sein! Sie müssen hier herauskommen und sichern, dass dies nicht geschieht.»

Greim und Reitsch protestierten vehement. Der Versuch sei völlig nutzlos, sie würden niemals Rechlin erreichen, sie würden den Tod im Bunker vorziehen, ihre Mission könne gar nicht erfolgreich verlaufen.

Darauf gab Hitler zur Antwort: «Als Soldaten des Reiches ist es Ihre heilige Pflicht, jede Möglichkeit auszuschöpfen. Das ist die einzig verbleibende Chance auf Erfolg. Es ist Ihre und meine Pflicht, sie zu ergreifen.»

Doch Hanna war nicht überzeugt. «Nein, nein», rief sie, «was kann jetzt noch erreicht werden, selbst wenn wir durchkommen? Alles ist verloren, jeder Versuch, das Blatt noch zu wenden, ist sinnlos.» Greim aber war anderer Meinung.

«Hanna», sagte er, «wir sind die einzige Hoffnung für all jene, die sich hier befinden. Wenn es auch nur die geringste Chance gibt, so sind wir es ihnen schuldig, diese zu ergreifen. Nicht zu gehen – das würde ihnen den einzigen noch verbliebenen Hoffnungsschimmer rauben. Vielleicht ist

1945 Wenck tatsächlich nahe. Vielleicht können wir helfen. Doch ob wir helfen können oder nicht, wir werden gehen.»

Als Greim bereits seine Vorkehrungen traf, ging Hanna, noch immer von der Unmöglichkeit des Durchkommens überzeugt, allein zurück zum Führer. Schluchzend bat sie: «Mein Führer, warum erlauben Sie uns nicht hierzubleiben?» Er blickte sie einen Augenblick lang an und sagte nur: «Gott schütze Sie.»

*Abschied im Bunker:* Die letzten Vorbereitungen waren rasch getroffen. Reitschs Schilderung des Abschieds ist sehr genau. Oberst von Below sagte: «Sie müssen durchkommen. Von Ihnen hängt es ab, dass unser Volk die Wahrheit erfährt, dass die Ehre der Luftwaffe gerettet wird, dass Deutschland in der Welt seine Bedeutung behält.» Jeder drückte den beiden irgendein Andenken in die Hand, das sie in die Welt da draussen mitnehmen sollten. Jeder schrieb eilig eine Notiz oder einen kurzen Brief, den sie befördern sollten. Nach Reitschs Aussage haben Greim und sie alle diese Briefe vernichtet, mit zwei Ausnahmen: Mitteilungen von Goebbels und seiner Frau an ihren ältesten Sohn (aus der ersten Ehe von Frau Goebbels), der sich als Kriegsgefangener in einem alliierten Lager befand. Diese beiden Briefe wurden bei Reitsch gefunden. Frau Goebbels schenkte ihr einen Diamantring, den sie vom Finger streifte und Reitsch bat, zu ihrem Andenken zu tragen.

Dreissig Minuten nach Hitlers Befehl verliessen die beiden den Bunker.

*Der Flug aus Berlin heraus:* Draussen stand die ganze Stadt in Flammen, in kürzester Entfernung war bereits das Geräusch heftig feuern der Geschütze kleinen Kalibers zu hören. Im Umkreis des Bunkers lagen SS-Truppen, die Hitler bis zum letzten Augenblick schützen sollten. Sie machten ein kleines gepanzertes Fahrzeug klar, das Reitsch und Greim in die Nähe des Brandenburger Tors bringen sollte, wo eine Arado-96 versteckt bereitstand. Die Luft war erfüllt vom Donner der Granaten, einige schlugen so nahe ein, dass das Fahrzeug immer wieder zur Seite geschleudert wurde. Schliesslich erreichte man das Flugzeug-Versteck. (Reitsch gibt an, sie sei ganz sicher, dass es sich um die letzte verfügbare Ma-

schine gehandelt habe. Die Möglichkeit, dass ein anderes Flugzeug bis hierher hätte vordringen und – mit Hitler als Passagier – auch wieder aus der Stadt fliegen können, weist sie als höchst unwahrscheinlich zurück. Auch wäre Greim mit Sicherheit davon unterrichtet worden. Sie gibt weiter an, dass Greim bereits zuvor weitere Maschinen angefordert habe, diese aber jeweils bereits beim Versuch, in die Stadt zu gelangen, abgeschossen worden seien. Und da die russischen Truppen den Ring um die Stadt bereits fest geschlossen hatten, ist sie sicher, dass Hitler Berlin niemals verlassen hat.)

Man startete auf der breiten Strasse vor dem Brandenburger Tor. Dort waren noch vierhundert Meter ohne Granatrichter verblieben. Das Flugzeug stieg unter heftigem russischen Beschuss auf, als es etwa Häuserhöhe erreicht hatte, wurde es von mehreren Suchscheinwerfern erfasst und geriet in direktes Sperrfeuer. Detonierende Geschosse schüttelten es wie eine Feder im Wind, doch nur wenige Splitter trafen die Maschine. Reitsch stieg auf zirka fünftausend Meter, unter ihr lag das Flammenmeer Berlin. Wie sie beschreibt, wirkte das Ausmass der Zerstörung der Stadt unwirklich und grauenhaft. Nach fünfzig Minuten Flug in nördlicher Richtung tauchte Rechlin auf, wo man unter wütenden Angriffen russischer Jäger schliesslich landete.

*Die Nachricht vom nicht mehr existierenden Wenck:* Am frühen Morgen des 1. Mai erreichten Greim und Reitsch endlich Keitel. Von ihm erfuhren sie, dass die Armee Wenck längst aufgerieben beziehungsweise gefangengenommen worden war. Und dass er, Keitel, dies Hitler gestern (am 30. April) mitgeteilt habe.

Jetzt wussten Greim und Reitsch, dass Hitler mit Sicherheit jede Hoffnung aufgegeben haben musste. Und beide gingen davon aus, dass die gut geprobten Selbstmordpläne bereits in die Tat umgesetzt worden waren.

*Die neue Regierung:* Später am 1. Mai erforderte das Heranrücken der Engländer den weiteren Rückzug nach Schleswig. Hier erfuhren Reitsch und Greim am Abend, dass Hitlers Tod bekanntgegeben worden war und Dönitz das Amt als Nachfolger angetreten hatte. Die neue Regierung trat am 2. Mai in Plön zusammen. Greim und Reitsch waren an-

wesend, um von Dönitz etwaige Befehle für Aktivitäten der Luftwaffe entgegenzunehmen. Dabei traf Reitsch auf Himmler und konfrontierte ihn mit der Verrats-Geschichte.

*Himmlers Erklärung zur Kapitulation:* Himmler traf sehr spät in Plön ein. Alle anderen befanden sich bereits im Konferenzraum, als Reitsch ihn im Vestibül allein heranschreiten sah.

«Einen Moment, Herr Reichsführer, in einer äusserst wichtigen Angelegenheit. Wollen Sie mir diese Zeit geben?» sprach Reitsch ihn an.

Himmler antwortete ziemlich jovial: «Aber natürlich.»

«Ist es wahr, Herr Reichsführer, dass Sie Kontakt zu den Alliierten aufgenommen haben, bezüglich Friedensvorschlägen, ohne Befehl des Führers?»

Himmler erneut: «Aber natürlich.»

«Sie haben Ihren Führer und Ihr Volk in dunkelster Stunde hingetern? So etwas ist Hochverrat, Herr Reichsführer. Sie taten das, obwohl Ihr Platz eigentlich an der Seite Hitlers im Bunker sein müsste!»

«Hochverrat? Nein! Sie werden sehen, die Geschichte wird das anders einschätzen. Hitler wollte den Kampf weiterführen. Er war wahnsinnig, mit seinem Gerede von Stolz und Ehre. Er wollte weiteres deutsches Blut vergiessen, obwohl schon gar keins mehr da war. Hitler war irrsinnig. Das Ganze hätte schon viel früher gestoppt werden müssen.»

«Irrsinnig? Ich habe ihn erst vor weniger als sechsunddreissig Stunden verlassen. Er starb für das, woran er glaubte. Er starb tapfer und voll der Ehre, von der Sie gesprochen haben, während Sie und Göring und der Rest nun als gebrandmarkte Verräter und Feiglinge leben müssen.»

«Was ich getan habe, tat ich, um deutsches Blut zu retten und all das, was von unserem Land noch übrig ist.»

«Sie sprechen von deutschem Blut, Herr Reichsführer? Sie sprechen davon jetzt? Sie hätten vor vielen Jahren daran denken sollen, bevor Sie mit so riesigem und nutzlosem Vergiessen dieses Blutes identifiziert wurden.»

Im Tiefflug angreifende britische Maschinen machten dem Gespräch ein plötzliches Ende.

*Warum die ‚Verschanzung‘ nicht erfolgte:* Auf die Frage, war-

um die in Österreich und Süddeutschland verbliebenen letzten deutschen Streitkräfte niemals in Aktion traten, liefert Reitsch Antworten, die kaum über das Bekannte hinausgehen. Sie gibt an, bis zum 15. April habe es immer noch so ausgesehen, als wolle man tatsächlich Regierung und Oberkommando der Wehrmacht nach Berchtesgaden verlegen. Sämtliche Berliner Dienststellen waren ständig in Bereitschaft, innerhalb von zwei Stunden mit dem Umzug zu beginnen. Wie sie von Oberst Below und anderen gehört hat, sollte auf der bereits erwähnten letzten Lagebesprechung Hitlers über die Details der Verlegung beraten werden. Doch dann sei Hitler angesichts der Lageberichte so schockiert gewesen, dass er nicht mehr daran glaubte, man könne die Vorbereitungen für eine erfolgreiche ‚Verschanzung‘ in angemessener Zeit zum Abschluss bringen. Und dass sich nun die Operation ‚Verschanzung‘, von der man so viel erwartet hatte, als sinnlos herausstellte, sei der eigentliche Grund für Hitlers Zusammenbruch gewesen. Auch hiess es, Göring und Hitler hätten dazu eine heftige Auseinandersetzung gehabt, bei der Göring auf frühzeitiger Evakuierung in das ‚Verschanzungs‘-Gebiet bestanden habe, was Hitler in der Hoffnung zurückwies, die Oderlinie würde gehalten werden. Göring habe zwar versichert, alles sei für die ‚Verschanzung‘ bereit, doch Hitler habe die bewusste Lagebesprechung am 22. April abwarten wollen, um dort Gewissheit zu erhalten. Später hiess es dann, Görings Abreise aus Berlin sei hauptsächlich deshalb erfolgt, weil er sich sicher war, dass die Oder überschritten werden würde, die fast vollständig vorbereitete ‚Verschanzungs‘-Region um Berchtesgaden aber standhalten könne (eine Hoffnung, die sich nicht erfüllte).

Wäre Görings Coup von Erfolg gekrönt gewesen, so wäre die ‚Verschanzung‘ sicher aktiver betrieben worden. Dass dies nicht geschah, hat zwei Gründe: Erstens Görings Versagen. Zweitens Hitlers Glaube daran, dass verstärkter Widerstand in Berlin aussichtsreicher war als der sichere Zusammenbruch, den er in einer halbfertigen ‚Verschanzung‘ sah.

*Einschätzung der Quelle:* Der Vernehmer geht davon aus, dass die vorliegenden Informationen in dem ernsthaften und

1945

bewussten Bemühen erfolgten, wahrheitsgemässe und genaue Angaben zu machen. Der Selbstmord ihrer Familie, der Tod ihres engsten Freundes von Greim (er beging am 24. Mai in Salzburg Selbstmord, wobei er die von Hitler im Bunker erhaltene Giftampulle benutzte-W. S.), das physische Leid in Deutschland, die schmerzhafteste Natur ihrer eigenen Erfahrungen in den letzten Kriegstagen – all dies hat auch Frau Reitsch ernsthaft an Selbstmord denken lassen. Der einzige Grund, warum sie am Leben blieb, ist – wie sie sagt –, der Wahrheit zu dienen; die Wahrheit über Göring zu berichten, ‚den oberflächlichen Schmierkomödianten‘; die Wahrheit über Hitler zu berichten, ‚den unfähigen Verbrecher‘; und dem deutschen Volk die Wahrheit zu berichten über die Gefahren jener Regierungsform, die das Dritte Reich ihm bescherte.

Hanna Reitsch hat Hitler also nicht tatsächlich sterben sehen. Uns liegt jedoch eine Aussage unter Eid vor, von einem Mann, der angibt, den toten Körper des Führers gesehen zu haben. Ich finde diese Aussage überzeugend. Hier ist sie, als zweites Dokument zum Thema:

AUSSAGE VON ERICH KEMPKA ÜBER HITLERS LETZTE TAGE

Berchtesgaden, 20. Juni 1945

Ich war Mitglied der NSDAP seit Mai 1930 und kam zu Adolf Hitler als Chauffeur. Ab 1936 war ich dann alleiniger Chauffeur des Führers. Der Führer fuhr niemals selbst. Als Hitler dann sein Hauptquartier nach Berlin verlegte, wurde ich Chef des Fuhrparks der Reichskanzlei, zu dem etwa 40 Fahrzeuge gehörten. Bereits in den Tagen vor dem 20. April 1945 verbrachte ich die Nächte in unserer Garage, im Tiefgeschoss der Reichskanzlei. Am 20. April begab ich mich für ca. eine Viertelstunde in den Führerbunker, um Hitler zum Geburtstag zu gratulieren.

Auch in den Tagen danach habe ich Hitler noch mehrere Male im Bunker gesehen. Er hatte sich in seinem Verhalten nicht verändert und machte einen ruhigen Eindruck. Eva Braun war bei ihm. Nach dem 28. April gab es im Stab der Reichskanzlei Gerüchte, der Führer hätte in der Nacht vom 28. auf den 29. April Eva Braun



geheiratet... Staatssekretär Dr. Naumann bestätigte dann am 1. Mai die Tatsache der Eheschliessung.

Ich habe am 29. April zum letzten Mal mit dem Führer gesprochen. Dabei meldete ich ihm meinen Auftrag, Nahrungsmittel in die Innenstadt von Berlin, besonders in die Hospitäler des Regierungsbezirks, zu bringen und dafür Sorge zu tragen, dass die Güter nicht in die Hände der Russen fielen.

Am 30. April um 14.30 Uhr rief mich SS-Sturmbannführer Günsche an mit der Aufforderung, sofort in den Führerbunker zu kommen. Ausserdem sollte ich veranlassen, dass man fünf Kanister Benzin – also 200 Liter – dorthin brachte. Ich machte mich mit zwei Männern auf den Weg, weitere folgten etwas später, denn es dauerte eine Zeit, die 200 Liter aufzutreiben. Auf Befehl von Günsche brachten wir die Kanister zum Eingang des Führerbunkers im Garten der Reichskanzlei, etwa 20 Meter entfernt vom sogenannten Haus Kempka, wo sich meine Räume als Fuhrparkchef befanden. Am Bunkereingang stand eine Wache des Sicherheitsdienstes (SD). Ich passierte sie und begab mich in einen Vorraum, wo mich Günsche erwartete. *Günsche teilte mir mit, dass der Führer tot war.* (Hervorhebungen von mir – W. S.) Er habe vom Führer den Befehl erhalten, dessen Körper unmittelbar nach dem Tod zu verbrennen, damit er nicht ‚von den Russen als totes Ungeheuer vorgezeigt‘ werden könne. Kurz darauf erschienen SS-Sturmbannführer Linge (der Kammerdiener des Führers) und eine Wache. Sie kamen direkt aus den Privatgemächern Hitlers und trugen einen in eine gewöhnliche feldgraue Decke eingewickelten Körper. Aufgrund der eben von Günsche erhaltenen Mitteilung ging ich sofort davon aus, dass dies der Körper des Führers war. Sehen konnte man lediglich die schwarze Hose und die schwarzen Schuhe, die der Führer gewöhnlich zu seiner Uniformjacke trug.

Unter diesen Umständen *gab es keinen Zweifel, dass es sich um den Körper des Führers handelte.* Es waren keinerlei Blutspuren zu erkennen, weder an den sichtbaren Beinen noch an der Decke, die den Rest des Körpers verhüllte.

1945

Gleich darauf erschien Martin Bormann, der die tote Frau Eva Hitler geb. Braun in den Armen trug. Er wandte sich mir zu, so dass ich den Körper sehen konnte. Frau Hitler hatte ein dunkles Kleid an. Ich hatte nicht den Eindruck, dass der Körper noch warm war. Ich konnte auch keinerlei Verletzungen feststellen. Nur in der Gegend des Herzens schien das Kleid leicht feucht zu sein. Linge und die Wache trugen nun den Körper des Führers nach oben, in den Garten der Reichskanzlei. Ich folgte ihnen mit dem Körper von Frau Hitler. Hinter mir gingen Bormann, Dr. Goebbels und Günse. Hitlers Körper wurde etwa vier bis fünf Meter neben dem Bunkereingang auf den Boden gelegt. An dieser Stelle war kein Rasen, nur blanker Sand. *Ich legte den Körper von Frau Hitler direkt neben den des Führers. Dann goss Günse die fünf Kanister Benzin über die beiden Körper und zündete das Feuer.* Martin Bormann, Dr. Goebbels, Günse, Linge, die Wache und ich standen im Bunkereingang und starrten in die Flammen. Wir alle salutierten. Das Ganze dauerte nur wenige Minuten, da der Garten der Reichskanzlei bereits heftigem Artilleriefeuer ausgesetzt war.

Um zu den Garagen zu kommen, musste ich durch den Bunker gehen. Dabei wollte ich noch einen letzten Blick in jene Räume werfen, wo der Führer zuletzt gelebt hatte. Durch den Eingang zu den Privatgemächern konnte ich ein kleines Sofa sehen. Am Boden, vor dem rechten Sofabein, lag eine Pistole Walther 6,35 mm. Sie hatte Eva Braun gehört, wie ich wusste. Eine weitere Walther-Pistole 7,65 mm lag vor der Mitte des Sofas. Ich nahm an, dass sie dem Führer gehört hatte. Der Situation entsprechend erschien es mir eindeutig, dass der Führer und Eva Braun sich erschossen hatten. Nach der Lage der Pistolen schloss ich, dass der Führer in der Mitte des Sofas gesessen hatte und Eva Braun zu seiner Rechten, ehe sie die Schüsse abfeuerten.

Schliesslich nehme ich hier ein Dokument des britischen militärischen Abschirmdienstes auf, das die Ereignisse einige Monate später zusammenfasst:

DIE LETZTEN TAGE VON HITLER UND EVA BRAUN

Aus den der britischen Abwehr vorliegenden Beweisen, hauptsächlich Augenzeugenberichten, geht hervor (so überzeugend, wie das ohne Existenz der Leichen möglich ist), dass Hitler und Eva Braun am 30. April 1945 kurz nach 14.30 Uhr im Bunker der Reichskanzlei gestorben sind und ihre Körper unmittelbar danach vor dem Bunker im Freien verbrannt wurden.

Hitler hatte ursprünglich beabsichtigt, am 20. April nach Berchtesgaden zu fliegen und den Kampf von dort aus fortzusetzen. Dann aber verschob er seinen Abflug. Am 22. April, gegen 16.30 Uhr, berief er eine Lagebesprechung ein und erklärte seinen Beratern, er betrachte den Krieg als verloren und beabsichtige, bis zuletzt in Berlin zu bleiben und die Hauptstadt zu verteidigen. Wenn Berlin falle, so würde er hier sterben. Es steht fest, dass Hitler zu diesem Zeitpunkt einen Nervenzusammenbruch erlitt und alle führenden Nazis – mit Ausnahme seiner Person – für die Niederlage Deutschlands verantwortlich machte. Die anwesenden Militärs und Zivilpersonen versuchten, Hitler zu einer Änderung seines Entschlusses, zum Verlassen Berlins zu bewegen. Das zeigte keinen Erfolg. Goebbels traf die gleiche Entscheidung. Zusammen mit Martin Bormann, Hitlers Leibarzt Dr. Stumpfegger und weiteren Angehörigen des persönlichen Stabes wollte er bis zum Schluss beim Führer bleiben. Die Generäle verliessen den Bunker und begaben sich in das neue, letzte Hauptquartier der Wehrmacht.

Hitlers Zusammenbruch am 22. April war der Anfang vom Ende. Von diesem Tag an hat er den Bunker nicht mehr verlassen. Er war nicht länger von Militärs und Politikern umgeben, sondern nur noch von seinem «Familienkreise und jenen Offizieren, die er direkt für die Verteidigung Berlins verantwortlich gemacht hatte. Seine geistige Verfassung, so berichten alle im Bunker Verbliebenen, beruhigte sich nach der Krise des 22. April wieder. Er hatte seine Entscheidung getroffen. Was den Ausgang der Schlacht um Berlin betraf, so war er sogar wieder zuversichtlicher. Hin und wieder jedoch

**1945** wurde seine scheinbare Ruhe von heftigen Ausbrüchen abgelöst, wenn er mit Fällen von Verrat konfrontiert wurde, etwas zurückliegenden wie neuesten. Sein physischer Zustand war schlecht. Nervliche Anspannung, die ungesunden Lebensbedingungen und seine stundenlangen Ausbrüche trugen zur weiteren Schwächung bei. Abgesehen davon (abgesehen auch vom Zittern seiner Hände, an dem er schon länger litt) war er jedoch geistig so ‚normal‘ wie immer.

In der Nacht vom 23. zum 24. April besuchte Speer den Führer. Dabei teilte Hitler mit, er habe alle Vorbereitungen für seinen Selbstmord und die vollständige Vernichtung seiner Leiche getroffen, die verbrannt werden sollte. Etwa zur gleichen Zeit schickte Himmler seinen persönlichen Arzt Dr. Gebhardt zu Hitler, um diesen doch noch zum Verlassen Berlins zu bewegen, ehe es zu spät war. Hitler wies das erneut zurück.

Am Abend des 26. April erschien auf Befehl Hitlers Generalleutnant Ritter von Greim im Führerbunker. Er wurde als Nachfolger Görings zum Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe ernannt, da dieser mit seinem Versuch, Hitler die Führung aus der Hand zu nehmen, total in Ungnade gefallen war. Wie zuvor Speer, so teilte Hitler nun auch von Greim mit, alle Arrangements für die Vernichtung seines und Eva Brauns Körper seien getroffen, so dass die Leichen nicht in die Hand des Feindes fallen könnten. Er äusserte wörtlich: «Nichts Erkennbares wird Zurückbleiben.» Dann gab er Greim und Reitsch Giftkapseln, wie sie bereits alle Bunkerinsassen besaßen.

Am 28. April erfuhren die im Bunker Anwesenden von Himmlers Versuch einer Kontaktaufnahme mit den Alliierten via Schweden. Sie reagierten darauf mit einer Mischung von Ungläubigkeit und Abscheu.

In den vorangegangenen drei Tagen war die Frontlinie in Berlin immer näher an das Stadtzentrum herangerückt. Granaten explodierten bereits in unmittelbarer Nähe des Bunkers. Am frühen Morgen des 29. April kam die Meldung, dass russische Panzer bis zum Potsdamer Platz vorgestossen waren. Daraufhin befahl Hitler die Rückkehr Greims nach Rechlin, um von dort aus einen Angriff der Luftwaffe zu starten, zur Unterstützung der 12. deutschen Armee

unter General Wenck, von der es hiess, sie sei ebenfalls bereits in Artilleriereichweite des Potsdamer Platzes. (Das stimmte nicht, was aber die Bunkerinsassen nicht wussten.) Greim startete zusammen mit Reitsch von der Charlottenburger Chaussee aus in einer Arado-96.

Später am 29. April musste dann jede Hoffnung auf Hilfe für Berlin durch die Armee Wenck aufgegeben werden. Abgefangene Telegramme an Dönitz belegen die verzweifelte Stimmung im Bunker und die hysterischen Schuldzuweisungen Hitlers. Am Abend des 29. April fand die Trauung von Adolf Hitler und Eva Braun statt. Ein Beamter des Propagandaministeriums vollzog die Zeremonie in einem kleinen Konferenzraum des Bunkers. Wahrscheinlich kam der Vorschlag der Heirat von Eva Braun, die schon längere Zeit davon gesprochen hatte, ruhmvoll an der Seite Hitlers zu sterben, und ihren Einfluss nutzte, um ihn davon zu überzeugen, dieser Tod müsse in Berlin stattfinden.

(Dass die Heirat stattfand, steht zweifelsfrei fest. Die Alliierten haben später die Heiratsurkunde gefunden, ich lasse ihren Text im Anschluss folgen – W. S.)

Nach der Zeremonie nahm das frischgetraute Paar die Glückwünsche aller im Bunker Anwesenden entgegen und zog sich dann zum Hochzeitsmahl, an dem nur Hitlers Sekretärin teilnahm, in die Privatgemächer zurück. Das Gespräch bei Tisch, hauptsächlich um den geplanten Selbstmord kreisend, war so niederdrückend – berichtete die Sekretärin später –, dass sie nach kurzer Zeit den Raum verliess. Etwa zu diesem Zeitpunkt tötete Hitler auch seinen Schäferhund.

Am 30. April gegen 2.30 Uhr morgens verabschiedete Hitler jene etwa 20 Gäste, die aus anderen Bunkern der Reichskanzlei zur Feier der Hochzeit erschienen waren. Er schüttelte die Hände der Frauen und wechselte einige Worte mit ihnen. Am gleichen Tag gegen 14.30 Uhr (der genaue Zeitpunkt ist nicht sicher) erging der Befehl an den Fuhrparkleiter, sofort 200 Liter Benzin zum Führerbunker zu bringen. Er trieb etwa 160 bis 180 Liter auf und liess die Kanister in den Garten tragen, in unmittelbare Nähe des Bunker-Notausgangs. Etwa zur gleichen Zeit wurden Hitler und Eva Braun

1945 zum letzten Mal lebend gesehen. Sie gingen durch den Bunker, drückten die Hände der engsten Mitarbeiter und zogen sich danach in die Privatgemächer zurück, wo sie Selbstmord begingen. Hitler schoss sich höchstwahrscheinlich in den Mund, während Eva Braun (obwohl im Besitz eines Revolvers) Gift nahm.

Nach dem Selbstmord brachte man die Leichen in den Garten direkt vor dem Bunkereingang. Hitlers Körper war in eine Decke eingewickelt, wahrscheinlich, um den blutigen Kopf zu verdecken. Anwesend waren Goebbels, Bormann, Stumpfegger sowie ein oder zwei andere.

Man legte die Leichen nebeneinander und übergoss sie mit Benzin. Wegen des Granatbeschusses gingen die Anwesenden im Bunkereingang in Deckung. Dann wurde ein benzingetränkter Lappen angebrannt und auf die Körper geworfen, die sofort Feuer fingen. Die Männer im Eingang nahmen Haltung an, erwiesen Hitler die letzte Ehre und zogen sich dann wieder in den Bunker zurück.

Von diesem Augenblick an ist die Beweislage unklarer. Ob die Leichen ein weiteres Mal mit Benzin übergossen wurden, wie lange sie gebrannt haben, ist unbekannt. Ein Zeuge will erfahren haben, dass sie brannten, bis nichts mehr übrigblieb. Wahrscheinlicher ist, dass man sie bis zur Unkenntlichkeit verkohlen liess, danach die Reste einsammelte und eventuell vergrub.

Am Abend des 1. Mai sandte Bormann ein Telegramm an Dönitz. Darin teilte er mit, Hitlers Testament sei nun in Kraft getreten – d.h., dass Hitler tot war.

(Hitler hatte ein persönliches und ein politisches Testament verfasst, beide Dokumente folgen im Anschluss – W. S.)

Dies wurde kurz danach auch durch ein Telegramm von Goebbels bestätigt, in dem es hiess, Hitler sei am Vortag um 15.30 Uhr gestorben und habe in seinem Testament Dönitz zum Reichspräsidenten bestimmt, Goebbels zum Reichskanzler, Bormann zum Parteiminister und Seyss-Inquart zum Aussenminister. Ausserdem teilte Goebbels mit, Bormann würde versuchen, zu Dönitz durchzukommen, um ihn persönlich von der Lage zu unterrichten.

Aus dem vorstehenden Bericht ergibt sich kein kompletter Beweis; doch die Aussagen sind positiv, übereinstimmend und erfolgten unabhängig voneinander. Es gibt keinerlei Hinweis, der die verbreiteten Theorien stützen könn-te, Hitler sei noch am Leben. Alle diese Geschichten sind überprüft worden und haben sich als gegenstandslos erwiesen; die meisten von ihnen hielten bereits den gesicherten Tatsachen nicht stand, einige andere waren pure Erfindungen, wie ihre Urheber zugeben mussten. Die weiter oben angeführten Beweise sind nicht zu entkräften. Auch ist es völlig unmöglich, dass die Versionen der verschiedenen Augenzeugen etwa ein abgesprochenes Täuschungsmanöver darstellen. Sie alle waren viel zu sehr um ihre eigene Sicherheit besorgt, als dass sie etwa in der Lage gewesen wären, eine gleichlautende Geschichte einzustudieren, die auch nach fünfmonatiger Isolation voneinander und unter detaillierten und ständigen Kreuzverhören noch standhalten konnte. Es wird auch nicht für möglich gehalten, dass die Zeugen getäuscht worden sind, was Hitlers Körper betrifft. (Bei Eva Braun scheidet das ganz aus, da ihr Körper nicht in eine Decke gehüllt und klar erkennbar war.) Eine solche Theorie müsste davon ausgehen, dass Hitler nach 14.30 Uhr am 30. April geflohen ist und Eva Braun durch einen insgeheim eingeschleusten Doppelgänger getäuscht wurde. Doch eine Flucht nach 14.30 Uhr war mit nahezu absoluter Sicherheit gar nicht mehr möglich. Selbst wenn ein kleines Flugzeug von der Charlottenburger Chaussee aus noch starten könn-te, so war doch kein Pilot dafür vorhanden. Die beiden einzigen im Bunker anwesenden Flieger (Reitsch und von Greim) waren bereits am Morgen des 30. April auf Hitlers Befehl nach Rechlin gestartet. Es gibt also keinerlei stichhaltige Gründe für derartige, durch nichts gestützte Theorien, die im Gegensatz zu allen vorliegenden Beweisen stehen.

Hier nun also die drei bereits angekündigten Dokumente. Als erstes die *Heiratsurkunde* von Hitler und Eva Braun:

„Der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt  
Vor dem Stadtrat Walter Wagner als Standesbeamter der

- 1945 Reichshauptstadt, vom Oberbürgermeister beauftragt, sind zum Zwecke der sofortigen Eheschliessung erschienen
1. Adolf Hitler  
geb. 20. April 1889 in Braunau  
wohnhaft: Berlin, Reichskanzlei  
Vater: (*freigelassen – W. S.*)  
Mutter: (*freigelassen*)  
Eheschliessung der Eltern: (*Eintragung mit Tinte unleserlich gemacht*)  
ausgewiesen durch: allgemein bekannt
  2. Fräulein Eva Braun  
geb. 2. Februar 1910 in München wohnhaft: (*Eintragung unleserlich gemacht*) Vater: Friedrich Braun  
Mutter: Franziska Braun geb. Kronburger  
Eheschliessung der Eltern: (*Eintragung unleserlich gemacht*)  
ausgewiesen durch: Sonderausweis des Chefs der Deutschen Polizei
  3. Als Zeuge: Reichsminister Dr. Goebbels, Joseph geb. 28. Oktober 1897 in Rheydt wohnhaft: Berlin, Hermann Göringstr. 20  
ausgewiesen durch: allgemein bekannt
  4. Als Zeuge: Reichsleiter Martin Bormann  
geb. 17. 6. 00 in Halberstadt  
wohnhaft: Obersalzberg ausgewiesen durch: allgemein bekannt

Die Erschienenen zu 1 und 2 erklären, dass sie rein arischer Abstammung und mit keiner die Eheschliessung ausschliessenden Erbkrankheit befallen sind. Sie beantragen mit Rücksicht auf die Kriegereignisse wegen ausserordentlicher Umstände die Kriegstrauung und beantragen weiter, das Aufgebot mündlich entgegenzunehmen und von sämtlichen Fristen Abstand zu nehmen.

Den Anträgen wird stattgegeben. Das mündlich abgegebene Aufgebot ist geprüft und für ordnungsgemäss befunden worden.

Ich komme nunmehr zum feierlichen Akt der Eheschliessung. In Gegenwart der obengenannten Zeugen zu 3 und 4 frage ich Sie, Mein Führer Adolf Hitler, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit Fräulein



Eva Braun einzugehen. In diesem Falle bitte ich Sie, mit ‚Ja‘ zu antworten.

Nunmehr frage ich Sie, Fräulein Eva Braun, ob Sie gewillt sind, die Ehe mit Meinem Führer Adolf Hitler einzugehen. In diesem Falle bitte ich auch Sie, mit ‚ja‘ zu antworten.

Nachdem nunmehr beide Verlobte die Erklärung abgegeben haben, die Ehe einzugehen, erkläre ich die Ehe vor dem Gesetz rechtmässig für geschlossen.

Berlin, 29. April 1945 Vorgelesen und unterschrieben:

- 1) Ehemann: Adolf Hitler
- 2) Ehefrau: Eva B (*durchgestrichen*) Hitler geb. Braun
- 3) Zeuge zu 1: Dr. Joseph Goebbels
- 4) Zeuge zu 2: Bormann
- 5) Wagner als Standesbeamter<sup>^</sup>

Es folgt Hitlers persönliches Testament, aufgesetzt und unterzeichnet weniger als vierundzwanzig Stunden, bevor er und Eva Braun sich töteten. Es erklärt, warum er sich entschloss, sie kurz vor dem Ende zu heiraten:

*„Mein privates Testament“*

Da ich in den Jahren des Kampfes glaubte, es nicht verantworten zu können, eine Ehe zu gründen, habe ich mich nunmehr vor Beendigung dieser irdischen Laufbahn entschlossen, jenes Mädchen zur Frau zu nehmen, das nach langen Jahren treuer Freundschaft aus freiem Willen in die schon fast belagerte Stadt hereinkam, um ihr Schicksal mit dem meinen zu teilen. Sie geht auf ihren Wunsch als meine Gattin mit mir in den Tod. Er wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte.

Was ich besitze, gehört – soweit es überhaupt von Wert ist – der Partei. Sollte diese nicht mehr existieren, dem Staat, sollte auch der Staat vernichtet werden, ist eine weitere Entscheidung von mir nicht mehr notwendig.

Ich habe meine Gemälde in den von mir im Laufe der Jahre angekauften Sammlungen niemals für private Zwecke, sondern stets nur für den Ausbau einer Galerie in meiner Heimatstadt Linz a. d. Donau gesammelt.

1945 Dass dieses Vermächtnis vollzogen wird, wäre mein herzlichster Wunsch.

Zum Testamentsvollstrecker ernenne ich meinen treuesten Parteigenossen Martin Bormann.

Er ist berechtigt, alle Entscheidungen endgültig und rechtsgültig zu treffen. Es ist ihm gestattet, alles das, was persönlichen Erinnerungswert besitzt oder zur Erhaltung eines kleinen bürgerlichen Lebens notwendig ist, meinen Geschwistern abzutrennen, ebenso vor allem der Mutter meiner Frau und meinen, ihm genau bekannten treuen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, an der Spitze meinen alten Sekretären, Sekretärinnen, Frau Winter usw., die mich jahrelang durch ihre Arbeit unterstützten.

Ich selbst und meine Gattin wählen, um der Schande des Absetzens oder der Kapitulation zu entgehen, den Tod. Es ist unser Wille, sofort an der Stelle verbrannt zu werden, an der ich den größten Teil meiner täglichen Arbeit im Laufe eines zwölfjährigen Dienstes an meinem Volk geleistet habe. Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr

Adolf Hitler

als Zeugen:

Martin Bormann

Dr. Goebbels

als Zeuge:

Nicolaus von Below.‘

Es folgt als Schluss dieses Kapitels Hitlers politisches Testament:

*„Mein politisches Testament*

Seit ich 1914 als Freiwilliger meine bescheidene Kraft im ersten, dem Reich aufgezwungenen Weltkrieg einsetzte, sind nunmehr über dreissig Jahre vergangen.

In diesen drei Jahrzehnten haben mich bei all meinem Denken, Handeln und Leben nur die Liebe und Treue zu meinem Volk bewegt. Sie gaben mir die Kraft, schwerste Entschlüsse zu fassen, wie sie bisher noch keinem Sterblichen gestellt worden sind. Ich habe meine Zeit, meine Arbeitskraft und meine Gesundheit in diesen drei Jahrzehnten verbraucht.

Es ist unwahr, dass ich oder irgendjemand anderer in Deutschland den Krieg im Jahre 1939 gewollt haben. Er wurde gewollt und

angestiftet ausschliesslich von jenen internationalen Staatsmännern, die entweder jüdischer Herkunft waren oder für jüdische Interessen arbeiteten. Ich habe zu viele Angebote zur Rüstungsbeschränkung und Rüstungsbegrenzung gemacht, die die Nachwelt nicht auf alle Feigheiten wegzu-leugnen vermag, als dass die Verantwortung für den Ausbruch dieses Krieges auf mir lasten könnte. Ich habe weiter nie gewollt, dass nach dem ersten unseligen Weltkrieg ein zweiter gegen England oder gar gegen Amerika entsteht. Es werden Jahrhunderte vergehen, aber aus den Ruinen unserer Städte und Kunstdenkmäler wird sich der Hass gegen das letzten Endes verantwortliche Volk immer wieder erneuern, dem wir das alles zu verdanken haben: dem internationalen Judentum und seinen Helfern.

Ich habe noch drei Tage vor Ausbruch des deutsch-polnischen Krieges dem britischen Botschafter in Berlin eine Lösung der deutsch-polnischen Probleme vorgeschlagen – ähnlich der im Falle des Saargebietes unter internationaler Kontrolle. Auch dieses Angebot kann nicht weggeleugnet werden. Es wurde nur verworfen, weil die massgebenden Kreise der englischen Politik den Krieg wünschten, teils der erhofften Geschäfte wegen, teils getrieben durch eine vom internationalen Judentum veranstaltete Propaganda.

Ich habe aber auch keinen Zweifel darüber gelassen, dass, wenn die Völker Europas wieder nur als Aktienpakete dieser internationalen Geld- und Finanzverschwörer angesehen werden, dann auch jenes Volk mit zur Verantwortung gezogen werden wird, das der eigentlich Schuldige an diesem mörderischen Ringen ist: das Judentum! Ich habe weiter keinen darüber im Unklaren gelassen, dass dieses Mal nicht nur Millionen Kinder von Europäern der arischen Völker verhungern werden, nicht nur Millionen erwachsener Männer den Tod erleiden und nicht nur Hunderttausende an Frauen und Kindern in den Städten verbrannt und zu Tode bombardiert werden dürften, ohne dass der eigentlich Schuldige, wenn auch durch humanere Mittel, seine Schuld zu büssen hat.

Nach einem sechsjährigen Kampf, der einst in die Geschichte trotz aller Rückschläge als ruhmvollste und tapferste Bekundung des Lebenswillens eines Volkes eingehen wird,

1945 kann ich mich nicht von der Stadt trennen, die die Hauptstadt dieses Reiches ist. Da die Kräfte zu gering sind, um dem feindlichen Ansturm gerade an dieser Stelle noch länger standzuhalten, der eigene Widerstand aber durch ebenso verblendete wie charakterlose Subjekte allmählich entwertet wird, möchte ich mein Schicksal mit jenem teilen, das Millionen anderer auch auf sich genommen haben, indem ich in dieser Stadt bleibe. Ausserdem will ich nicht Feinden in die Hände fallen, die zur Erlustigung ihrer verhetzten Massen ein neues, von Juden arrangiertes Schauspiel benötigen.

Ich hatte mich daher entschlossen, in Berlin zu bleiben und dort aus freien Stücken in dem Augenblick den Tod zu wählen, in dem ich glaube, dass der Sitz des Führers und Kanzlers selbst nicht mehr gehalten werden kann. Ich sterbe mit freudigem Herzen angesichts der mir bewussten unermesslichen Taten und Leistungen unserer Soldaten an der Front, unserer Frauen zu Hause, den Leistungen unserer Bauern und Arbeiter und dem in der Geschichte einmaligen Einsatz unserer Jugend, die meinen Namen trägt.

Dass ich ihnen allen meinen aus tiefstem Herzen kommenden Dank ausspreche, ist ebenso selbstverständlich wie mein Wunsch, dass sie deshalb den Kampf unter keinen Umständen aufgeben mögen, sondern, ganz gleich wo immer, ihn gegen die Feinde des Vaterlands weiterführen, getreu den Bekenntnissen eines grossen Clausewitz. Aus den Opfern unserer Soldaten und aus meiner eigenen Verbundenheit mit ihnen bis in den Tod wird in der deutschen Geschichte so oder so einmal wieder der Samen aufgehen zur strahlenden Wiedergeburt der nationalsozialistischen Bewegung und damit zur Verwirklichung einer wahren Volksgemeinschaft.

Viele tapferste Männer und Frauen haben sich entschlossen, ihr Leben bis zuletzt an das meine zu binden. Ich habe sie gebeten und ihnen endlich befohlen, dies nicht zu tun, sondern am weiteren Kampf der Nation teilzunehmen. Die Führer der Armeen, der Marine und der Luftwaffe bitte ich, mit äussersten Mitteln den Widerstandsgeist unserer Soldaten im nationalsozialistischen Sinne zu verstärken, unter dem besonderen Hinweis darauf, dass auch ich

selbst, als der Grün-der und Schöpfer dieser Bewegung, den Tod dem feigen Absetzen oder gar einer Kapitulation vorgezogen habe.

Möge es dereinst zum Ehrbegriff des deutschen Offiziers gehören – so wie dies in unserer Marine schon der Fall ist –, dass die Übergabe einer Landschaft oder einer Stadt unmöglich ist und dass vor allem die Führer hier mit leuchtendem Beispiel voranzugehen haben in treuester Pflichterfüllung bis in den Tod.

### *Zweiter Teil des politischen Testaments*

Ich stosse vor meinem Tode den früheren Reichsmarschall Hermann *Göring* aus der Partei aus und entziehe ihm alle Rechte, die sich aus dem Erlass vom 29. Juni 1941 sowie aus meiner Reichstags Erklärung vom 1. September 1939 ergeben könnten. Ich ernenne an Stelle dessen den Grossadmiral *Dönitz* zum Reichspräsidenten und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht.

Ich stosse vor meinem Tode den früheren Reichsführer SS und Reichsminister des Innern, Heinrich *Himmler*, aus der Partei sowie aus allen Staatsämtern aus. Ich ernenne an seiner Stelle den Gauleiter Karl *Hanke* zum Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei und den Gauleiter Paul *Giesler* zum Reichsminister des Innern.

Göring und Himmler haben durch geheime Verhandlungen mit dem Feinde, die sie ohne mein Wissen und gegen meinen Willen abhielten, sowie durch den Versuch, entgegen dem Gesetz die Macht im Staate an sich zu reissen, dem Lande und dem gesamten Volk unabsehbaren Schaden zugefügt, gänzlich abgesehen von der Treulosigkeit gegenüber meiner Person.

Um dem deutschen Volk eine aus ehrenhaften Männern zusammengesetzte Regierung zu geben, die die Verpflichtung erfüllt, den Krieg mit allen Mitteln weiter fortzuführen, ernenne ich als Führer der Nation folgende Mitglieder des neuen Kabinetts:

Reichspräsident: *Dönitz*

Reichskanzler: Dr. *Goebbels*

Parteiminister: *Bormann*

Aussenminister: *Seyss-Inquart*

1945

Innenminister: Gauleiter *Giesler*

Kriegsminister: *Dönitz*

Oberbefehlshaber des Heeres: *Schörner* Oberbefehlshaber der  
Kriegsmarine: *Dönitz* Oberbefehlshaber der Luftwaffe: *Greim*  
Reichsführer SS und Chef der Deutschen Polizei:

Gauleiter *Hanke*

Wirtschaft: *Funk*

Landwirtschaft: *Backe*

Justiz: *Thierack*

Kultus: Dr. *Scheel*

Propaganda: Dr. *Naumann*

Finanzen: *Schwerin-Crossigk* (recte: *Krosigk* – W. S.) Arbeit:

Dr. *Hupfauer*

Rüstung: *Saur*

Leiter der Deutschen Arbeitsfront und Mitglied des Reichskabinetts: Reichsminister Dr. *Ley*

Obwohl sich eine Anzahl dieser Männer, wie Martin Bormann, Dr. Goebbels usw. einschliesslich ihrer Frauen, aus freiem Willen zu mir gefunden haben und unter keinen Umständen die Hauptstadt des Reiches verlassen wollten, sondern bereit waren, mit mir hier unterzugehen, muss ich sie doch bitten, meiner Aufforderung zu gehorchen und in diesem Falle das Interesse der Nation über ihr eigenes Gefühl zu stellen. Sie werden mir durch ihre Arbeit und ihre Treue als Gefährten nach dem Tode ebenso nahestehen, wie ich hoffe, dass mein Geist unter ihnen weilen und sie stets begleiten wird. Mögen sie hart sein, aber niemals ungerecht, mögen sie vor allem nie die Furcht zum Ratgeber ihres Handelns erheben und die Ehre der Nation über alles stellen, was es auf Erden gibt. Mögen sie sich endlich dessen bewusst sein, dass unsere Aufgabe des Ausbaus eines nationalsozialistischen Staates die Arbeit kommender Jahrhunderte darstellt, die jeden Einzelnen verpflichtet, immer dem gemeinsamen Interesse zu dienen und seine eigenen Vorteile demgegenüber zurückzustellen. Von allen Deutschen, allen Nationalsozialisten, Männern und Frauen und allen Soldaten der Wehrmacht verlange ich, dass sie der neuen Regierung und ihrem Präsidenten treu und gehorsam sein werden bis in den Tod.

Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.

Gegeben zu Berlin, den 29. April 1945, 4.00 Uhr

Adolf Hitler

Als Zeugen:

Dr. Joseph Goebbels  
Martin Bormann

Wilhelm Burgdorf  
Hans Krebs'

*Berlin, 6. November*

Mit Nicky Nabokoff (der unserer Militärregierung bei ihren kulturellen Bemühungen hilft) zur Premiere eines amerikanischen Stückes im Hebbel-Theater: *Leuchtfeuer* von Robert Ardrey. Es ist das erste amerikanische Bühnenwerk, das die Berliner seit mehr als zehn Jahren zu sehen bekommen, und das Publikum war begeistert. Der Hauptdarsteller Ernst Busch bekam besonders viel Beifall. Ich nehme an, man hatte ihn lange Zeit nicht auf der Bühne sehen können. Das Theater natürlich ungeheizt, erstaunlich, wie viele der gutgekleideten Berlinerinnen im Pelzmantel erschienen waren. Ich glaubte viele alte Gesichter aus Premieren der Vorkriegszeit wiederzuerkennen.

Die Vorstellung sollte um 17 Uhr beginnen, das verzögerte sich aber etwas wegen eines kleinen Aufruhrs um vier russische Offiziere. Sie erschienen mit Karabinern über der Schulter und etwas angetrunken, zweifellos in Vorfreude auf den morgigen Jahrestag der russischen Revolution. Das Theater war ausverkauft, doch der verängstigte deutsche Direktor verhalf ihnen noch zu vier Plätzen im Rang. Als die Russen von oben sahen, dass im Parkett zahlreiche Amerikaner auf den besten Plätzen sassen, wurden sie wild, stürmten hinab zur Kasse und forderten lautstark das gleiche Recht. Der Direktor, welcher kein Russisch verstand und die Art und Weise gar nicht mochte, in der die vier nun ihre Karabiner abnahmen, wurde sichtlich nervös. Da griff Nabokoff ein. Er hatte seine Muttersprache noch nicht vergessen, be-

1945

sänftigte die erzürnten Offiziere und bewegte sie schliesslich dazu, das Theater zu verlassen, was sie nach einem steifen Gruss nicht ohne Würde taten. Ich war sehr berührt von der Tatsache, dass sowjetische Offiziere so interessiert am Besuch eines amerikanischen Stückes waren; wie viele der Unsrigen würden wohl wegen eines russischen Stückes bis ans andere Ende der Stadt laufen? –

Sprach während der vergangenen Tage mit einigen deutschen Sozialisten und Kommunisten. Obwohl unsere Militärregierung – deren Spitzenmänner entweder Geschäftsleute oder Berufssoldaten sind – das sicher nicht weiss, so liegt doch die beste Hoffnung auf ein anständiges, friedliches und – vielleicht – demokratisches Deutschland bei seiner Arbeiterklasse. Das Problem besteht jedoch darin, dass in diesem Land, wo bereits vor Hitler alle Arbeiter entweder Sozialdemokraten oder Kommunisten waren, die letzteren von den Russen kommandiert werden und die ersteren anscheinend nichts aus dem Krieg und der langjährigen Nazi-Tyrannie gelernt haben. Mir scheint, die Kommunisten sehen die Dinge etwas klarer. Sie meinen zum Beispiel, dass eine ihrer vorrangigen Aufgaben darin besteht, das deutsche Volk – einschliesslich der Arbeiterklasse – davon zu überzeugen, dass es seinen Teil Verantwortung am Krieg zu tragen hat, und, jawohl, seinen Teil Komplizenschaft an Hitlers Verbrechen.

Im Gegensatz dazu erklärt Otto Grotewohl, Vorsitzender der Sozialdemokratischen Partei, nicht nur die deutschen Arbeiter seien nicht verantwortlich für Hitlers Taten, sondern das deutsche Volk insgesamt trage keine Verantwortung. Den Krieg lastet er ausschliesslich der ‚deutschen Grossindustrie‘ und der Nazipartei an und übersieht dabei geflissentlich, dass Hitler seine riesige Kriegsmaschinerie niemals hätte aufbauen, geschweige denn aufmarschieren lassen können ohne die volle Unterstützung der deutschen Arbeiter.

*Berlin, 8. November*

Hatte heute Morgen einen dicken Schädel. Verantwortlich dafür: die russische Revolution. Ich war nämlich gestern Abend mit Ray



Daniell und Anne McCormick von der ‚New York Times‘ nach Schloss Cäcilienhof in Potsdam gefahren.

Die Hohenzollern, denen es einst gehörte, sind natürlich nicht länger dort. Gegenwärtig wird der Palast von den Russen okkupiert, und die hatten – mit Marschall Shukow an der Spitze – zur Feier des Jahrestages der russischen Revolution geladen. Wobei die Gäste fast ertränkt wurden mit Wodka und gefüttert mit sehr gutem Essen.

Im Gegensatz zu allem Gerede in hiesigen antirussischen alliierten Kreisen, den Männern der Roten Armee sei jegliche Verbrüderung mit ihren Alliierten streng untersagt, gab es diese in letzter Nacht im starken Masse. Selten in meinem Leben habe ich so vielen Toasts zuhören und zutrinken müssen, selten habe ich so viel Fröhlichkeit und Geselligkeit erlebt. Ich muss zugeben, dass mich eine Begegnung besonders berührt hat. Ein russischer Major, ich glaube Korrespondent der ‚Iswestija‘, kam auf mich zu, nachdem ihm irgendjemand erzählt hatte, ich sei der Autor des *Berliner Tagebuchs*. Er umarmte mich wie ein Bär und rief in gebrochenem Deutsch: «Du das sein! Du! Du! Ich Dein Tagebuch gelesen Tag für Tag in Schützengraben bei Stalingrad. Wurde gedruckt in Fortsetzung viele Wochen in eine von unsere Armeezeitungen!» Worauf er mich zum Bufett schleppte und mit einigen seiner Offizierskollegen bekanntmachte, was mit viel zu vielen und viel zu grossen Gläsern Wodka endete ... Hatte auch ein Gespräch mit dem russischen Garnisonskommandanten, General Smirnow, der mich seit dem Tag, da ich auf Einladung unseres Generals Gavin an einer Sitzung der Alliierten Kommandantur teilnehmen durfte, für einen Offizier in Gavins Luftlandedivision hält. Ich versuchte erneut, ihm zu erklären, ich sei lediglich ein ziviler Schreiber in Uniform, doch er verstand mich nicht. –

Am Nachmittag ein interessantes Gespräch mit Johannes R. Becher, dem deutschen Dichter. Er verblüffte Howard Smith und mich durch seine Offenheit. Aus unseren Gesprächen mit Deutschen hatten wir den Eindruck gewonnen, dass bei ihnen kein Schuldgefühl oder wenigstens Bedauern vorhanden war angesichts der Verbrechen des Krieges, dass sie lediglich bedauerten, diesen Krieg verloren zu haben. Da

1945

aber ein Reporter immer nur mit relativ wenigen Menschen sprechen kann, kann er sich auch täuschen. Doch Becher machte sofort klar, dass wir nur zu recht hatten. Ja, er formulierte es viel schärfer, als selbst ich es gefühlt hatte.

«Mit wenigen Ausnahmen existiert beim ganzen Volk keinerlei Schuldgefühl», sagte er von sich aus, ohne dass wir danach gefragt hatten.

«Nicht diese Ruinen sind das schlimmste am gegenwärtigen Zustand Deutschlands», erklärte er und zeigte auf die Trümmerhaufen der einstigen Häuser wohlhabender Bürger am Kurfürstendamm. «Viel schlimmer ist die Leblosigkeit der deutschen Seele. Sie ist durch zwölf Jahre Nazismus über alle Massen vergiftet worden. Und heute besitzt sie keinerlei geistige Bindung mehr, sowohl zu unserer deutschen Vergangenheit – der Welt Goethes und Schillers zum Beispiel – als auch zur auswärtigen Welt der Gegenwart. Natürlich stimmt es, dass ein jeder jetzt damit beschäftigt ist, Unterkunft, Wärme und Nahrung zu finden (der Raum, in dem wir mit ihm sprachen, war bitterkalt). Doch das ist keine Entschuldigung dafür, dass die Seelen der Deutschen tot sind, ihr Geist schwach, und dass sie nicht den leisesten Wunsch verspüren, ihre schlimmen Verbrechen wieder gutzumachen oder diese Verbrechen wenigstens zu erkennen oder wenigstens darüber nachzudenken, wie Deutschland wieder Anschluss finden kann an den Rest der Welt und an die Zivilisation.»

Und dann machte er die zynischste Bemerkung, die ich bis dahin in Berlin gehört hatte.

«Ach, diese Leute da», sagte er und zeigte auf die Strassenpassanten draussen, «sie beklagen den Verlust ihrer kleinen Wohnungen und ihrer schäbigen Möbel durch die Bombenangriffe mehr als den Verlust ihrer Männer oder Frauen, die im Krieg umgekommen sind. Es schmerzt mich, glauben Sie mir, als Deutscher so etwas sagen zu müssen», erklärte er, offenbar unseren leichten Schock bemerkend, «doch ich denke, es ist besser, ganz brutal offen zu sein.»

Dann meinte Becher, die Arbeiterklasse – einzige Hoffnung für ein anständiges Deutschland – sei von Goebbels und Hitler ebenso vergiftet worden wie das Kleinbürgertum.

Auch die Arbeiter würden nicht einsehen, dass sie beim Verüben der Naziverbrechen Hilfe geleistet hätten. Der Verlust der Freiheit in Deutschland habe sie nicht weiter gestört, noch hätten sie Wesentliches dagegen unternommen. Wie das ganze deutsche Volk hätten auch sie nicht aufgeschrien, als ihnen plötzlich von den Nazis vorgeschrieben wurde, was sie zu denken, zu lesen und zu schreiben hätten.

Becher ist Kommunist, wie alle Parteimitglieder redet er viel über die nun mögliche Demokratie für die Deutschen. Doch als langjähriger Emigrant in Moskau musste er doch wissen, fuhr es mir durch den Kopf, dass dort auch der Schriftsteller, der Dichter kaum die Freiheit besass zu schreiben, was er wollte.

Dann sprachen wir über die Situation der deutschen Schriftsteller. Wie die meisten anderen Männer des Wortes, die jetzt in die Ruinen des Reiches zurückkehren, bedauerte er etwas die Entscheidung Thomas Manns, nicht nach Deutschland heimzukehren. Ich fragte nach dem Mann, der für das deutsche Drama gestanden hatte wie Thomas Mann für den deutschen Roman – nach Gerhart Hauptmann. Aus irgendeinem Grund hatten die Russen ihn zu einem ziemlichen Helden erkoren, unerklärlich für mich. War er doch (schon vor 1914 vom Kaiser als Sozialist drangsaliert) mit zunehmendem Alter immer schwächer geworden und hatte anscheinend seinen Frieden mit den Nazi-Schlächtern gemacht. Hatten nicht die Nazis sein Stück *Die Tochter der Kathedrale* in höchsten Tönen gepriesen, hatte nicht Goebbels daraus Kapital geschlagen? Hatten sich die Hitleristen nicht damit gebrühet, Deutschlands grösster lebender Dramatiker, ein ehemaliger Sozialist, könne sehr wohl im ‚neuen‘ Deutschland bleiben und schreiben, seine Stücke aufgeführt sehen? Hauptmann hatte seine Anhänger in der ganzen Welt bitter enttäuscht. Doch als die Russen eintrafen, verloren sie keine Zeit bei der Ankündigung, Hauptmann werde alle Ehre zuteil werden. Erst im letzten Monat schickte der greise Dramatiker eine Grussbotschaft an den neuen ‚Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands‘ dem er alles Gute wünschte und die Hoffnung ausdrückte, er möge erfolgreich für die ‚geistige Wiedergeburt‘ des deutschen Vol-

1945 kes arbeiten – eine Botschaft, die man offenbar mit tiefer Dankbarkeit entgegennahm.

Mir erschien er als Wendehals, dem all das fehlte, was Thomas und Heinrich Mann wie so viele andere deutsche Schriftsteller gezeigt hatten in einem Moment, da die Integrität des deutschen Künstlers auf dem Spiel stand.

Becher erklärte uns jedoch, dass verschiedene Umstände auch für Hauptmann sprechen und seine Schuld mildern würden. Er habe erfahren, sagte er, dass der grosse Dramatiker für jede Konzession, die er gegenüber den Nazis gemacht habe, couragiert zehn weitere Forderungen abgelehnt habe, die die Ausbeutung seines Namens betrafen. Vielleicht stimmt das. Man hört das gleiche von Wilhelm Furtwängler, dem Dirigenten des Berliner Philharmonischen Orchesters, der im Naziland blieb und damit den Herrschern diente. Die Russen haben seiner Rückkehr ans Pult bereits zugestimmt, doch die Amerikaner sind dagegen, wenigstens im Moment noch.

Natürlich ist es für einen amerikanischen Schreiber, der niemals solchen Prüfungen wie seine deutschen Kollegen ausgesetzt war, einfach, sich aufs hohe Ross zu setzen. Dennoch erscheint mir Manns Verhalten weitaus ehrenhafter als das von Hauptmann oder Furtwängler.

Unter den achtzig Millionen Deutschen, scheint mir, muss es doch auch einige rebellische Seelen gegeben haben, vor allem bei der Jugend, die ihr Herz verströmt und eine neue Literatur geschrieben haben, die ans Tageslicht kommen müsste, wenn das Hitlerreich zugrunde gegangen war. War das nicht in allen Ländern während solcher Perioden der Unterdrückung des menschlichen Geistes stets der Fall gewesen? Ich fragte Becher danach. «Sie müssen doch hier einige interessante Werke entdeckt haben», sagte ich.

Er starrte mich an und meinte: «Das habe ich auch gedacht, als ich zurückkam. Ich war mir absolut sicher, dass uns viele junge, unbekannte Autoren – ebenso wie einige der älteren – mit Manuskripten überschütten würden, die sie während der Jahre der Unterdrückung versteckt hatten. Doch ich täuschte mich. Offenbar war nichts geschrieben worden – von niemandem.»

Wir beendigten unser Gespräch nicht und vereinbarten eine baldige Fortsetzung.

*Berlin, 9. November*

Heute ist der Jahrestag von Hitlers Bierkeller-Putsch – in der Nazizeit Tag grosser Feiern. Wie viele endlose Übertragungen von Hitler-Reden aus dem Bürgerbräukeller, voller Protz und Lügen, habe ich im Lauf der Jahre an diesem Tag anhören müssen! Auch am 9. November 1939 sass ich am Radio, ich erinnere mich genau. Das war neun Wochen, nachdem Hitler seinen Krieg vom Zaune gebrochen hatte. Kurz nach seiner Rede kam die Meldung, dass unmittelbar nach dem Ausmarsch der Nazigrössen eine Bombe explodiert war.

Wir Korrespondenten dachten immer, dass Himmler die Bombe gelegt hatte – sie tötete sieben kleine Nazis und verwundete weitere dreiundsechzig von ihnen –, um die Deutschen noch stärker auf Hitler und den Krieg einzuschwören. Heute erzählte der Redakteur einer hiesigen deutschen Zeitung, dass man niemals wieder etwas von dem armen Burschen namens Georg Elser gehört hatte, den Himmler als Bombenleger im Auftrag des britischen Geheimdienstes angeklagt hatte. Nun, die Deutschen werden bald erfahren, was mit ihm geschehen ist – sobald nämlich in Nürnberg die geheimen Dokumente der Nazis offengelegt werden.

Wie wir richtig vermutet hatten, war das Ganze ein Coup der Nazis. Und Elser, ein Tischler von Beruf, musste als Sündenbock herhalten, wie van der Lubbe beim Reichstagsbrand. Aus den Unterlagen geht hervor, dass Elser – der absolut nichts mit dem Bombenanschlag zu tun hatte – in ein Konzentrationslager verbracht wurde, wo man ihn ausnahmsweise einigermaßen anständig behandelte und von den anderen Gefangenen separierte. Die Nazis hatten ihm bei Kriegsende die Freilassung und 40'000 Mark in Aussicht gestellt. Doch ein *verlorener* Krieg änderte die Situation natürlich. So befahl Himmler einen Monat vor dem Ende die unverzügliche Liquidierung Elsers und liess in der Presse bekanntgeben, dass der unglückliche Mann bei einem ‚Terrorangriff der Alliierten‘ auf Dachau getötet worden sei. Das überrascht mich nicht.

1945

Heute ist auch der Jahrestag der deutschen ‚Revolution‘ von 1918, als der Kaiser floh und die Deutschen die Beendigung des Krieges erstritten. Danach übernahmen die Sozialdemokraten die Macht im Lande (die Kommunistische Partei wurde erst zur Jahreswende 1918/19 gegründet). Einige Journalisten versuchen in den heutigen Zeitungen, auf die Lehren aus dem Scheitern dieser ‚Revolution‘ hinzuweisen – dem Versagen der Sozialisten, die die Macht besaßen, sie aber nicht nutzten. Stattdessen hatten sie reaktionäre Kräfte und Männer der in Misskredit geratenen Armee an der Leitung des Staates beteiligt – eine ebenso falsche wie törichte Entscheidung, die am Ende zu jenen Ruinen des Dritten Reiches führte, in denen die Deutschen heute betäubt und hilflos ihr Leben fristen.

Gestern Abend, beim Dinner mit einem alten Freund, hatte ich ein langes Gespräch mit einem politisch sehr einflussreichen Russen, der hier namenlos bleiben soll. Dabei gewann ich den Eindruck, dass die sowjetische Politik bezüglich Deutschland sehr eindeutig ist: das Land nämlich in einer solchen Weise zu behandeln, dass es nie mehr stark genug werden kann, um Russland anzugreifen.

Danach verbrachte ich fast die ganze Nacht mit der Lektüre des Tagebuchs von Graf Lutz von Schwerin-Krosigk, dem deutschen Finanzminister während der gesamten zwölf Jahre des Naziregimes. Obwohl er, wie ich mich erinnere, ein ziemlich langweiliger Bursche war, sind seine Notizen von den letzten, fiebrigen Tagen des tausendjährigen Reiches sehr aufregend. Und enthüllen viele kaum bekannte Tatsachen! Der Narr glaubte bis zur letzten Minute daran, dass der Papst – mit Rückendeckung der amerikanischen Katholiken – Deutschland vielleicht retten würde, und dass die Wehrmacht sich mit den britischen und amerikanischen Armeen gegen die Russen verbünden könnte!

Er schreibt, die Nachricht von Roosevelts Tod sei von Hitler, Goebbels und den anderen Naziverbrechern als Geschenk Gottes aufgenommen worden, als jener Durchbruch, auf den sie schon lange gewartet hatten, um die Niederlage doch noch in einen Sieg zu verwandeln!

Jetzt erinnerte ich mich auch, dass Schwerin-Krosigk ursprüng-

lich kein Nazi gewesen war. Er hatte vor dem Ersten Weltkrieg in Oxford studiert, war dann während der gesamten Weimarer Republik hoher Beamter im Finanzministerium, dessen Leitung er in der kurzzeitigen Regierung von Papen übernommen hatte. Unter Hitler war er weiterhin Finanzminister, wahrscheinlich wegen seines Rufes als Finanzexperte und ernsthafter Mann. Ich erinnere mich, wie beeindruckt unser Botschafter Dodd von ihm war, der ihn sogar als Anti-Nazi-Kraft im Kabinett Hitler einschätzte. Auch erinnere ich mich, dass Schwerin-Krosigk als zutiefst religiöser Mann galt. Ausserdem hatte er eine ungewöhnlich grosse Zahl von Kindern – ich glaube, zwölf.

In seinem Tagebuch äussert sich die Moral solcher Deutscher (der ‚guten Deutschen‘, die man bei uns zu Hause so sehr liebt), die nicht von Anfang an fanatische Nazis gewesen waren. Aus diesem Grund – und weil dieser Bericht eines wichtigen Kabinettsmitglieds die authentischste Schilderung der Vorgänge innerhalb der Regierung während der letzten fünfzehn hektischen Tage des Dritten Reiches darstellt – meine ich, es könnte historisch wichtig und auch von einigem allgemeinen Interesse sein, Auszüge aus diesem Tagebuch in mein Tagebuch aufzunehmen:

«TAGEBUCH VON LUTZ GRAF SCHWERIN VON KROSIGK

15. April 1945: Am Montag hatte ich ein langes Gespräch mit Goebbels. Er teilte mir bezüglich der militärischen Situation mit, dass innerhalb weniger Tage mit einem konzentrierten Angriff an der Oderfront zu rechnen sei. General von Busse, Oberbefehlshaber der Armee im Raum Berlin, sei jedoch überzeugt, dass er die Russen zurückschlagen könne. Im Westen werde in etwa einer Woche eine hervorragend ausgerüstete Armee tief in die Flanke der vorrückenden Amerikaner vorstossen, dies werde eine willkommene Verschiebung, wenn nicht gar die Umkehrung der Kriegslage bringen.

Was die politische Situation betrifft, so erklärte er, die Differenzen zwischen den Bolschewiken und den Anglo-Amerikanern würden von Tag zu Tag wachsen, für uns sei es einzig wichtig, auf den endgültigen Bruch vorbereitet zu sein,

der unweigerlich bevorstehe. Nach seiner Überzeugung sei dies eine Angelegenheit von drei oder vier Monaten.

Ich erwiderte, dass ich gleichfalls von diesem bevorstehenden Bruch überzeugt sei. Jedoch befürchtete ich, er würde erst eintreten, wenn wir bereits niedergeworfen wären, und keine Minute früher. Auf jeden Fall wäre es ein Fehler, davon auszugehen, eine solche Entwicklung würde sich automatisch vollziehen. Es sei keine Zeit zu verlieren, da man die militärische Situation – infolge des Verlustes unserer wichtigsten Rüstungsbasen und der sinkenden Kampfmoral unserer Truppen – als verzweifelt betrachten müsse. Dann führte ich Gedanken aus, die ich Goebbels bereits in meinen letzten Briefen dargelegt hatte. Ich sagte, ein Eingreifen in die aktive Politik sei unmöglich mit einem Aussenministerium, das lediglich zweitklassige Vertreter entsenden könne. Stattdessen müsse man inoffizielle Persönlichkeiten, vorzugsweise aus Wirtschaftskreisen, mit der Kontaktherstellung zu gleichen Persönlichkeiten auf neutraler oder Feindseite beauftragen. Oder man müsse Männer gewinnen, die möglicherweise als Vermittler agieren könnten. In einer solchen Rolle könne ich mir den Papst, den Schweizer Dr. Burckhardt oder den portugiesischen Premierminister Salazar vorstellen. Nur gleichrangige Persönlichkeiten von unserer Seite – etwa Neurath, Papen oder Lindemann-Bremen – könnten aber deren Gesprächspartner sein.

Goebbels stimmte mir aus ganzem Herzen zu. Im Vertrauen liess er mich wissen, dass gewisse Schritte zu solcher Kontaktaufnahme bereits unternommen worden seien. Aus den wenigen ersten Informationen liesse sich folgendes Bild gewinnen: Eine völlige Zurückweisung seitens der Amerikaner sei nicht zu befürchten, das gleiche gelte seltsamerweise auch für die Russen; England jedoch zeige eine total negative Haltung, obwohl es doch im Resultat der drohenden Übermacht der Sowjets und Amerikaner grosse Gefahr befürchten müsse. Die Verhandlungen seien jedoch unsererseits behindert durch die Person Ribbentrops als Aussenminister.

Goebbels kritisierte die Politik des Aussenministeriums und die Persönlichkeit des Ministers in einer Art und Weise, wie sie nicht



deutlicher sein konnte ... Allerdings sei er in der Kritik des Aussenministers dadurch zur Vorsicht gezwungen, dass es wiederholte Versuche gegeben hätte, den Führer davon zu überzeugen, dass er, Goebbels, zusätzlich zum Propagandaministerium auch nach dem Aussenministerium strebe. So könne er also in seinen Gesprächen mit dem Führer, wenn es um die Aussenpolitik ging, nicht so frei und offen sein wie bei allen anderen Fragen. Ob ich nicht bei Hitler dieses Thema anschneiden könne?

Goebbels sagte weiter, man müsse verstehen, dass der Führer sich nicht von ungeeigneten Personen beraten lassen könne oder wolle. Ausserdem habe ihn der 20. Juli sowohl physisch (eine Hand bis heute unbrauchbar und zitternd) als auch, noch stärker, psychisch sehr stark mitgenommen. Der Vertrauensbruch sei ein schwerer Schock gewesen und habe ihn noch misstrauischer und einsamer werden lassen. Doch – so Goebbels weiter – er wisse, wie hoch der Führer meine Ehrlichkeit und Ernsthaftigkeit schätze und wieviel ihm an meinem Rat gelegen sei, wissend, dass ich damit niemals persönliche Motive verbinden würde. Sei ich also einverstanden, wenn er für mich eine Audienz beim Führer arrangieren würde? In diesem Fall sollte ich das Gespräch mit einem kurzen Bericht zu meinem Ressort beginnen. Der Führer würde dann nach kurzer Zeit mit der Erörterung der allgemeinen Lage beginnen und mir damit einen guten Ausgangspunkt für das spezielle Thema liefern. Defätismus allerdings könne der Führer nicht ertragen. Sobald er den Eindruck habe, ein Gespräch liefe auf das Thema Kapitulation hinaus, würde er es unverzüglich beenden. Also hätte ich meine Worte sehr sorgfältig und taktvoll zu wählen.

Während mir durch den Kopf ging, dass dies eine jegliche Intervention sehr schwierig machen würde, stimmte ich doch dem Vorschlag Goebbels' sofort zu, ein solches Gespräch beim Führer zustande zu bringen.

Goebbels erzählte mir, wie er kürzlich dem Führer Carlyles grossartige Beschreibung der verzweifelten Tage des Siebenjährigen Krieges vorgelesen habe. Selbst Friedrich der Grosse sah damals keinen Ausweg mehr. Seine Staatsmänner und Generäle waren von der Niederlage des grossen Königs

**1945** überzeugt. Ebenso seine Feinde, die Preussen bereits als besiegt ansahen und sich angeblich wichtigeren Dingen zuwandten. Friedrich sah sich einer düsteren Zukunft gegenüber und schrieb einen letzten Brief an seinen Minister Graf Finkenstein. Darin setzte er sich selbst ein letztes Ultimatum: Sollte sich die Kriegslage bis zum 15. Februar nicht ändern, so würde er aufgeben und Gift nehmen. Dann schreibt Carlyle: ‚Tapferer König, warte nur noch eine kleine Weile, und die Tage deines Leidens werden vorüber sein; die Sonne deines Glücks ist bereits hinter den Wolken aufgegangen und wird sich dir in Bälde zeigen/ Am 12. Februar starb die Zariza, und es ereignete sich das Wunder des Hauses Brandenburg. Tränen hätten in den Augen des Führers gestanden bei diesem Vortrag, fügte Goebbels hinzu.

Dann berichtete er weiter, auf Wunsch Hitlers habe man dessen persönliches Horoskop für den 30. Januar 1933 und das ‚Horoskop des Reiches‘ für den 9. September 1918 genau geprüft. Dabei hätte sich erstaunliche Übereinstimmung in folgenden Punkten gezeigt: Beide Horoskope sagten den Ausbruch des Krieges im Jahre 1939 voraus, eine Serie von Siegen bis 1941, danach eine Umkehrung der Lage mit härtesten Schlägen in den ersten Monaten von 1945, besonders in der ersten Aprilhälfte. In der zweiten Hälfte des April seien zeitweilige Erfolge zu erwarten, danach eine Stagnation bis zum August und im gleichen Monat der Friedensschluss. Für die darauffolgenden drei Jahre sehe Deutschland einer schweren Zeit entgegen, doch beginnend mit 1948 würde es wieder auferstehen.

Am nächsten Tag schickte mir Goebbels die beiden Horoskope. Ich konnte die genannten Fakten aus dem Text nicht herauslesen, sie standen aber in der beigefügten, in jüngster Zeit erst angefertigten ‚Analyse‘. Nun bin ich sehr gespannt, was sich in der zweiten Aprilhälfte ereignen wird.

Bevor wir uns trennten, übergab ich Goebbels eine Ausarbeitung zu unseren Beziehungen mit England und zur englischen Schuldfrage, die ich in den letzten Wochen angefertigt hatte ... Dieses Papier hatte ich auch Otfried Dewitz gegeben, zur Weiterleitung an seinen Chef Schellenberg, Nachfolger von Canaris als Leiter der Abwehr. Dewitz teilte daraufhin mit, ich sollte den Text

kürzen und einen zweiten Teil zur Schuldfrage Deutschlands hinzufügen, in Anbetracht der Tatsache, dass es nun Zeit sei, die Schuld beider Seiten aufzuarbeiten und Vergangenes Vergangenes sein zu lassen‘.

Deutschlands Schuld? Ach ja! Jetzt erfahren wir vom deutschen Finanzminister, dass die Nazis im Angesicht des verlorenen Krieges – aber keine Sekunde früher, denken wir daran – sich eilig die Frage stellten, was noch gerettet werden konnte. Vielleicht würden die Russen und ihre westlichen Alliierten sich Überwerfen? Vielleicht könnte man mit dem Westen einen Frieden vereinbaren? Und natürlich müsste man die Dinge in Deutschland auch ein wenig verändern, etwa die Vernichtung der Juden stoppen oder den Zwang der Diktatur lockern.

In diesem Zusammenhang berichtet der Graf über ein ‚sehr interessantes Gespräch mit Schellenberg‘. den er als ‚ziemlich jungen, sehr intelligenten und angenehmen Mann‘ bezeichnet. Tatsächlich war Walter Schellenberg, Chef von Himmlers gefürchtetem Sicherheitsdienst für die besetzten Gebiete, einer der schlimmsten und blutigsten Naziverbrecher, ein Mörder ersten Ranges. Doch selbst ein aufrechter deutscher Christ wie Schwerin-Krosigk verfügte offenbar nicht länger über irgendwelche Moralnormen, nach denen man menschliche Wesen einzuschätzen hat. Lesen wir weiter in seinem Tagebuch:

«Natürlich besprachen wir die Möglichkeiten von Verhandlungen mit dem Feind. Schellenberg meinte, eben jetzt könne er keinen Ansatzpunkt sehen, nicht etwa wegen fehlender Gelegenheiten, sondern wegen unseres dummlichen Außenministers, der jegliche Vorschläge, die nicht von ihm kamen, prompt sabotieren würde – während die von ihm gemachten schlicht unmöglich seien. Ein weiteres Manko bestünde darin, dass unsere Führung offenbar immer noch nicht einsehe, dass auch wir Zugeständnisse zu machen und Opfer zu bringen hätten. Schellenberg kritisierte sehr offen unsere Haltung gegenüber dem Ausland, die – völlig unnötig – Hass pro-

1945

voziert habe; und auch unsere Politik gegenüber den Juden. Man könne ein Volk nur auf solche Weise behandeln, wie wir die Juden behandelt haben, wenn man die völlige Macht über dieses Volk besitze. Da wir aber nur ein Drittel der Judenheit beherrschten – der Rest lebt ausserhalb unserer Gesetzlichkeit –, sei unsere Behandlung der Juden ausgesprochen dumm gewesen, dies wiege noch schwerer als das Verbrechen. Das gleiche gelte für die Politik gegenüber unserem eigenen Volk, den Streit mit der Kirche, die Herrschaft des Bonzentums usw. Im Ergebnis dessen hätte man im Ausland heftig gegen die führenden Männer des deutschen «Systems» Stimmung gemacht. Ich stimmte ihm zu und fügte an, man könne für alle Personen der Führung Ersatz finden, doch das Ausland müsse verstehen, dass Hitler und Himmler auf ihren Posten zu bleiben hätten. Im Falle ihres Abtritts würde ein Vakuum entstehen, und dies bedeute bei der gegenwärtigen Situation in Deutschland die permanente Gefahr einer chaotischen und bolschewistischen Entwicklung. Die Schwierigkeit bestehe aber darin, dass das Ausland gerade diese beiden Männer am heftigsten attackiere ...

Letzte Woche besuchte mich Franz Seldte, der ehemalige Führer der Organisation Stahlhelm, und wir besprachen die Lage. Nach Seldtes Meinung werde es in Kürze nötig sein, gewisse Regelungen abzuschaffen, die unser System als Diktatur kennzeichneten; zum Beispiel, dass nicht nur der Reichstag, sondern auch der Führer persönlich Gesetze erlassen könne. Auch das Einparteiensystem müsse beseitigt und neben der NSDAP weitere Parteien zugelassen werden.

Mittwoch Abend, nach einem besonders langen Fliegeralarm, traf ich Dowandt. Er berichtete, heute hätten amerikanische Panzer bereits die Autobahn Dessau-Berlin erreicht. Daraufhin habe das OKW die Schliessung der Pulverfabriken in Coswig und Wittenberg/Bitterfeld angeordnet, der letzten noch verbliebenen deutschen Werke für die Herstellung von Schiesspulver. Die vorhandenen Bestände würden nur kurze Zeit ausreichen, dann sei alles zu Ende, denn selbst der tapferste Soldat könne nicht ohne Munition kämpfen. Ich war zutiefst niedergeschlagen. Sollte das wirklich das Ende sein? Mein Verstand hatte mir schon lange zuvor gesagt, dass

dieses Ende unvermeidlich war, doch ich hatte eine solche Möglichkeit stets instinktiv von mir gewiesen.

In diesem Augenblick meldete sich mit schrillum Ton das Telefon: Mein Staatssekretär wollte mich sprechen. Warum zu dieser späten Stunde? Er sagte nur drei Worte: ‚Roosevelt ist tot!’ ... Das war der Engel der Geschichte. Wir spürten seine Flügel im Raum. War das nicht die so sehulich erwartete Wendung der Ereignisse? – Am nächsten Morgen rief ich Goebbels an. Nachdem ich uns beglückwünscht hatte, bat ich ihn, sich sofort um die Presse zu kümmern. Der neue Präsident dürfe weder beschimpft noch übermäßig begrüßt werden, insbesondere die Kontroversen zwischen Goebbels und Roosevelt müssten völlig unerwähnt bleiben. Es könnten sich jetzt neue Möglichkeiten ergeben, und die Presse dürfe diese nicht durch plumpes Vorgehen vereiteln.

Goebbels war gleicher Meinung, er hatte bereits entsprechende Instruktionen erteilt. Dann berichtete er von einem Besuch bei der Armee Busse am Mittwoch. Dieser hätte ihm noch einmal versichert, dass ein russischer Durchbruch unmöglich sei, und die Parole ausgegeben: Wir halten aus, bis uns die Briten in den Arsch treten – was die Situation auf kurze, soldatische Weise zusammenfasse. Am Abend hätten sie dann zusammen in Busses Hauptquartier gegessen, und er, Goebbels, hätte seine Gedanken zur Lage entwickelt: dass sich nach historischer Logik und Gerechtigkeit die Dinge nun ändern müssten, ebenso, wie es im Siebenjährigen Krieg zum Wunder des Hauses Brandenburg gekommen sei. Daraufhin hätte einer von Busses Offizieren, ein Skeptiker, ironisch gefragt: ‚Und welche Zariza wird diesmal sterben?’ Worauf Goebbels geantwortet habe, das wisse er nicht, doch das Schicksal halte die verschiedensten Möglichkeiten bereit.

Dann sei er zurückgefahren nach Berlin, wo ihn die Nachricht von Roosevelts Tod erreichte. Unverzüglich habe er Busse ans Telefon holen lassen und ihm zugerufen: Die Zariza ist tot! Worauf Busse meinte, dies bedeute eine ungeheure Stärkung für seine Männer, die nun neue Hoffnung schöpfen könnten. Goebbels meinte mir gegenüber, diese Nachricht würde die Moral des ganzen deutschen Volkes aufrichten, da man Roosevelts Tod nur als Wink des histori-

schen Schicksals und der Gerechtigkeit auffassen könne. Ich unterbrach ihn: ‚Warum sprechen Sie nicht vom göttlichen Schicksal, von Gottes Gerechtigkeit?‘ Da er das Gespräch beenden musste, schrieb ich ihm gleich danach einen Brief. Darin führte ich aus, dass ich in Roosevelts Tod ein Gottesurteil erblicken würde, gleichzeitig aber auch ein Geschenk Gottes, das wir nun erwerben müssten, um es zu besitzen – wie Goethe sagte. Dieser Tod, so fuhr ich fort, beseitigt den Felsblock, der alle Strassen versperrt hatte, die zu Kontakten mit Amerika führen. Jetzt aber müssten wir diese uns von Gott gegebene Gelegenheit nutzen und alles tun, um den Beginn von Verhandlungen zu erreichen. Der einzig erfolgversprechende Weg schien mir in einer Vermittlung durch den Papst zu liegen. Da die amerikanischen Katholiken eine starke Einheit bildeten – im Gegensatz zu den in viele einzelne Gruppen aufgesplitterten Protestanten –, würde die Stimme des Papstes in den USA grosses Gewicht besitzen. In Anbetracht der ernstesten militärischen Lage dürften wir keinen Moment zögern.’

Und doch zögerten sie. Hitler wollte nichts davon hören, durch den Papst oder irgendjemand anderen Friedensfühler nach Amerika auszustrecken. Wie wir wissen, wollte der wahnsinnige Führer Deutschland und das deutsche Volk gemeinsam mit ihm in ein blutiges und heidnisches Ende hinabzerren. Graf Schwerin-Krosigk trifft seinen Staatssekretär Dr. Wilhelm Stuckart, einen alten Nazi, und erlebt ihn angesichts der Ereignisse ‚zutiefst schockiert und verbittert‘. Stuckart tönt hochtrabend, der Sieg sei ‚bereits unser gewesen, doch wir haben ihn leichtfertig und närrisch aus der Hand gegeben‘. Pétain habe Hitler frühzeitig ‚ein Bündnis und die Kriegserklärung gegen England‘ angeboten. Wäre dies akzeptiert worden, ‚so wäre kein Amerikaner jemals nach Afrika, geschweige denn Europa gekommen. Wir hätten die Völker der besetzten Gebiete des Ostens besiegen und Armeen zum Kampf an unserer Seite rekrutieren können. Nun aber stürmen diese Armeen gegen uns vor...‘

Und daheim im Vaterland? Der alte Nazi-Staatssekretär ist voller Gewissensbisse: ‚Ein kleiner Kreis von Männern, besessen von

Ehrgeiz und Machtgier, hat das deutsche Volk, das in diesem Krieg so tapfer und würdevoll kämpfte, tyrannisiert und ist auf ihm herumgetrampelt.' An dieser Stelle macht Stuckart seinem Minister ein schlimmes Geständnis. Lesen wir weiter in Schwerin-Krosigks Tagebuch:

„Dann sagte er, es sei nach alledem kein Wunder, dass die Menschen in Hessen und Franken, einst treue Gefolgsleute der Partei, nun die Amerikaner als ihre Befreier begrüsst hätten, die sie nicht nur vom Bombenterror, sondern auch vom Joch der Partei erlösen würden. Das allein sei zum Weinen. Ich konnte ihm nur beipflichten. Ob er noch irgendeine Hoffnung sehe, wollte ich wissen. Darauf antwortete er, uns bliebe für die Rettung nur noch ein Ausweg: die Entscheidung entweder für den Westen oder den Osten. Gegen beide könnten wir nicht kämpfen. Eine solche Entscheidung hingegen könnte uns vielleicht in die Lage versetzen, wenn auch unter grössten Opfern, die Substanz des deutschen Volkes zu retten. Dabei würde es keine Rolle spielen, wenn das Rheinland und sogar das Ruhrgebiet unter internationale Kontrolle giereten. Die Menschen dort würden ja Deutsche bleiben und eines Tages wieder soweit sein, zu siegen. Würden wir aber die Ostgebiete verlieren, würden diese von den Deutschen entvölkert und mit Slawen besiedelt werden, so wären sie für immer verloren. Dem konnte ich nur zustimmen“.

Segeberg, 22. April 1945: Ein neuer Lebensabschnitt beginnt: Ich habe Berlin verlassen. Wann und wie werde ich es wiedersehen?

Am Donnerstag hatte ich ein langes Gespräch mit Himmeler... Er sprach über den tiefen Eindruck, den mein Papier zu ‚Englands Schuld‘ auf ihn gemacht habe ... Dann durfte ich meinen Standpunkt zur Lage erläutern. Der militärische Zusammenbruch könne nicht mehr lange aufgehalten werden, sagte ich. Nach dem Verlust unserer Rüstungsbetriebe sei der Mangel an Waffen derart gravierend, dass die Kriegführung von Tag zu Tag unmöglicher werde. Im Westen kämpfe die Armee zwar noch, sei jedoch zunehmend in Unordnung und besitze keinen festen Widerstandswillen mehr. Dies könne

1945

nicht überraschen, fuhr ich fort, da grosse Teile der Bevölkerung die Ankunft der Amerikaner als Befreiung feierten. Dass es so weit kommen konnte, sei Schuld der Partei. Ich sei bis jetzt der Überzeugung gewesen, wir müssten Widerstand bis zum Letzten leisten und die dadurch gewonnene Zeit gleichzeitig für Verhandlungen nutzen. Das bisher vom deutschen Volk gebrachte Blutopfer könne nur dadurch gerechtfertigt werden, indem wir jetzt entschlossen eine Politik verfolgten, die den Bruch zwischen Bolschewisten und Anglo-Amerikanern herstellen bzw. beschleunigen müsse.

Himmler fragte, wie ich mir eine solche Politik praktisch vorstellen würde. Daraufhin entwickelte ich verschiedene Varianten: Der Papst könnte seinen Einfluss auf den katholischen Block in Amerika dazu nutzen. Wir könnten geeignete Personen als Vermittler einschalten: den Schweizer Dr. Burkhardt, den Portugiesen Salazar (und, warf Himmler ein, den schwedischen König). Ausserdem sollten wir führende Wirtschaftsleute (für bestimmte Länder auch Wissenschaftler oder Künstler) für inoffizielle Kontakte mit entsprechenden Kreisen in den Feindländern gewinnen. So könne etwa den Amerikanern klargemacht werden, dass der Machtzuwachs, den die Bolschewisten mit Hilfe des deutschen Wirtschaftspotentials erlangen würden, eine Bedrohung der USA darstelle; dass jene militärischen Neuentwicklungen, die wir infolge der Kürze der Zeit noch nicht im Krieg einsetzen konnten, die Sowjets unbesiegbar machen würden; und dass die amerikanische Annahme falsch sei, sie könnten die Sowjets, um selbst freie Hand in Fernost zu haben, mit der Überlassung eines Teils von Europa ausreichend befriedigen. Das Gegenteil würde eintreten: Einmal so erstarkt, würde Sowjetrussland seinerseits die Hand nach Fernost ausstrecken.

Ich führte weiter aus, dass wir zusätzlich zu den unweigerlich auf uns zukommenden territorialen Opfern auch gezwungen sein würden, unsere Politik im Inneren erheblich zu mässigen. Es sei nicht einmal das Problem der Juden, das uns die meisten Kopfschmerzen bereiten werde. Die Briten würden nicht auf einer Rückkehr der Juden nach Deutschland bestehen. Allerdings müssten wir wohl einen hohen Preis dafür bezahlen, was wir ihnen angetan haben. Ein viel grösseres



Problem sei mit der Person des Führers und der Partei verbunden. Im Zusammenhang damit stelle sich die Frage nach der Wiederherstellung des Rechts der Präsidentenwahl durch das Volk sowie der Abschaffung des Einparteiensystems.

Himmler stimmte mit meiner Einschätzung völlig überein. Er kritisierte unsere Aussenpolitik und Minister Ribbentrop äusserst scharf, gleichzeitig räumte er schwere Fehler in der Innenpolitik ein. Auch er zweifelte daran, dass ein Bruch zwischen Russen und Westmächten automatisch erfolgen würde. Was die Juden betrifft, meinte er, den noch in Deutschland verbliebenen sei seit zwei Jahren nichts mehr zugestossen; sie stellten ein wichtiges Pfand für alle zukünftigen Verhandlungen dar. In den Fragen der Innenpolitik aber würde der Führer niemals zu Konzessionen bereit sein, schloss Himmler.

Ich meinte darauf, dies sei für mich ein psychologisches Rätsel. Sei der Führer denn, trotz seiner oft hochfliegenden Pläne, kein Realist? Sei er nicht in der Lage, eine Situation realistisch einzuschätzen, ohne Illusionen? Worauf warte er denn noch? Diese Bemerkungen verwirrten Himmler, und er redete sich damit heraus, eben jetzt hätte der Führer ein neues Konzept entwickelt. Wie dieses aussah, verriet er mir jedoch nicht. Er selbst glaube jedoch fest an den glücklichen Ausgang des Krieges, fügte er hinzu, und liesse damit seinem Instinkt die Oberhand über alle Argumente der Vernunft.

Am Ende des Gespräches bemerkte Himmler, er sei – im Gegensatz zu seinem Ruf als eitler und gottloser Mann – im Grunde seines Herzens gottesfürchtig und glaube an himmlische Fügungen. Gerade im letzten Jahr habe er wieder gelernt, an Wunder zu glauben. Dass der Führer am 20. Juli überlebt hatte, sei für ihn ein solches Wunder. Ein zweites habe er erlebt, als er im Frühjahr die Leitung der Meeresgruppe Weichsel übernahm. Dort habe er eines Nachts seinem Stab erklärt, nun sehe auch er keine Möglichkeiten mehr, es gebe keine Hoffnung. In diesem Moment habe es draussen zu regnen begonnen, Tauwetter setzte ein, und man habe Zeit gewonnen, um die Verteidigungslinie an der Oder aufzubauen. Das Wunder der Rettung sei also geschehen, unterstrich Himmler, und seit dieser Zeit schiene ihm ein glückliches Ende des Krieges absolut gewiss zu sein.

1945 Ich erwiderte, dass auch ich an Wunder glaube, diese jedoch stets auch eine göttliche Herausforderung seien: Ich gebe euch eine Chance, ihr müsst das Beste daraus machen. So sei es auch mit Roosevelts Tod. Dies sei eine weitere Chance, vielleicht die letzte, die Gott uns gegeben habe.

Seldte, der bei Himmlers Ankunft zugegen war, setzte diesen später, als die beiden allein waren, weiter unter Druck. Er müsse jetzt handeln, er habe alle Mittel einzusetzen, um den Führer zu beeinflussen. Es gehe nicht länger nur um die Angelegenheiten einzelner Personen. Die Substanz des ganzen deutschen Volkes stehe auf dem Spiel.

Segeberg, 23. April 1945: Ich schreibe wieder an meinen Memoiren, die ich vor Jahren begonnen und dann unterbrochen habe ... Sollte mir in dieser Zeit etwas zustossen, so sollen meine Nachfahren zumindest wissen, was für ein Mann das war, der dem Kabinett des Reiches sowohl in den Jahren seines grössten Triumphes als auch seines schlimmsten Zusammenbruchs angehört hat. Denn unserem Volk scheint das düsterste Schicksal bevorzustehen. Die ganze Woche brachte nichts als Hiobsbotschaften<sup>^</sup>

Was war geschehen in Berlin, während dieser schicksalhaften Woche, dass die Minister der deutschen Regierung Sicherheit im Norden des Landes suchten, während Hitler und Goebbels in der Hauptstadt blieben? Das zitierte Dokument der britischen Abwehr über Hitlers Ende spricht vom Nervenzusammenbruch des Führers während der Lagebesprechung am 22. April, nachdem er den Krieg für verloren erklärt hatte. Seine Paladine hatten ihn zum Verlassen Berlins zu bewegen versucht, ohne Erfolg. Was sollten sie also tun? Den Führer allein lassen? Dazu gab es geteilte Meinungen. Schwerin-Krosigk berichtet – wenn auch nicht sehr genau –, was geschah:

,24. April 1945: Am Dienstag traf ich mich mit den anderen Ministern, die jetzt in Norddeutschland die Reichsregierung bilden und sich in der Gegend von Eutin und Plön niedergelassen haben, mit Ausnahme Rosenbergs und Rusts, die in den äussersten Norden

‚geflohen‘ sind, nach Flensburg. Der arme Kritzinger (in den letzten Wochen amtierender Chef der Reichskanzlei – W. S.) berichtete mehrmals von der Entwicklung während der letzten Nacht in Berlin, als er von den Ministern die gegensätzlichsten Anordnungen erhielt.

Am 21. April habe er einen heftigen Zusammenstoß mit Goebbels gehabt. Dieser hätte sich beschwert, man habe ihn nicht von dem beabsichtigten Umzug Richtung Norden unterrichtet. Noch heftiger habe er gegen die Flucht aller Verantwortlichen aus Berlin protestiert. Dies erschwere die Verteidigung ausserordentlich. Vielleicht hatte dieser Ausbruch Goebbels‘ den Führer letztlich zum Bleiben bewogen.

Kritzinger berichtete weiter, er habe mit Goebbels über die Umzugsvarianten gesprochen. Der Süden sei lange Zeit ins Auge gefasst gewesen. Nachdem es nun aber immer schwieriger werde, dorthin zu gelangen, habe es der Führer auf Bormanns Vorschlag den Ministern freigestellt, auch nach Norddeutschland zu gehen und erst später per Flugzeug in den Süden zu wechseln. In der protokollarischen Niederschrift habe Kritzinger dann ein Wort gewählt, das der ganzen Situation entsprach: Es sei *wünschenswert*, dass sich die Minister so rasch wie möglich nach Norden begeben würden.

Ich selbst hatte diesen Nuancen wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Ich betrachtete als wichtigsten Punkt für die Handlungs- und Verhandlungsfähigkeit der Regierung ihre Kommunikationsmöglichkeiten, und die waren im zum Untergang bestimmten (?) (das Fragezeichen steht so in Schwerin-Krosigks Aufzeichnungen – W. S.) Berlin nicht mehr gegeben. Nur die technische Undurchführbarkeit eines Umzugs der gesamten Regierung nach Süden, einschliesslich des Führers und seines Mitarbeiterstabes, führten im letzten Moment zum Entschluss, nach Norden auszuweichen. Als mir daher Rust in jener kritischen Nacht seine Absicht erklärte, auf jeden Fall in Berlin zu bleiben, sagte ich ihm, das würde ihn von der Regierung isolieren und ihm vielleicht eines Tages als Desertion angelastet werden. Die überraschende Entscheidung des Führers, in Berlin zu bleiben, hatte uns alle in eine schwierige Lage gebracht. Jetzt sah es so aus, als würden wir ihn ver-

1945 lassen und nach Norden flüchten. Doch das war nicht unsere Schuld. Wir können jedenfalls bezeugen, dass sich Kritzinger absolut korrekt verhalten hat und die Formulierung seines Handlungsprotokolls in völliger Übereinstimmung mit der Lage erfolgte.

25. April 1945: Am Nachmittag berichtete Gauleiter Wagner vor den Reichsministern. Er malte ein düsteres Bild der Lage. Die Front im Nordwesten könne nur noch wenige Tage gehalten werden. Wenn die Amerikaner von der Elbe nach Hamburg vorstossen sollten, so wäre es auch dort in wenigen Tagen zu Ende, betrachte man unsere unzureichenden Kräfte in diesem Sektor. Ebenso unmöglich sei es, selbst für begrenzte Zeit die Linie des Lübeck-Trave-Kanals zu halten. Wir müssten unverzüglich mit den Briten verhandeln, meinte Wagner. Er sei der Überzeugung, dass man sie zumindest zum Verharren in ihren jetzigen Positionen bewegen könne, wenn wir alle unsere Kräfte in den Kampf gegen die Russen werfen würden.

Er habe gestern Nacht während eines Telefonats mit dem Führer die Situation völlig ungeschminkt dargestellt. Doch Hitler sei immer noch strikt gegen jegliche Verhandlungen mit den Westmächten. Er wolle erst abwarten, wie sich die Verteidigungsschlacht um Berlin entwickle. Wagner zufolge sei es schlimm, wie die festgemauerten inneren Überzeugungen des Führers sich jedem Ratsschlag widersetzen, jedem Argument, ja sogar jedem Hinweis auf das enorme Leiden unserer armen Bevölkerung. Niemandem sei es gestattet, hinter diese Mauern zu blicken. Und wenn nun vielleicht dahinter nichts weiter verborgen ist als die handlungsunfähige titanische Starrköpfigkeit eines Genius, der, aller Illusionen beraubt, nun das ganze Volk der Vergöttlichung seiner Person opfern will?

Am Nachmittag hatte ich ein Gespräch mit Dönitz. Er betrachte sich als Soldaten, erklärte er, der alle Befehle des Staates ausführen werde. Solange die politische Führung es als richtig erachte, werde er die Westfront gegen die Briten verteidigen und seine U-Boote Richtung England auslaufen lassen. Erst ein entgegengesetzter Be-

fehl würde ihn andershandeln lassen. Ich teilte ihm meine Überzeugung mit, dass er mit der Intensivierung der Schlacht um Berlin sehr bald gezwungen sein würde, die Initiative des politischen Handelns zu übernehmen. Unser Gespräch war kurz und aufschlussreich.

26. April 1945: Ich habe den Ministern in Eutin von meinem Gespräch mit Dönitz berichtet... In einer vertraulichen Beratung mit Stuckart wies ich darauf hin, wie äusserst wichtig für Reichsführer Himmler es sei, sich unverzüglich hierherzu-begeben. Sein ständiger Kontakt zu Dönitz sei unerlässlich. Ausserdem schiene mir seine Gegenwart auch deshalb nötig, weil – nach allem, was ich in den vergangenen Tagen gehört hatte – separatistische Tendenzen immer deutlicher würden. Jeder dächte nur noch an die eigene Sicherheit, ohne die Gesamtsituation in Betracht zu ziehen. Es hiesse, Hamburg und Bremen würden bereits über einen nordwest-deutschen Staat nachdenken, eventuell unter Führung eines britischen Prinzen.

Stuckart stimmte mir zu und versprach, seinen Einfluss beim Führer zu nutzen und ihn telefonisch bzw. telegraphisch zu informieren‘.

Am 27. April erhält unser Tagebuchschreiber die sensationelle Nachricht», dass Göring ‚zurückgetreten‘ und sogar ‚festgenommen‘ worden sei. Er lässt uns wissen, dass der pompöse Reichsmarschall noch im letzten Moment versucht hatte, die Mitglieder von Hitlers Kabinett zur Flucht nach dem Süden, zu ihm also, zu bewegen. Doch Admiral Dönitz, dem Führer treu bis zuletzt, hatte dies durchkreuzt, indem er Görings Aufforderung an Hitler weitergab.

Und was dachte unser frommer Finanzminister, der so lange vor Göring gekatzbuckelt und sich bei ihm eingekratzt hatte, in Wirklichkeit über die Nummer zwei in Deutschland? Am 27. April 1945 wagte er es endlich seinem Tagebuch anzuvertrauen:

„Es ist bedauerlich, dass ein Mann mit dem Talent, der Autorität und Beliebtheit Görings von all diesen Qualitäten

1945

während des Krieges nicht entsprechenden Gebrauch gemacht hat, dass er stattdessen die Dinge schleifen liess und seine Passion für die Jagd und für das Sammeln von Kunst über die Aufgaben des Tages stellte. Er hat – ich fürchte, über jedes normale Mass hinaus – in den besetzten Gebieten grosse Mengen an Gemälden und Schmuckgegenständen ‚gesammelt‘ und sich zunehmend auf den Lorbeeren ausgeruht, die seine Luftwaffe während der ersten Kriegsjahre erworben hatte. Er allein trägt die Verantwortung dafür, dass im entscheidenden Moment nicht genügend Kampfflugzeuge zur Verfügung standen, um das Reich gegen den Luftterror zu schützen. Alle Warnungen und Einsprüche schlug er in den Wind. Und da wir den Krieg infolge des Versagens der Luftwaffe verloren haben, muss Göring für das Desaster verantwortlich gemacht werden, dem sich das deutsche Volk nun gegenüber sieht. Politisch liegt die Hauptverantwortung bei Ribbentrop. Er war es, der die neutralen Mächte durch seine Eitelkeit und Unmässigkeit Deutschland entfremdet hat; er war es, der auf Pétais Angebot nicht reagiert hat, Frieden mit Frankreich zu schliessen, ein Bündnis einzugehen und England gemeinsam den Krieg zu erklären – was die Invasion des Feindes in Afrika, Italien und Frankreich unmöglich gemacht hätte. Er war es, der 1942 ein russisches Friedensangebot ablehnte.

Verantwortlich sind auch Männer wie Erich Koch. Seine falsche und verbrecherische Politik im Osten liess uns nicht als Befreier, sondern als Unterdrücker erscheinen. Im Ergebnis dessen weigerten sich viele Männer in der Ukraine und anderen Teilen Russlands, mit uns zusammenzuarbeiten oder zu kämpfen. Stattdessen gingen sie zu den Partisanen und wurden unsere fanatischsten Gegner.

Und schliesslich Männer vom Typ Martin Bormanns, den ich als den bösen Geist des Führers, als schattenhafte ‚braune Eminenz‘ ansehe.

Auf der Seite des Feindes zeigte sich Stalin äusserst klug und erfolgreich dabei, die Kräfte des gesamten Volkes zu mobilisieren und sie auf die Flagge des Landes einzuschwören. Statt ebenso zu handeln, hat Bormann die Rolle der Partei überbetont – ihr wurde sogar die Organisation des Volkssturms erlaubt, mit den allseits

bekanntem Resultaten. Rivalitäten innerhalb der Partei verschärften die Machtgelüste ihrer Spitzenleute, politische Meinungsverschiedenheiten zwischen den Parteimitgliedern, oft sehr zweifelhafter Natur, ufernten aus ... So kam es, dass grosse Teile der loyalen und tapferen deutschen Bevölkerung die einrückenden Armeen der Westmächte als Befreier begrüssten, Befreier nicht nur vom Bombenterror, sondern auch vom Terror der Bonzen ...

28. April 1945: Ich hatte ein langes Gespräch mit Stuckart und Kritzinger. Dabei äusserte ich, dass wir nun – da alle Kommunikation mit Berlin abgerissen ist, Telefon- wie Telegraphenverbindung – jeden Moment mit der Möglichkeit des Verschwindens des Führers rechnen müssten, durch Tod oder andere Umstände. Es dürfe aber dadurch kein Vakuum entstehen. Jede verlorene Minute würde das deutsche Volk Ströme von Blut kosten und könne zur Frage von Sein oder Nichtsein werden. Eine legale Nachfolge sei unerlässlich, vor allem mit Blick auf die Möglichkeiten für Verhandlungen mit dem Ausland sowie die Erhaltung der inneren Einheit. Es sei möglich, führte ich aus, dass der Führer in letzter Minute sein ursprüngliches Testament ändere, das Göring (und an zweiter Stelle Hess) als seinen Nachfolger vorsehe – was man dann in eindeutiger Weise öffentlich machen müsse. Da sowohl Göring als auch Hess nicht mehr in Frage kämen – ob Testamentsänderung oder nicht –, sähe ich Himmler als einzig möglichen legalen Nachfolger.

29. April 1945: In einer Unterhaltung mit Stuckart und einem hohen SS-Führer setzten wir das Thema von gestern fort. Ich war sehr offen. Obwohl ich keinen anderen als Himmler sehe, der unter den gegenwärtigen Umständen die höchste Macht in Deutschland auszuüben in der Lage wäre, hielt ich es für meine Pflicht, auf die schweren Einwände hinzuweisen, die in solchem Fall sowohl im Ausland als auch bei uns gegen Himmlers Person zu erwarten seien, wegen seiner Vergangenheit. Ob zu Recht oder zu Unrecht, sein Name sei verbunden mit einigen der dunkelsten Kapitel, die unglücklicherweise auf der deutschen Geschichte der letzten Jahre

1945 lasteten. Das Land betrachte ihn als verantwortlich für viele Aktionen der Gestapo, diese habe sich den besonderen Zorn der Bevölkerung zugezogen, und das zu Recht. Man müsse davon ausgehen, dass das Ausland, sollte es überhaupt zu Verhandlungen bereit sein, sich nicht auf Himmler einlassen werde. Wenn allerdings diese Verhandlungsbereitschaft gar nicht vorhanden sei, dann könne auch der beste demokratische Name nicht helfen. Ich fürchtete jedoch, dass bereits die Nennung von Himmlers Namen jegliche Verhandlungen erschweren und verzögern würde. Deshalb, so führte ich aus, müsse Himmler im Falle der Machtübernahme sofort eine ganze Reihe von Massnahmen ankündigen, die eine deutliche Änderung unserer Politik anzeigten, die Zurücknahme vieler Dinge, die die Menschen im Ausland und zu Hause schockiert hätten.

Am Nachmittag besuchte ich Seldte, dessen Urteil stets klar und hilfreich ist. Wir besprachen alle Dinge, einschliesslich der Himmler vorzuschlagenden Änderungen. Dass er Ribbentrop unverzüglich entlassen würde, stand fest. Doch wer sollte neuer Aussenminister werden? Vielleicht würde er mich ins Auge fassen, dachte ich und fühlte gleichzeitig, dass ich nicht der geeignete Mann dafür bin. Ich wäre der Aufgabe nicht gewachsen, all jene mehr oder weniger schmutzigen Tricks anzuwenden, die ein Aussenminister gegebenwärtig wohl anwenden müsste ...

30. April 1945: Gestern informierte mich Stuckart davon, dass Feldmarschall von Greim, der neue Oberbefehlshaber der Luftwaffe, in der Nacht von Samstag zu Sonntag Berlin verlassen hat, in einer kleinen, von Hanna Reitsch gesteuerten Storch-Maschine. Seine Schilderungen der total zerstörten Stadt seien grauenhaft. Den Abend verbrachte ich mit Backe und Speer bei Dorpmüllers. Wir diskutierten alle vorhandenen Möglichkeiten der Regierung, die verzweifelte Situation zu wenden. Es bestand Übereinstimmung dazu, irgendein neues Testament des Führers nicht bekanntzugeben. Stattdessen müsse das ursprüngliche Testament als nicht handhabbar erklärt werden, Görings Rücktritt von allen Ämtern sei auf «schlechten Gesundheitszustand» zurückzuführen



sowie auf seine Verantwortlichkeit für den unglücklichen Ausgang des Krieges. Unter diesen Umständen sei dann Himmler der einzige, der die Regierungsgewalt übernehmen könne. Speer und Backe baten mich, unter allen Umständen das Aussenministerium und vielleicht auch die Leitung des Kabinetts zu übernehmen. Neue Nachrichten aus Berlin erwarteten wir nicht mehr.

1. Mai 1945: Am Dienstag traf die Nachricht vom Tod des Führers ein. Sie kam nicht unerwartet und löste bei uns – erschöpft wie wir waren nach so vielen Rückschlägen – kaum noch einen Schock aus. Eine Überraschung allerdings war die gleichzeitige Bekanntgabe der Ernennung von Admiral Dönitz zu seinem Nachfolger. Dönitz also, und nicht Himmler ... Speer berichtete, Dönitz sehe sich nach einem Aussenminister um. Er habe mich als den geeignetsten Mann empfohlen. Ich äusserte meine Einwände gegen eine eventuelle Nominierung. Dies sei doch nur ein Minister *étranger aux affaires*, da der gesamte Apparat des Aussenministeriums nicht mehr existiere. Ausserdem würde meine Nominierung im Ausland als *solution de convenience* empfunden werden, diktiert von der offensichtlichen Notwendigkeit, eine farblose Persönlichkeit zu präsentieren, nicht kompromittiert auf dem Feld der Aussenpolitik und für das Ausland unangreifbar, eine Person, die für keine bestimmte Richtung der Politik stehe.

Sollte man nicht einen im Ausland bekannten Mann berufen, vielleicht den alten Neurath?’

**An dieser Stelle bricht das Tagebuch ab.** Schwerin-Krosigk wurde Aussenminister, doch kurz darauf wurde seinen albernen Illusionen ein Ende bereitet, als sämtliche Mitglieder der absurden ‚Regierung Dönitz‘ von den alliierten Militärbehörden festgenommen und ins Gefängnis gebracht wurden.

Vielleicht ist Schwerin-Krosigk kein solcher Narr, wie sein Tagebuch es anzuzeigen scheint. Seine Hoffnung – die Hoffnung aller Naziverbrecher –, dass Deutschland durch einen Bruch zwischen Russland und seinen westlichen Verbündeten vielleicht irgendwie gerettet werden könnte, erscheint heute weitaus weniger absurd als

1945

noch vor einigen Monaten.

Nun, wenn wir und die Russen so dumm sind, wie die Deutschen darauf zählten, dann *verdienen* wir einen weiteren deutschen Krieg oder zumindest den Verlust des Friedens.

*Berlin, 10. November*

Kalt und rauh heute, und die Deutschen in ihren ungeheizten Häusern, viele noch ohne Dach, müssen das spüren. Der Eigentümer des Hauses, in dem ich mit einigen anderen Amerikanern wohne, wurde heute von unseren Militärbehörden exmittiert. Zugleich engagierte man einen deutschen Heizer, der nun mit unserer knappen Kohlenzuteilung umgeht. Das Haus war viel wärmer als in den Tagen zuvor.

Verbrachte einen Teil des Tages mit der Durchsicht deutscher Zeitungen. Wenigstens sie haben sich verändert, dank der Einflussnahme von Russen, Franzosen und Amerikanern. Heute erscheint es fast unvorstellbar, dass die Deutschen zwölf Jahre lang die Nazipresse mit ihrem Unsinn, ihren Lügen, ihren Auslassungen lesen konnten. Doch einige der alten Nazis wechseln sehr rasch ihre Farbe. Traf gestern zufällig Hasendorff. Zu meiner Zeit in Berlin war er eifriger Mitarbeiter von Goebbels im Propagandaministerium gewesen, speziell für amerikanische Fragen.

«Ich bin wieder auf die Füße gefallen», lachte er, als ich meine Überraschung ausdrückte, ihn in Anbetracht seiner Vergangenheit in Freiheit zu sehen.

«Wie das?» fragte ich.

«Ich bin leitender Redakteur der hiesigen britisch lizenzierten Tageszeitung», freute er sich und schien auszudrücken: Wenn die Briten so dumm sind, warum nicht?

Seine Rede erinnerte mich an einen Abend kürzlich bei John Scott. Dort hatte ich den Schauspieler Viktor de Kowa getroffen, jetzt Theaterdirektor. Ich erinnerte mich, dass er bei den Nazis in Theater und Film grosse Rollen gespielt hatte. Nun berichtete er, dass die Briten ihm gerade die Leitung von zwei Theatern in ihrem Sektor übertragen hatten.

«Wie das?» fragte ich, kaum noch überrascht.

«Ich war im Widerstand. Wissen Sie das nicht?» sagte er.  
 «Nein», gab ich zurück. «Was haben Sie im Widerstand  
 getan?»

«Geld gesammelt», war die Antwort.

In seiner Begleitung befand sich eine schöne junge Frau. Sie sprach deutsch, doch an ihrem Akzent erkannte ich rasch die Französin. Tatsächlich stellte sich heraus, dass sie eine französische Filmschauspielerin war. Sie erzählte von ihren Rollen, die sie in Berlin während des Krieges gedreht hatte. Jetzt aber bereite sie ihre Rückkehr nach Paris vor. Denn der Krieg sei endlich vorbei. Ja, das war er – offenbar sogar für die Kollaborateure.

Ich wundere mich über die Franzosen. Sie sind bei sich daheim mit ihren Kollaborateuren ziemlich hart umgegangen. Doch von Hasendorff hörte ich, dass ein Herr Vaudoin zum geschäftsführenden Redakteur des ‚Kurier‘ ernannt worden ist, einer neuen, von den Franzosen lizenzierten Berliner Tageszeitung, die ab nächster Woche erscheinen wird. Dieser Vaudoin – so Hasendorff – war Korrespondent der deutschen ‚Allgemeinen Zeitung‘ in Vichy und eifriger Pétain-Anhänger. Wenn das stimmt: Können denn die Franzosen so töricht sein?

Martha Gellhorn, eben von Hemingway geschieden, ist auch nach Berlin gekommen. Sie erzählt, Marlene Dietrich sei mit ihr zusammen im Flugzeug gewesen. Sie wollte ihre sterbende Mutter noch einmal sehen, kam aber zu spät.

War mit Howard Smith noch einmal bei Johannes R. Becher. Er klagte über die Schwierigkeiten seines neuen Kulturbunds und dessen neugegründeten Verlages, kulturelle Kontakte zu den amerikanischen Militärbehörden herzustellen. Die Briten und Russen hingegen hätten sich äusserst hilfreich gezeigt. Wie er berichtet, sind die Deutschen total ausgehungert nach ausländischen Büchern und eifrig darauf bedacht, die Lücken der vergangenen zwölf Jahre zu schliessen. Sie wollen endlich wieder Hemingway und Steinbeck, Dos Passos und Sinclair Lewis, Upton Sinclair und viele andere unserer Autoren lesen. Doch die amerikanischen Militärbehörden tun sich sehr schwer mit der Vermitt-

1945 lung, ja – so Becher – sie haben offenbar kaum Kenntnis von den besten Schriftstellern Amerikas.

Im Gespräch wurde deutlich, dass Becher und seine Mannen sehr bitter auf Thomas Manns Entscheidung reagieren, nicht nach Deutschland zurückzukehren. Besonders schmerzt sie ein Brief Manns von Anfang September, in dem er die Gründe für seinen Entschluss erläutert.

Doch welch ein Kommentar zu deutscher Kultur und deutschem Charakter in unserer Zeit ist es, wenn der grösste lebende Dichter des Landes amerikanischer Staatsbürger werden und nun seinen ehemaligen Landsleuten erklären muss, dass das, was sie ihm in der Vergangenheit angetan haben, und das, was sie als anständige Menschen und ernsthafte Künstler unter den Nazis unterlassen haben zu tun, ihn nicht allzusehr zur Rückkehr ermuntert! Irgendwie bewegt mich die Tragödie dieser grossen Entfremdung zwischen einem deutschen Künstler und dem deutschen Volk. Muss den besagten Brief von Thomas Mann unbedingt ins Tagebuch aufnehmen.

(Der Zeitungsabdruck des Briefes war mir in Deutschland abhanden gekommen, doch nach der Rückkehr in die USA liess mir Thomas Mann freundlicherweise seine Kopie. Der Brief ist so wichtig für das Verständnis dessen, was sich in Deutschland ereignet hat, was mit den Deutschen geschehen ist, er ist so zutiefst bewegend, dass ich ihn ungekürzt wiedergebe. Er ist die Antwort auf einen Offenen Brief des Schriftstellers Walter von Molo, einst Vorsitzender der Sektion Dichtkunst – der ‚Dichterakademie‘ – bei der Preussischen Akademie der Künste zu Berlin.)

Hier nun der Text:

,7. September 1945 Lieber Herr von Molo!

Ich habe Ihnen zu danken für einen sehr freundlichen Geburtstagsgruss, dazu für den Offenen Brief an mich, den Sie der deutschen Presse übergaben und der auszugsweise auch in die amerikanische gelangt ist. Darin kommt noch stärker und dringlicher als in dem privaten Schreiben der Wunsch, ja die verpflichtende Forderung zum Ausdruck, ich möchte nach Deutschland zurückkehren und

wieder dort leben: ‚zu Rat und Tat‘. Sie sind nicht der einzige, der diesen Ruf an mich richtet; das russisch kontrollierte Berliner Radio und das Organ der vereinigten demokratischen Parteien Deutschlands haben ihn auch erhoben, wie man mir berichtet, mit der stark aufgetragenen Begründung, ich hätte ‚ein historisches Werk zu leisten in Deutschland‘.

Nun muss es mich ja freuen, dass Deutschland mich wieder haben will – nicht nur meine Bücher, sondern mich selbst als Mensch und Person. Aber etwas Beunruhigendes, Bedrückendes haben diese Appelle doch auch für mich, und etwas Unlogisches, sogar Unrechtes, nicht Wohlüberlegtes spricht mich daraus an. Sie wissen nur zu gut, lieber Herr von Molo, wie teuer ‚Rat und Tat‘ heute in Deutschland sind, bei der fast heillosen Lage, in die unser unglückliches Volk sich gebracht hat, und ob ein schon alter Mann, an dessen Herzmuskel die abenteuerliche Zeit doch auch ihre Anforderungen gestellt hat, direkt, persönlich, im Fleische noch viel dazu beitragen kann, die Menschen, die Sie so ergreifend schildern, dort aus ihrer tiefen Gebeugtheit aufzurichten, scheint mir recht zweifelhaft. Dies nur nebenbei. Nicht recht überlegt aber scheinen mir bei jenen Aufforderungen auch die technischen, bürgerlichen, seelischen Schwierigkeiten, die meiner Rückwanderung‘ entgegenstehen.

Sind diese zwölf Jahre und ihre Ergebnisse denn von der Tafel zu wischen, und kann man tun, als seien sie nicht gewesen? Schwer genug, atembeklemmend genug war, Anno dreiunddreissig, der Choc des Verlustes der gewohnten Lebensbasis, von Haus und Land, Büchern, Andenken und Vermögen, begleitet von kläglichen Aktionen daheim, Ausbootungen, Absagen. Nie vergesse ich die analphabetische und mörderische Radio- und Pressehetze gegen meinen Wagner-Aufsatz, die man in München veranstaltete und die mich erst recht begreifen liess, dass mir die Rückkehr abgeschnitten sei; das Ringen nach Worten, die Versuche, zu schreiben, zu antworten, mich zu erklären, die ‚Briefe in die Nacht‘, wie René Schickele, einer der vielen dahingegangenen Freunde, diese erstickten Monologe nannte. Schwer genug war, was dann folgte, das Wanderleben von Land zu Land, die Passsorgen,

das Hoteldasein, während die Ohren klangen von den Schandgeschichten, die täglich aus dem verlorenen, verwildernden, wildfremd gewordenen Lande herüberdrangen. Das haben Sie alle, die Sie dem ‚charismatischen Führer‘ (entsetzlich, entsetzlich, die betrunkene Bildung!) Treue schworen und unter Goebbels Kultur betrieben, nicht durchgemacht. Ich vergesse nicht, dass Sie später viel Schlimmeres durchgemacht haben, dem ich entging; aber das haben Sie nicht gekannt: das Herzasthma des Exils, die Entwurzelung, die nervösen Schrecken der Heimatlosigkeit.

Zuweilen empörte ich mich gegen die Vorteile, deren Ihr genösset. Ich sah darin eine Verleugnung der Solidarität. Wenn damals die deutsche Intelligenz, alles, was Namen und Weltnamen hatte, Ärzte, Musiker, Lehrer, Schriftsteller, Künstler, sich wie ein Mann gegen die Schande erhoben, den Generalstreik erklärt, manches hätte anders kommen können, als es kam. Der Einzelne, wenn er zufällig kein Jude war, fand sich immer der Frage ausgesetzt: ‚Warum eigentlich? Die anderen tun doch mit. Es kann doch so gefährlich nicht sein.‘

Ich sage: zuweilen empörte ich mich. Aber ich habe Euch, die Ihr dort drinnen sasset, nie beneidet, auch in Euren grössten Tagen nicht. Dazu wusste ich zu gut, dass diese grossen Tage nichts als blutiger Schaum waren und rasch zergehen würden. Beneidet habe ich Hermann Hesse, in dessen Umgang ich während jener ersten Wochen und Monate Trost und Stärkung fand – ihn beneidet, weil er längst frei war, sich beizeiten abgelöst hatte und mit der nur zu treffenden Begründung: ‚Ein grosses, bedeutendes Volk, die Deutschen, wer leugnet es? Das Salz der Erde vielleicht. Aber als politische Nation – unmöglich! Ich will, ein für allemal, mit ihnen als solcher nichts mehr zu tun haben.‘ Und wohnte in schöner Sicherheit in seinem Hause zu Montagnola, in dessen Garten er Boccia spielte mit dem Verstörten.

Langsam, langsam setzten und ordneten sich dann die Dinge. Erste Häuslichkeiten fanden sich, in Frankreich, dann in der Schweiz; eine relative Beruhigung, Sesshaftigkeit, Zugehörigkeit stellte sich aus der Verlorenheit her, man nahm die aus den Händen gefallene Arbeit, die einem schon zerstört hatte scheinen wollen,

wieder auf. Die Schweiz, gastlich aus Tradition, aber unter dem Druck bedrohlich mächtiger Nachbarschaft lebend und zur Neutralität verpflichtet bis ins Moralische hinein, liess verständlicherweise doch immer eine leise Verlegenheit, Beklommenheit merken durch die Anwesenheit des Gastes ohne Papiere, der so schlecht mit seiner Regierung stand, und verlangte ‚Takt‘. Dann kam der Ruf an die amerikanische Universität, und auf einmal, in dem riesigen freien Land, war nicht mehr die Rede von ‚Takt‘, es gab nichts als offene, unverschüchterte, deklarierte Freundlichkeit, freudig, rückhaltlos, unter dem stehenden Motto: ‚Thank you, Mr. Hitler!‘ Ich habe einigen Grund, lieber Herr von Molo, diesem Lande dankbar zu sein, und Grund, mich ihm dankbar zu erweisen.

Heute bin ich amerikanischer Bürger, und lange vor Deutschlands schrecklicher Niederlage habe ich öffentlich und privat erklärt, dass ich nicht die Absicht hätte, Amerika je wieder den Rücken zu kehren. Meine Kinder, von denen zwei Söhne noch heute im amerikanischen Heere dienen, sind eingewurzelt in diesem Lande, englisch sprechende Enkel wachsen um mich auf. Ich selbst, mannigfach verankert auch schon in diesem Boden, da und dort ehrenhalber gebunden, in Washington, an den Hauptuniversitäten der Staaten, die mir ihre Honorary Degrees verliehen, habe ich mir an dieser herrlichen, zukunftsatmenden Küste mein Haus errichtet, in dessen Schutz ich mein Lebenswerk zu Ende führen möchte – teilhaft einer Atmosphäre von Macht, Vernunft, Überfluss und Frieden. Geradeheraus: ich sehe nicht, warum ich die Vorteile meines seltsamen Loses nicht geniessen sollte, nachdem ich seine Nachteile bis zur Hefe gekostet. Ich sehe das namentlich darum nicht, weil ich den Dienst nicht sehe, den ich dem deutschen Volke leisten – und den ich ihm nicht auch vom Lande California aus leisten könnte.

Dass alles kam, wie es gekommen ist, ist nicht meine Veranstaltung. Wie ganz und gar nicht ist es das! Es ist ein Ergebnis des Charakters und Schicksals des deutschen Volkes – eines Volkes, merkwürdig genug, tragisch-interessant genug, dass man manches von ihm hinnimmt, sich manches von ihm gefallen lässt. Aber dann soll man die Resultate auch

anerkennen und nicht das Ganze in ein banales ‚Kehre zurück, alles ist vergeben!‘ ausgehen lassen wollen.

Fern sei mir Selbstgerechtigkeit! Wir draussen hatten gut tugendhaft sein und Hitlern die Meinung sagen. Ich hebe keinen Stein auf, gegen niemanden. Ich bin nur scheu und ‚fremdle‘, wie man von kleinen Kindern sagt. Ja, Deutschland ist mir in all diesen Jahren doch recht fremd geworden. Es ist, das müssen Sie zugeben, ein beängstigendes Land. Ich gestehe, dass ich mich vor den deutschen Trümmern fürchte – den steinernen und den menschlichen. Und ich fürchte, dass die Verständigung zwischen einem, der den Hexensabbat von aussen erlebte, und Euch, die Ihr mitgetanzt und Herrn Urian aufgewartet habt, immerhin schwierig wäre. Wie sollte ich unempfindlich sein gegen die Briefergüsse voll lange verschwiegener Anhänglichkeit, die jetzt aus Deutschland zu mir kommen! Es sind wahre Abenteuer des Herzens für mich, rührende. Aber nicht nur wird meine Freude daran etwas eingeengt durch den Gedanken, dass keiner davon je wäre geschrieben worden, wenn Hitler gesiegt hätte, sondern auch durch eine gewisse Ahnungslosigkeit, Gefühllosigkeit, die daraus spricht, sogar schon durch die naive Unmittelbarkeit des Wiederanknüpfens, so, als seien diese zwölf Jahre gar nicht gewesen. Auch Bücher sind es wohl einmal, die kommen. Soll ich bekennen, dass ich sie nicht gern gesehen und bald weggestellt habe? Es mag Aberglaube sein, aber in meinen Augen sind Bücher, die von 1933 bis 1945 in Deutschland überhaupt gedruckt werden konnten, weniger als wertlos und nicht gut in die Hand zu nehmen. Ein Geruch von Blut und Schande haftet ihnen an; sie sollten alle eingestampft werden.

Es war nicht erlaubt, es war unmöglich, ‚Kultur‘ zu machen in Deutschland, während rings um einen herum das geschah, wovon wir wissen. Es hiess die Verkommenheit beschönigen, das Verbrechen schmücken. Zu den Qualen, die wir litten, gehörte der Anblick, wie deutscher Geist, deutsche Kunst sich beständig zum Schild und Vorspann des absolut Scheusäligen hergaben. Dass eine ehrbarere Beschäftigung denkbar war, als für Hitler-Bayreuth Wagner-Dekorationen zu entwerfen – sonderbar, es scheint dafür an jedem Gefühl zu fehlen.



Mit Goebbelsscher Permission noch Ungarn oder sonst einem deutsch-europäischen Land zu fahren und mit geschickten Vorträgen Kulturpropaganda zu machen fürs Dritte Reich – ich sage nicht, dass es schimpflich war, ich sage nur, dass ich es nicht verstehe und dass ich Scheu trage vor manchem Wiedersehen.

Ein Kapellmeister, der, von Hitler entsandt, in Zürich, Paris oder Budapest Beethoven dirigierte, machte sich einer obszönen Lüge schuldig – unter dem Vorwande, er sei ein Musiker und mache Musik, das sei alles. Lüge aber vor allem schon war diese Musik auch zu Hause. Wie durfte denn Beethovens ‚Fidelio‘, diese geborene Festoper für den Tag der deutschen Selbstbefreiung, im Deutschland der zwölf Jahre nicht verboten sein? Es war ein Skandal, dass er nicht verboten war, sondern dass es hochkultivierte Aufführungen davon gab, dass sich Sänger fanden, ihn zu singen, Musiker, ihn zu spielen, ein Publikum, ihm zu lauschen. Denn welchen Stumpsinn brauchte es, in Himmlers Deutschland den ‚Fidelio‘ zu hören, ohne das Gesicht mit den Händen zu bedecken und aus dem Saal zu stürzen!

Ja, so mancher Brief kommt nun aus der fremden, unheimlichen Heimat, vermittelt durch amerikanische Sergeants und Lieutenants – nicht nur von bedeutenden Männern, sondern auch von jungen und einfachen Leuten, und merkwürdig: von denen mag keiner mir raten, so bald nach Deutschland zu kommen. ‚Bleiben Sie, wo Sie sind!‘ sagen sie schlicht. ‚Verbringen Sie Ihren Lebensabend in Ihrer neuen, glücklicheren Heimat! Hier ist es zu traurig ...‘ Traurig? Wäre es nur das – und nicht unvermeidlich auch fortdauernd böse und feindselig. Als eine Art von Trophäe bekam ich kürzlich von amerikanischer Seite ein altes Heft einer deutschen Zeitschrift zugeschickt: ‚Volk im Werden‘, März 1937 (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg), herausgegeben von einem hochgestellten Nazi-Professor und Dr. h. c. Er hiess nicht gerade Krieg, sondern Krieck, mit ck. Es war eine bange Lektüre. Unter Leuten, sagte ich mir, die zwölf Jahre lang mit diesen Drogen gefüttert worden sind, kann nicht gut leben sein. Du hättest, sagte ich mir, zweifellos viele gute und treue Freunde dort, alte und junge; aber auch viele lauernde Feinde – ge-

schlagene Feinde wohl, aber das sind die schlimmsten und giftigsten. –

Und doch, lieber Herr von Molo, ist dies alles nur eine Seite der Sache; die andere will auch ihr Recht – ihr Recht auf das Wort. Die tiefe Neugier und Erregung, mit der ich jede Kunde aus Deutschland, mittelbar oder unmittelbar, empfangen, die Entschiedenheit, mit der ich sie jeder Nachricht aus der grossen Welt vorziehe, wie sie sich jetzt, sehr kühl gegen Deutschlands nebensächliches Schicksal, neu gestaltet, lassen mich täglich aufs Neue gewahr werden, welche unzerreissbaren Bande mich denn doch mit dem Lande verknüpfen, das mich ‚ausbürgerte‘. Ein amerikanischer Weltbürger – ganz gut. Aber wie verleugnen, dass meine Wurzeln dort liegen, dass ich trotz aller fruchtbaren Bewunderung des Fremden in deutscher Tradition lebe und webe, möge die Zeit meinem Werk auch nicht gestattet haben, etwas anderes zu sein als ein morbider und schon halb parodistischer Nachhall grossen Deutschtums.

Nie werde ich aufhören, mich als deutschen Schriftsteller zu fühlen, und bin auch in den Jahren, als meine Bücher nur auf englisch ihr Leben fristeten, der deutschen Sprache treu geblieben – nicht nur, weil ich zu alt war, um mich noch sprachlich umzustellen, sondern auch in dem Bewusstsein, dass mein Werk in deutscher Sprachgeschichte seinen bescheidenen Platz hat. Der Goethe-Roman, der, geschrieben in Deutschlands dunkelsten Tagen, in ein paar Exemplaren zu Euch hineingeschmuggelt wurde, ist nicht gerade ein Dokument des Vergessens und der Abkehr. Auch brauche ich nicht zu sagen: ‚Doch schäm ich mich der Ruhestunden, Mit euch zu leiden war Gewinn/ Deutschland hat mir nie Ruhe gelassen. Ich habe ‚mit euch gelitten‘, und es war keine Übertreibung, als ich in dem Brief nach Bonn von einer Sorge und Qual, einer, Seelen- und Gedankennot‘ sprach, ‚von der seit vier Jahren nicht eine Stunde meines Lebens frei gewesen ist und gegen die ich meine künstlerische Arbeit tagtäglich durchzusetzen hatte‘. Oft genug habe ich gar nicht versucht, sie dagegen durchzusetzen. Das Halbhart Radiobotchaften nach Deutschland (oder sind es mehr?), die jetzt in Schweden gedruckt wurden – diese immer sich wieder-

holenden Beschwörungen mögen bezeugen, dass oft genug anderes mir vordringlicher schien als ‚Kunst‘.

Vor einigen Wochen habe ich in der Library of Congress in Washington einen Vortrag gehalten über das Thema: ‘Germany and the Germans’. Ich habe ihn deutsch geschrieben, und er soll im nächsten Heft der Juni 1945 wieder erstandenen ‚Neuen Rundschau‘ abgedruckt werden. Es war ein psychologischer Versuch, einem gebildeten amerikanischen Publikum zu erklären, wie doch in Deutschland alles so kommen konnte, und ich hatte die ruhige Bereitwilligkeit zu bewundern, mit der, so knapp nach dem Ende eines fürchterlichen Krieges, dies Publikum meine Erläuterungen aufnahm. Meinen Weg zu finden zwischen unstatthafter Apologie – und einer Verleugnung, die mir ebenfalls schlecht zu Gesicht gestanden hätte, war natürlich nicht leicht. Aber ungefähr ging es. Ich sprach von der gnadenvollen Tatsache, dass oft auf Erden aus dem Bösen das Gute kommt – und von der teuflischen, dass oft das Böse kommt aus dem Guten. Ich erzählte in Kürze die Geschichte der deutschen ‚Innerlichkeit‘. Die Theorie von den beiden Deutschland, einem guten und einem bösen, lehnte ich ab. Das böse Deutschland, erklärte ich, das ist das fehlgegangene gute, das gute im Unglück, in Schuld und Untergang. Ich stände hier nicht, um mich, nach schlechter Gepflogenheit, der Welt als das gute, das edle, das gerechte Deutschland im weissen Kleid zu empfehlen. Nichts von dem, was ich meinen Zuhörern über Deutschland zu sagen versucht hätte, sei aus fremdem, kühlem, unbeteiligtem Wissen gekommen; ich hätte es alles auch in mir; ich hätte es alles am eigenen Leibe erfahren.

Das war ja wohl, was man eine Solidaritätserklärung nennt – im gewagtesten Augenblick. Nicht gerade mit dem Nationalsozialismus, das nicht. Aber mit Deutschland, das ihm schliesslich verfiel und einen Pakt mit dem Teufel schloss. Der Teufelspakt ist eine tief-altdeutsche Versuchung, und ein deutscher Roman, der eingegeben wäre von den Leiden der letzten Jahre, vom Leiden an Deutschland, müsste wohl eben dies grause Versprechen zum Gegenstand haben. Aber sogar um Faustens Einzelseele ist, in unserem grössten Gedicht, der Böse ja schliesslich betrogen, und fern

sei uns die Vorstellung, als habe Deutschland nun endgültig der Teufel geholt. Die Gnade ist höher als jeder Blutsbrief. Ich glaube an sie, und ich glaube an Deutschlands Zukunft, wie verzweifelt auch immer seine Gegenwart sich ausnehmen, wie hoffnungslos die Zerstörung erscheinen möge. Man höre doch auf, vom Ende der deutschen Geschichte zu reden! Deutschland ist nicht identisch mit der kurzen und finsternen geschichtlichen Episode, die Hitlers Namen trägt. Es ist auch nicht identisch mit der selbst nur kurzen Bismarckschen Ara des Preussisch-Deutschen Reiches. Es ist nicht einmal identisch mit dem auch nur zwei Jahrhunderte umfassenden Abschnitt seiner Geschichte, den man auf den Namen Friedrichs des Grossen taufen kann. Es ist im Begriffe, eine neue Gestalt anzunehmen, in einen neuen Lebenszustand überzugehen, der vielleicht nach den ersten Schmerzen der Wandlung und des Überganges mehr Glück und echte Würde verspricht, den eigensten Anlagen und Bedürfnissen der Nation günstiger sein mag als der alte.

Ist denn die Weltgeschichte zu Ende? Sie ist sogar in sehr lebhaftem Gange, und Deutschlands Geschichte ist in ihr beschlossen. Zwar fährt die Machtpolitik fort, uns drastische Abmahnungen von übertriebenen Erwartungen zu erteilen; aber bleibt nicht die Hoffnung bestehen, dass zwangsläufig und notgedrungen die ersten versuchenden Schritte geschehen werden in der Richtung auf einen Weltzustand, in dem der nationale Individualismus des neunzehnten Jahrhunderts sich lösen, ja schliesslich vergehen wird? Weltökonomie, die Bedeutungsminderung politischer Grenzen, eine gewisse Entpolitisierung des Staatenlebens überhaupt, das Erwachen der Menschheit zum Bewusstsein ihrer praktischen Einheit, ihr erstes Ins-Auge-Fassen des Weltstaates – wie sollte all dieser über die bürgerliche Demokratie weit hinausgehende soziale Humanismus, um den das grosse Ringen geht, dem deutschen Wesen fremd und zuwider sein? In seiner Weltscheu war immer so viel Weltverlangen; auf dem Grunde der Einsamkeit, die es böse machte, ist, wer wüsste es nicht, der Wunsch, zu lieben, der Wunsch, geliebt zu sein. Deutschland treibe Dünkel und Hass aus seinem Blut, es entdecke seine Liebe wieder, und es wird geliebt werden. Es bleibt,

trotz allem, ein Land voll gewaltiger Werte, das auf die Tüchtigkeit seiner Menschen sowohl wie auf die Hilfe der Welt zählen kann und dem, ist nur erst das Schwerste vorüber, ein neues, an Leistungen und Ansehen reiches Leben vorbehalten ist.

Ich habe mich weit führen lassen in meiner Erwiderung, lieber Herr von Molo. Verzeihen Sie! In einem Brief nach Deutschland wollte allerlei untergebracht sein. Auch dies noch: der Traum, den Boden des alten Kontinents noch einmal unter meinen Füßen zu fühlen, ist, der grossen Verwöhnung zum Trotz, die Amerika heisst, weder meinen Tagen noch meinen Nächten fremd, und wenn die Stunde kommt, wenn ich lebe und die Transportverhältnisse sowohl wie eine löbliche Behörde es erlauben, so will ich hinüberfahren. Bin ich aber einmal dort, so ahnt mir, dass Scheu und Verfremdung, diese Produkte blosser zwölf Jahre, nicht standhalten werden gegen eine Anziehungskraft, die längere Erinnerungen, tausendjährige, auf ihrer Seite hat. Auf Wiedersehen also, so Gott will.

Thomas Mann'

Nach Bekanntwerden dieses Briefes wurde Mann von einer ganzen Reihe zweit- und drittklassiger Schreiber in Deutschland heftig angegriffen, die ihm unter anderen egoistische Motive vorwarfen. Diesen Leuten antwortete Thomas Mann am 8. November über die BBC mit folgender Erklärung:

„... Egoismus, so scheint mir, konnte man ebensowohl beweisen, indem man in Deutschland blieb, wie, indem man floh. Ich war weit entfernt von der monumentalen Wurschtigkeit eines Richard Strauss, wie er sie im Gespräch mit amerikanischen Journalisten zur Erheiterung einer Welt kundgegeben hat. Mich hat der Teufelsdreck, der sich Nationalsozialismus nennt, den Hass gelehrt. Zum ersten Male in meinem Leben den wirklichen, tiefen, unauslöschlichen, tödlichen Hass, einen Hass, von dem ich mir mystischerweise einbilde, dass er nicht ohne Einfluss auf das Geschehen gewesen ist. An dem Untergang dieses menschheitsschändenden Unfugs habe ich mit ganzer Seele gearbeitet, vom ersten Tage an. Nicht nur durch meine Radiosendungen nach Deutsch-

land, die eine einzige, inbrünstige Aufforderung an das deutsche Volk waren, sich seiner zu entledigen. Und um was, glaubt ihr denn, war es mir unter anderem wenigstens dabei zu tun? Wenigstens um das, was man heute, da es zu spät geworden, von mir verlangt. Um meine Heimkehr.

Wie habe ich jahrelang als Gast der Schweiz darauf gehofft, davon geträumt, mit welcher Begierde jedes Zeichen aufgenommen, dass Deutschland seiner Erniedrigung satt sei. Wie anders hätte alles sich dargestellt, wäre es Deutschland gegeben gewesen, sich selbst zu befreien. Wenn zwischen 1933 und 1939 bei euch die rettende Revolution ausgebrochen wäre. Glaubt ihr, ich hätte den übernächsten Zug abgewartet? Und nicht den nächsten genommen, um heimzukommen? Es sollte und konnte nicht sein. Es war unmöglich. Jeder Deutsche sagt es, und also muss man es glauben. Man muss glauben, dass ein hochstehendes 70-Millionen-Volk unter Umständen nicht anders kann, als sechs Jahre lang ein Regime blutiger Halunken zu ertragen, das ihm in tiefster Seele zuwider ist, dass es einen Krieg führte, den es als wahren Wahnsinn erkannte, und weitere sechs Jahre sein Äusserstes, all seine Erfindungsgabe, Tapferkeit, Intelligenz, Gehorsamsliebe, militärische Pünktlichkeit, kurz, seine ganze Kraft daran setzen muss, diesem Regime zum Siege und damit zur ewigen Fortdauer zu verhelfen.

So musste es sein, und Beschwörungen, wie die meinen, waren vollkommen überflüssig. Die Blinden, sagte der Schriftsteller Frank Thiess, ein Mitglied der inneren Emigration, hörten doch nicht hin, und die Wissenden waren dem Gesagten immer um einige Längen voraus, wenigstens ganz zuletzt. So war es Frank Thiess zufolge in Deutschland. Im unterjochten Europa und in der weiteren Welt hat manches gequälte Herz sich an dem überflüssigen Gerede erlabt, und darum will ich es nicht bereuen. Aber so sinnlos verlorene Liebesmüh für Deutschland diese Ansprachen waren, jetzt sollen sie mich verpflichten, dorthin zurückzukehren. Du hast dich als geistiger Führer des Volkes aufgespielt, nun lebe auch unter diesem Volke und teile nicht nur seine Leiden, sondern mildere sie. Tritt auf gegen die Fremden, die sie ihnen zufügen.

*Und wo ist Deutschland? Wo ist es aufzufinden, auch nur geographisch? Wie kehrt man heim in sein Vaterland, das als Einheit nicht existiert? Ein in Okkupationszonen zerrissenes, die einander kaum noch kennen? Soll ich zu den Russen gehen, zu den Franzosen, den Engländern oder zu meinen neuen Landsleuten, den Amerikanern, um mich von ihren Bajonetten schützen lassen gegen den nichts weniger als toten und begrabenen Nationalsozialismus, der sich alle Mühe gibt, unsere Soldaten zu korrumpieren? Soll ich angesichts solcher Unverfrorenheit die Leiden auch unbegreiflich ermutigend finden, gegen die Leiden Deutschlands protestieren, den Besatzungsmächten die Fehler verweisen, die sie in der Behandlung oder Verwaltung des Landes begehen? Nein, gerade das kann ich nicht, ich konnte als Deutscher zu Deutschen sprechen, um sie vor der nahenden Nemesis zu warnen. Aber eben als Deutscher, der tief empfindet, dass alles, was deutsch heisst, in die furchtbare nationale Gesamtschuld eingeschlossen ist, kann ich mir nicht erlauben, an der Politik der Sieger eine Kritik zu üben, die immer nur im Sinne eines egozentrischen Patriotismus für das gedeutet werden würde, was andere Völker jahrelang von Deutschland erlitten haben.*

Wem es längst vor den Bergen von Hass gegraut hat, die rings um Deutschland sich auftürmten, wer längst in schlaflosen Nächten sich ausgemalt hat, wie furchtbar das entmenschte Tun der Nazis auf Deutschland werde zurückschlagen müssen, der kann jetzt mit Erbarmen in dem, was Deutschen von Russen, Polen und Tschechen geschieht, nichts anderes sehen als die mechanische und unvermeidliche Reaktion auf Untaten, die ein Volk als Ganzes übt, bei der es leider nicht nach individueller Gerechtigkeit, nicht nach Schuld und Unschuld des Einzelnen geht.

Besser hier draussen sich einsetzen für die Europahilfe, für die Errettung deutscher Kinder vor dem Hungertode, als drüben eine Milderungsagitation übernehmen, von der man nie weiss, ob sie nicht dem deutschen Nationalsozialismus dient. Denn ich bin kein Nationalist. Verzeiht es mir oder nicht. Aber ich habe unter dem Elend der von Deutschland mit Füßen getretenen Nationen ebenso gelitten, wie ich Deut-

sche und Deutschland Unglück leiden sah, und was mein Draussenbleiben betrifft, so hat die Zeit, die mein Land mir dafür gewährte, nicht nur resignierte Gewöhnung geschaffen, sondern sie hat mich auch gelehrt, das vom Schicksal Verfügte aufrichtig gut-zuheissen.

Ich habe auf meine Heimkehr gewartet, aber gerade jetzt kam mir gedruckt ein Brief vor Augen, den ich schon Anfang 1941 an einen ungarischen Freund richtete und worin es heisst: Das Exil ist etwas ganz anderes geworden, als es in früheren Zeiten war. Es ist kein Wartezustand, den man auf Heimkehr abstellt, sondern spielt schon auf eine Auflösung der Nation an und auf die Vereinheitlichung der Welt. Alles Nationale ist längst Provinz geworden. Gefängnisluft, so rufen mir diejenigen zu, die, weil sie gegen das heraufziehende Unheil nie den Mund aufgaben, 1933 zu Hause bleiben mochten. Es ist aber ein Irrtum. Mir hat die Fremde wohlgetan. Mein deutsches Erbe habe ich mitgenommen. Ich habe aber auch von dem deutschen Elend dieser Jahre wahrhaftig nichts versäumt, wenn ich gleich nicht zugegen war, als in München mein Haus in Brüche ging. Man gönne mir mein Weltdeutschtum, das mir in der Seele schon natürlich, als ich noch zu Hause war, und den vorge-schobenen Posten deutscher Kultur, den ich noch einige Lebens-jahre mit Anstand zu halten suchen werde.'

**Der Aufschrei** einer grossen deutschen Seele angesichts der schrecklichen Wildnis Deutschland! Einer Seele, die besorgt und auch verhärtet ist, sich aber dennoch couragiert all dem Schrecklichen stellt, das mit ihren Landsleuten geschehen ist, wie auch der ernstesten Verpflichtung, die ihnen durch die kollektiven Verbrechen gegen die Menschlichkeit auferlegt ist. Die Amerikaner und Briten werden diese Tatsache (in der Tiefe ihrer albernen Sentimentalität und Ignoranz) sehr rasch vergessen, und bald – so fürchte ich – wird der integre Thomas Mann nur noch eine geringe Stimme in der selbstgefälligen anglo-amerikanischen Wildnis verkörpern.

(In seinem Brief verweist Mann auf einen Dirigenten, der als Abgesandter der Nazis im Ausland Beethoven dirigierte, und schreibt, der Mann habe sich damit ,einer obszönen Lüge schuldig



gemacht'. Er erwähnt keinen Namen, gemeint sein könnte aber Wilhelm Furtwängler, Deutschlands bedeutendster Dirigent, dessen Ergebenheit der Kunst gegenüber ihn nicht davon abhielt, den Nazis nach Kräften zu dienen. Nichtsdestotrotz wurde Furtwängler am 17. Dezember 1946 von einer deutschen Spruchkammer entnazifiziert, und die meisten seiner Landsleute waren über dieses Urteil sehr erfreut. Warum auch nicht? Furtwänglers tatsächliche Schuld bestand in einem Verhalten, das die ängstliche kleine Entnazifizierungskammer in Berlin nicht einmal ansatzweise einzuschätzen versuchte: dem Mangel an Moralgefühl und Integrität. War das nicht die Hauptschuld des gesamten deutschen Volkes?

War das nicht auch der Fall beim grössten Komponisten unserer Zeit, Richard Strauss, dem Mann in seiner Rundfunkrede Zynismus und ‚monumentale Wurschtigkeit‘ vorwirft? Furtwängler und Strauss – die beiden grössten Vertreter jener Kunst, in der die Deutschen führend in der Welt sind, der Musik – liessen sich mit ihrem weltweiten Ruf, ihrem einmaligen Talent, ihren grossen Namen von einem barbarischen Regime in den Dienst nehmen, das die Kunst mordete und prostituierte, das dabei war, jene Menschheit ans Kreuz zu schlagen, aus der die Kunst entspringt.

Gerhart Hauptmann, so scheint mir, hat sich des gleichen Vergehens schuldig gemacht. Jene Schriftsteller, die in Deutschland blieben, waren nicht besser als die Musiker. Die grössten Vertreter der Literatur aber, mit Ausnahme Hauptmanns – Thomas und Heinrich Mann, Hermann Hesse, Bertolt Brecht, Leonhard Frank und viele andere –, waren lieber emigriert, als sich unter den Tiraden des Dr. Goebbels zu ducken. Manche der emigrierten Schriftsteller, nunmehr entwurzelt, konnten in der Folgezeit nicht an ihr Werk vor 1933 anknüpfen. Doch jene, die im Lande geblieben waren, von Thomas Mann als ‚innere Emigration‘ bezeichnet – ein Terminus, der ihnen offenbar sehr gefällt –, produzierten kaum etwas von Wert. Das ist ein beängstigendes Phänomen. Nur wenige von ihnen zeigten Courage, wie etwa Ernst Wiechert. Einst ein fanatischer Nationalist, wurde er von den Nazis in ein Konzentrationslager verbracht. Er überlebte und ist

1945 heute der wichtigste jener Autoren der inneren Emigration’.

In Theater und Film das gleiche Bild. Gustaf Gründgens, vielleicht Deutschlands bedeutendster Schauspieler und Regisseur – der während der Weimarer Republik mit den Linken sympathisiert hatte –, wurde zum Favoriten Görings und zur wichtigsten Figur des Nazitheaters. An seiner Seite Werner Krauss, eine Art deutscher John Barrymore. Doch jetzt erleben wir Gründgens’ triumphale Rückkehr auf die Berliner Bühne, sein zwölfjähriger Dienst am Nazireich scheint vergeben und vergessen zu sein. Und kürzlich hat die Vereinigung Berliner Schauspieler bei der alliierten Kommandantur den Antrag gestellt, auch Werner Krauss solle wieder spielen dürfen.

Ich vermute, auch Emil Jannings wird bald wieder im Geschäft sein – der populärste deutsche Filmschauspieler. Kurz nach dem Zusammenbruch Deutschlands hatten ihn ahnungslose junge amerikanische Kriegskorrespondenten in seiner prächtigen Villa am Wolfgangsee, nahe Salzburg, aufgesucht und waren nur zu leicht auf seine mit überzeugender Pose vorgetragene Erklärung hereingefallen, er sei all die Jahre natürlich gegen die Nazis gewesen. Selbst Klaus Mann, der Sohn Thomas Manns, der es eigentlich besser wissen müsste, liess sich als Korrespondent von ‚Stars and Stripes’ bei einem Besuch am Wolfgangsee von Jannings einnehmen. Dabei erzählte der Schauspieler, wie er von den Nazis verfolgt worden und was für ein guter, liberaler Demokrat er im Grund seines Herzens immer gewesen sei. Später dann, als ihm konkrete Beweise für Jannings’ Unterwürfigkeit gegenüber Goebbels vorlagen, änderte Klaus Mann seine Haltung. Ich selbst hatte Jannings, besonders während der ersten anderthalb Jahre des Krieges, sich oft in der Nähe der Nazigrössen sonnen sehen. Dass er die Hauptrolle in dem Propagandafilm *Ohm Krüger* übernommen hatte, missfiel mir ebenso wie die Art und Weise, in der er diese demagogische Darstellung des Burenkriegs nach der Premiere öffentlich priess. Schliesslich hatten ihm die Nazis 1940 die Leitung der ‚Ufa’ anvertraut – sicher ein sehr lukrativer Posten.

Ja, Deutschlands Künstlern hat es ebenso an persönlichem Mut

und Integrität gemangelt wie fast allen ihren Landsleuten. Und wenn die Deutschen jetzt die Rückkehr dieser Künstler, die dem barbarischen Hitlerregime so willig und gut gedient haben, ins Rampenlicht fordern, so ist dies nur ein weiterer Beweis dafür, dass sich das deutsche Volk im Herzen nicht verändert hat. Dieses Deutschland, so vermute ich, wird wohl zumindest zu unseren Lebzeiten nicht zu ändern sein.)

*Berlin, 11. November*

Tag des Waffenstillstandsgedenkens – kalt, grau und regnerisch. Die Russen haben heute Morgen ihr riesiges Mahnmal im Tiergarten eingeweiht, zum Gedenken an die in der Schlacht um Berlin gefallenen Soldaten der Roten Armee. Es war, als hörte man Hitlers vom Bolschewistenhass zerfressene Knochen im Grabe rotieren.

Ebenfalls heute Vormittag bat Feldmarschall Montgomery einige alliierte Korrespondenten in seine Villa. Seine Gedanken kreisten bereits um eine neue Schlacht, die ‚Schlacht mit dem Winter‘, wie er sich ausdrückte. Den Deutschen stehe ein harter Winter bevor, man müsse etwas tun, damit sie Nahrung und Heizmaterial bekämen. Die Siegermächte sind sich einig, dass sie die Deutschen weder verhungern noch erfrieren lassen können. Wir Amerikaner liefern bereits jetzt ein Drittel aller benötigten Nahrungsmittel. Heute sah ich im Lebensmittelladen an der Ecke meiner Strasse einen grossen Stapel Mehlsäcke. Sie trugen den Stempel: ‚Buffalo, USA‘.

Was mich allerdings bewegt, ist die Tatsache, dass die Alliierten offenbar nichts für die befreiten Völker in Europa tun, die ebenfalls frieren und hungern, nachdem sie bereits jahrelang von der deutschen Regierung bewusst ausgehungert worden waren. Sollten wir ihnen nicht zuallererst helfen? Nach Angaben der Vereinten Nationen werden diese Menschen im bevorstehenden Winter durchschnittlich dreihundert Kalorien pro Tag weniger zur Verfügung haben, als wir für die Deutschen bereitstellen.

Erst gestern gab es dazu im britischen Unterhaus Tumulte und Proteste, besonders von meinen Labour-Freunden. Kein

1945

Wunder, dass sich der weise alte Mann Jan Christiaan Smuts kürzlich zu der Aussage bewegt sah: ‚Heute blicken wir auf ein zerstörtes Europa. Wenn wir morgen von Leid, Krankheiten, Hunger und Tod hören werden, in einem zu Friedenszeiten nie zuvor gekannten Ausmass, dann sollten wir daran denken, dass dies in erster Linie auf Hitler zurückzuführen ist und zweitens auf die schreckliche Verantwortung des deutschen Volkes, das einem solchen Monster die Herrschaft gestattete. Auf uns lastet nun die Verantwortung, alles in unseren Kräften Stehende zu tun, um zu retten, was noch zu retten ist. Vergessen wir dabei aber nicht, wer die Hauptverantwortung trägt.‘

Doch wir sind dabei, es zu vergessen.

Gestern sagte ich einer deutschen Frau: «Es muss doch schön sein, endlich wieder Weissbrot zu haben, nach all dem Kleiezeug, das Sie von den Nazis während des Krieges bekommen haben.»

«Schön? Es schmeckt nach nichts», gab sie blasiert zurück. «Warum liefern uns die Amerikaner kein anständiges Graubrot?» –

Nach Montgomerys Ausführungen wanderten meine Gedanken zu einem Bericht in der gestrigen Berliner Presse. Eine Nachricht aus der Tschechoslowakei, betreffend das ehemalige Dorf Lidice. Sind die Ereignisse dort nicht schon fast vergessen? Wie die Nazi Verbrecher das Dorf dem Erdboden gleichmachten und alle Männer, beginnend bei den Fünfzehnjährigen, ermordeten? Was mit den Frauen und Kindern geschah? Die Frauen, wie jetzt zu lesen ist, brachte man ins KZ Ravensbrück. Und ihre Kinder? Dem Zeitungsbericht zufolge wurden sie den Müttern von der Gestapo weggenommen und als Namenlose nach Deutschland verschleppt, verteilt über das ganze Land. Es waren dreiundneunzig Kinder. Bis heute ist kein einziges davon auf gefunden worden. Dann folgte ein Aufruf der überlebenden Mütter an die deutsche Bevölkerung, bei der Suche nach den Kindern mitzuhelfen.

Seit ich wieder in Berlin bin, habe ich herauszufinden versucht, wie viele von den 540'000 Juden, die bei der Machtübernahme der Nazis 1933 in Deutschland gelebt haben, heute noch am Leben

sind. Es gibt keine aktuellen Zahlen, doch ich habe eine Angabe der Nazis aus dem vergangenen Jahr gefunden. Am 1. Juli 1944 waren in Deutschland noch 20'000 Juden übriggeblieben – 20'000 von 540'000! Hitler hatte also sein Ziel, sie alle auszulöschen, nur um ganze vier Prozent verfehlt.

Das erinnert mich an eine weitere Meldung der hiesigen Presse. Dort wird die Aussage eines fünfzehnjährigen Bur-schen beim Verhör durch die Alliierten zitiert. Es handelt sich um den Sohn des ehemaligen KZ-Kommandanten von Mauthausen. Befragt nach seinem Vater, gibt er freimütig zu Protokoll: ‚Einmal, an meinem Geburtstag, stellte mir Vater vierzig Häftlinge zur Verfügung, damit ich richtig schiessen lernen konnte. Ich schoss so lange, bis sie alle tot am Boden lagen. Weiter habe ich über meinen Vater nichts zu berichten.‘ –

Nach der heutigen Sendung besuchte ich zusammen mit Howard den Anti-Nazi-Schriftsteller Friedrich Wolf, Autor des Stückes *Professor Mamlock*. Wir trafen ihn in der Wohnung von Fritz Wisten, einem jüdischen Regisseur. Wisten wundert sich etwas darüber, dass keiner der Alliierten ihm ein Theater geben will, wohingegen de Kowa von den Briten gleich zwei bekommen habe – trotz seiner grossen Rolle während der Nazizeit. Wir fanden die beiden Männer richtig hungrig nach Neuigkeiten aus dem Ausland, besonders auf dem Feld von Literatur und Theater.

### *Berlin, 12. November*

Ich hatte hier verschiedene Gespräche mit amerikanischen Wirtschafts- und Finanzexperten. Einige ihrer erstaunlichen Offenbarungen will ich festhalten.

Die Zerstörung der deutschen Industrie durch unsere Bombenangriffe ist nicht annähernd so gross, wie sie aussieht oder wie uns die britische und amerikanische Luftwaffe glauben machen wollte. Unsere Experten haben eindeutig festgestellt, dass die deutsche Industrie im Grunde intakt geblieben ist und dass Deutschland, überlässt man es seinen Plänen, innerhalb von fünf Jahren wieder industriell stärker dastehen kann, als es 1939, vor dem Marsch in den Krieg, war. Wie sich

1945

herausstellt, haben die alliierten Bomber die Fabriken nicht *vernichtet*. Sie haben lediglich die Produktion bestimmter Schlüsselindustrien zeitweilig lahmgelegt – vor allem den Flugzeugbau und die Herstellung von synthetischem Benzin. Sogar zu jenem Zeitpunkt, als die alliierten Angriffe Ende 1944 ihren Höhepunkt erreichten, war der Ausstoss der deutschen Industrie immer noch höher als jemals zuvor in der Geschichte! Heute könnten – so die Experten – die meisten der grossen Fabriken im Lande nach entsprechenden Reparaturarbeiten innerhalb kurzer Zeit wieder ihre Produktion aufnehmen.

Beispiele: Das grösste Farbwerk des IG Farben-Konzerns (mit einer jährlichen Produktionskapazität an Farbstoffen, die fast ebenso gross ist wie die aller entsprechenden Werke der USA zusammengekommen) ist völlig intakt. Dort findet man nicht einmal eine zerbrochene Fensterscheibe. Es könnte schon morgen wieder voll in Betrieb gehen.

Das gleiche Bild bei beinahe allen Roheisen- und Stahlwerken Deutschlands. Auch sie könnten teils sofort, teils nach kleineren Instandsetzungen in kurzer Zeit wieder anlaufen. Und diese Werke sind die Basis für Kriegsproduktion, ihre Kapazität von jährlich fünfundzwanzig Millionen Tonnen Stahl liegt etwa fünfmal höher, als dies für friedliche Zwecke nötig wäre.

Es folgen einige Fakten zum Zustand weiterer Industriezweige, von denen die meisten Leute in Amerika glauben, sie seien durch die anglo-amerikanischen Bombenangriffe total zerstört worden:

**KOHLEVERTEERUNG** – Hier entstehen hunderte Materialien, die auch im Krieg verwendet werden (unter anderem Sprengstoffe). Deutschlands Produktionsstätten, die grössten der Welt, sind kaum in Mitleidenschaft gezogen worden.

**STICKSTOFFHERSTELLUNG** – Deutschland erzeugte die Hälfte der gesamten Weltproduktion an Stickstoff. Das könnte, nach einigen Instandsetzungsarbeiten, in Bälde wieder der Fall sein.

**BENZINPRODUKTION** – Auf dem Höhepunkt des Krieges produzierte Deutschland jährlich fünfzehn Millionen Tonnen synthetisches Benzin. Unsere Bomber haben einen Grossteil der Anlagen

lahmgelegt, die meisten können jedoch wieder instandgesetzt werden und in kurzer Zeit ihre normale Produktion beginnen.

ALUMINIUMPRODUKTION – Wenn es ihm erlaubt wird, kann Deutschland jährlich 250'000 Tonnen produzieren, im Vergleich zu den 40'000 Tonnen des Jahres 1933, als Hitler an die Macht kam.

WERKZEUGMASCHINENBAU – Wie jeder weiss, stellt dieser Industriezweig den Schlüssel für alle moderne Kriegsproduktion dar. 1939 übertraf Deutschland auf diesem Gebiet alle anderen grossen Nationen, einschliesslich der Vereinigten Staaten. Trotz einiger Bombenschäden sind intakte Maschinen in einer Grössenordnung von vier Millionen Tonnen übriggeblieben sowie eine fast unbeschädigte wichtige Fabrik, um weitere herzustellen.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass, wenn die Alliierten nichts unternehmen, Deutschland in fünf Jahren wieder zur grossen Militärmacht werden kann, die in der Lage ist, mehr tödliches Gerät zu produzieren, als sie in einen Krieg warf, der den Rest der Welt beinahe vernichtet hätte. Dieses Problem kann man nicht mit dem Vorschlag lösen – wie das mehr oder weniger naive Geister in Grossbritannien und Amerika tun –, die grossen deutschen Industrien wieder zum Laufen zu bringen und nun zum Wohle Europas produzieren zu lassen. Lässt man die Kontrolle über diese riesigen Werke in deutschen Händen, dann wird das Ganze schiefgehen. Denn dann wird automatisch die militärische Stärke Deutschlands garantiert.

Ich denke dazu, man sollte einige der Werke in die Hände der befreiten Länder übergehen lassen, als Ausgleich für die von den Nazis dort angerichteten Verwüstungen. Und was das Herz der deutschen Industrie betrifft, das an Rhein und Ruhr liegt, so sollte dieses unter ständige internationale Kontrolle gestellt werden, und seine Produktionskapazitäten sollten nicht nur für die Deutschen, sondern für ganz Europa eingesetzt werden. Niemals wieder sollten wir es zulassen, dass diese Region Deutschland dazu in den Stand setzt, gigantische Kriege zu entfesseln.

(Am 6. September 1946 erklärte unser damaliger Aussen-

1945

minister James F. Byrnes in einer Rede in Stuttgart, die USA würden dazu neigen, die Kontrolle des Ruhrgebiets und des Rheinlands wieder den Deutschen zu übertragen. Die Gründe, welche er dafür anführte, scheinen mir lächerlich zu sein. Er sagte: «Soweit die Vereinigten Staaten es sehen, wünschen die Menschen an Rhein und Ruhr mit dem übrigen Deutschland vereint zu bleiben. Und die USA werden sich diesem Wunsch nicht entgegenstellen.» Die Entscheidung über dieses den Frieden in Europa und der Welt ganz entscheidend beeinflussende Problem den Einwohnern dort zu überlassen, ist purer Wahnsinn.)

Ich wünschte, ich hätte die Zeit, hier einige der ausserordentlichen Geschichten ausführlich festzuhalten, die unsere Experten mir erzählt haben: von amerikanischen Geschäftsleuten (darunter viele ehemalige deutsche Emigranten), die plötzlich in der Uniform der US-Army auftauchen und ihre alten Fabriken zurückfordern; aber auch von Offizieren unserer Militärbehörde, die die Entfernung von Nazis aus führenden Positionen der Wirtschaft offen sabotieren. (Sie berichteten von einem amerikanischen Oberstleutnant in Württemberg, der steif und fest erklärt, unsere offizielle Politik der Entnazifizierung würde die Deutschen dem Kommunismus in die Arme treiben, und der deshalb diese Politik unterläuft, wo immer er kann.)

Durch unsere Untersuchungen wird nun auch Schritt für Schritt die Geschichte der IG Farben offengelegt, des grössten Chemiekonzerns der Welt, der nicht nur Hitler das nötige Kriegsmaterial geliefert, sondern auch selbst einen gigantischen Wirtschaftskrieg gegen den Rest der Welt geführt hat. Das allein würde ein faszinierendes Buch ergeben und ist zu umfangreich, als dass es hier zusammengefasst werden könnte.

Vielleicht wäre das auch zu brisant, um daheim gedruckt werden zu können, denn IG Farben verfügte über viele Verbindungen zu grossen amerikanischen Firmen und hat (nach den bis jetzt vorliegenden Beweisen, darunter auch Aussagen verschiedener Direktoren von IG Farben) so manchen unserer leitenden Wirtschaftsleute an der Nase herumgeführt. So gelang es IG Farben zum Beispiel, den Amerikanern einige Produktionsgeheimnisse für kriegswichti-



des Material (etwa Blei-Tetraäthyl) zu entlocken, während man gleichzeitig die vereinbarte Übergabe entsprechender eigener Produktionsgeheimnisse (etwa der Herstellung von synthetischem Kautschuk – ein Produkt, das 1941 für uns zur Überlebensfrage im Krieg wurde) schlicht verweigerte.

*Berlin, 13. November*

Mittagessen bei Bob Murphy, in der schönen Villa, die er hier bezogen hat. Irgendwie waren wir bisher nie dazu gekommen, uns ausführlich über die gegenwärtige Situation zu unterhalten. Danach ein langes Gespräch mit General Lucius D. Clay, unserem stellvertretenden Militärgouverneur in Deutschland, einem äusserst fähigen Mann. Die jüngsten Kopfschmerzen würden ihm die Franzosen bereiten, erzählte er, die sich weigerten, der Einrichtung zentraler deutscher Verwaltungen in Berlin zuzustimmen. Natürlich habe er daneben viele weitere Kopfschmerzen. Die prachtvolle amerikanische Armee, die in weniger als einem Jahr von der Normandie bis zur Elbe vorgestossen war, gerate nun erschreckend schnell in einen immer schlechteren Zustand. Offiziere und Mannschaften hätten nur noch einen Gedanken: rasch nach Hause zu kommen. Zurückbleiben würden zumeist unerfahrene Leute, die nichts von Deutschland und den Deutschen verstünden, geschweige denn unsere Zone regieren könnten. Zu viele von ihnen hätten sich schon von der deutschen Propaganda vereinnahmen lassen. Und nur wenige hätten auch nur die leiseste Ahnung davon, was Nazismus tatsächlich bedeute. Daher stünden viele der Entnazifizierung negativ gegenüber, obwohl diese einen Befehl bedeute, den sie auszuführen hätten, oder zeigten sich ausgesprochen inaktiv bei der Umsetzung. Umso stärker strebten sie dagegen nach ‚Lebenskomfort‘ und dächten an kaum etwas anderes ...

Später kam mir bei X. ein etwas erschreckendes Dokument in die Hände. Es handelte sich um eine von den Briten aufgestellte Liste möglicher deutscher Personen für leitende Positionen in der Informationsabteilung der geplanten zentralen deutschen Verwaltungsbehörde. Diese Abteilung wird

1945 verantwortlich sein für die künftige Entwicklung von Presse, Theater, Film, Musik und bildender Kunst in Deutschland. Die Briten hatten etwa fünfzig Namen aufgelistet, und meine amerikanischen Freunde sollten diese begutachten. Die ersten neunundvierzig waren allesamt Mitglieder der Nazipartei gewesen! –

Ich habe endlich Hilda gefunden, die mir während meiner Berliner Kriegsjahre mehr als einmal geholfen hatte. Sie liebte, als Arierin, einen Juden. Dieser war schliesslich aus Deutschland geflohen, und als die Wehrmacht sein Exilland überrannte, gab Hilda ihn als tot verloren. Ich habe ihr versprochen, sobald ich aus Deutschland herauskomme, nach dem Schicksal des Mannes zu fahnden. Vielleicht ist er ja noch am Leben. Es tat gut, Hilda wiederzusehen und dabei daran erinnert zu werden, dass es auch Deutsche von noblem Charakter gibt, fähig zu Opfern für ihre Mitmenschen, fähig zur Wahrnehmung von Unheil, wenn dieses sichtbar wird, und fähig zur Tapferkeit. Wie oft hatte sie mir Mut gemacht, als die Lage hoffnungslos erschien. Jetzt konnte sie phantastische Geschichten erzählen ...

*Berlin, 14. November*

Hier in den Ruinen der Hauptstadt des eroberten Reiches kann man nun das Ende jener Strasse zum Krieg erblicken, die Hitler einschlug. Doch wie begann das alles? Wie konnte er die Strasse entlangmarschieren? War da jemals der Gedanke an Umkehr? Kannte er von Anbeginn sein eigenes Ziel und ging davon aus, dass Krieg – Krieg gegen die ganze Welt – das einzige Mittel war, um dieses Ziel zu erreichen? Was haben alle anderen, die in Deutschland hohe Positionen bekleideten, dazu gesagt? Haben sie jemals versucht, ihren wahnsinnigen Genius aufzuhalten? Und, als der Krieg dann ausgebrochen war, haben die Deutschen selbst jemals erkannt, wo der Wendepunkt lag, wann und warum er erreicht wurde?

Heute, so glaube ich, habe ich auf alle derartigen Fragen umfassende Antworten gefunden. Die Geschichte wird nicht länger Zweifel anmelden können. Denn die Deutschen haben, mit teutonischer Gründlichkeit, alles genau festgehalten – und wir sind jetzt

im Besitz ihrer geheimen Archivunterlagen, bis jetzt 1'400 (!) Tonnen Material. Ich habe in den letzten Tagen die meiste Zeit damit zugebracht, mich durch jene Papiere zu graben, die Deutschlands Weg in den Krieg dokumentieren. Sie könnten mehrere hochinteressante Bände füllen.

Ins Tagebuch nehme ich an dieser Stelle einige der wichtigsten Dokumente auf. Denn ich möchte einen Eindruck davon vermitteln, wie die Deutschen selbst, auf ihre Weise, mit ihren Worten festgehalten haben, wie es zum Krieg kam, was sie mit dem Krieg erreichen wollten und warum er schliesslich verlorenging. Wie man sehen wird, ist mein Hauptzeuge dabei jener Mann, der auch die Hauptverantwortung für den Krieg trug – Adolf Hitler. Ist es nicht angemessen, den grössten Teil der Ereignisse anhand seiner eigenen Worte zu verfolgen?

Eigentlich müsste ich hier mit *Mein Kampf* beginnen. In seinem Buch hat Hitler seine Ziele nicht versteckt. Doch was er dort sagte, ist bereits bekannt, obwohl nur wenige auf unserer Seite es zur Kenntnis nahmen, ehe es zu spät war.

Wir wollen uns hier und heute den geheimen Dokumenten zuwenden.

Ich beginne mit dem 30. September 1934, anderthalb Jahre nach Hitlers Machtantritt. An diesem Tag übermittelte Dr. Schacht (der jetzt in Nürnberg die Alliierten beschimpft, weil sie es wagen, ihn als Kriegsverbrecher anzuklagen) dem Führer einen geheimen ‚Bericht zum Stand der Vorbereitung der kriegswirtschaftlichen Mobilmachung‘. Wirtschaftsminister Schacht zeigt sich angesichts dieses Berichts ebenso begeistert wie realistisch. Acht Monate später, am 3. Mai 1935, verfasst er ein weiteres Papier für den Führer. Darin heisst es: ‚Die Durchführung des Rüstungsprogramms ist nach Tempo und Umfang *die* Aufgabe der deutschen Politik, alles andere muss diesem Ziel untergeordnet sein.‘

Durch vieles Material, das die Historiker zu gegebener Zeit aufarbeiten werden, gelangt man dann zu einem Dokument vom 5. November 1937. An diesem Tag konferierte Hitler in der Reichskanzlei mit seinen leitenden Militärs: Feldmarschall von Blomberg (Kriegsminister), General-

1945 oberst von Fritsch (Oberbefehlshaber des Heeres), Admiral Raeder (Oberbefehlshaber der Marine), Generaloberst Göring (Oberbefehlshaber der Luftwaffe). Anwesend war auch Aussenminister von Neurath. Das Protokoll führte Oberst Hossbach, der Wehrmachtsadjutant Hitlers. Dieses Protokoll habe ich eben gelesen. Es belegt, dass Hitlers führende militärische Berater – nachdem er mehr als vier Stunden auf sie eingeredet hatte – keinerlei Zweifel mehr daran gehabt haben können, dass er unwiderruflich den Weg zum Krieg beschritten hatte. Wie Hossbach notierte, betrachtete Hitler seine Ausführungen an diesem Tag als so wichtig, dass er bestimmte, sie seien ‚im Falle meines Todes als Letzter Wille und Testament zu betrachten‘.

Hier sind wichtige Teile des bemerkenswerten Dokuments:

«Berlin, den 10. November 1937

*Niederschrift* über die Besprechung in der Reichskanzlei am 5.11.37 von 16.15-20.30 Uhr.

*Anwesend:* Der Führer und Reichskanzler, der Reichskriegsminister Generalfeldmarschall v. Blomberg, der Oberbefehlshaber des Heeres Generaloberst Freiherr von Fritsch, der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine Generaladmiral Dr. h.c. Raeder, der Oberbefehlshaber der Luftwaffe Generaloberst Göring, der Reichsminister des Auswärtigen Freiherr von Neurath, Oberst Hossbach.

Der Führer stellte einleitend fest, dass der Gegenstand der heutigen Besprechung von derartiger Bedeutung sei, dass dessen Erörterung in anderen Staaten wohl vor das Forum des Regierungskabinetts gehörte, er – der Führer – sähe aber gerade im Hinblick auf die Bedeutung der Materie davon ab, diese in dem grossen Kreise des Reichskabinetts zum Gegenstand der Besprechung zu machen. Seine nachfolgenden Ausführungen seien das Ergebnis eingehender Überlegungen und der Erfahrungen seiner 4½jährigen Regierungszeit; er wolle den anwesenden Herren seine grundlegenden Gedanken über die Entwicklungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten unserer aussenpolitischen Lage auseinandersetzen,

wobei er im Interesse einer auf weite Sicht eingestellten deutschen Politik seine Ausführungen als seine testamentarische Hinterlassenschaft für den Fall seines Ablebens anzusehen bitte.

Der Führer führte sodann aus:

... Die deutsche Zukunft sei ausschliesslich durch die Lösung der Raumnot bedingt, eine solche Lösung könne naturgemäss nur für eine absehbare, etwa 1-3 Generationen umfassende Zeit gesucht werden.

Bevor er sich der Frage der Behebung der Raumnot zuwende, sei die Überlegung anzustellen, ob im Wege der Autarkie oder einer gesteigerten Beteiligung an der Weltwirtschaft eine zukunftsreiche Lösung der deutschen Lage zu erreichen sei.

*Autarkie:* Durchführung nur möglich bei straffer nationalsozialistischer Staatsführung, welche die Voraussetzung sei, als Resultat der Verwirklichungsmöglichkeit sei festzustellen:

A. Auf dem Gebiet der Rohstoffe nur bedingte, nicht aber totale Autarkie ...

B. Auf dem Gebiet der Lebensmittel sei die Frage der Autarkie mit einem glatten ‚Nein‘ zu beantworten ...

Damit sei die Autarkie sowohl auf dem Ernährungsgebiet als auch in der Totalität hinfällig.

*Beteiligung an der Weltwirtschaft:* Ihr seien Grenzen gezogen, die wir nicht zu beheben vermöchten. Einer sicheren Fundierung der deutschen Lage ständen die Konjunkturschwankungen entgegen, die Handelsverträge böten keine Gewähr für die praktische Durchführung ...

Die einzige, uns vielleicht traumhaft erscheinende Abhilfe läge in der Gewinnung eines grösseren Lebensraumes, ein Streben, das zu allen Zeiten die Ursache der Staatenbildungen und Völkerbewegungen gewesen sei. Dass dieses Streben in Genf und bei den gesättigten Staaten keinem Interesse begegne, sei erklärlich. Wenn die Sicherheit unserer Ernährungslage im Vordergrunde stände, so könne der hierfür notwendige Raum nur in Europa gesucht werden, nicht

aber ausgehend von liberalistisch-kapitalistischen Auffassungen in der Ausbeutung von Kolonien. Es handele sich nicht um die Gewinnung von Menschen, sondern von landwirtschaftlich nutzbarem Raum. Auch die Rohstoffgebiete seien zweckmässiger im unmittelbaren Anschluss an das Reich in Europa und nicht in Übersee zu suchen, wobei die Lösung sich für ein bis zwei Generationen auswirken müsse. Was darüber hinaus in späteren Zeiten notwendig werden sollte, müsse nachfolgenden Geschlechtern überlassen bleiben. Die Entwicklung grosser Weltgebilde gehe nun einmal langsam vor sich, das deutsche Volk mit seinem starken Rassekern finde hierfür die günstigsten Voraussetzungen inmitten des europäischen Kontinents. Dass jede Raumerweiterung nur durch Brechen von Widerstand und unter Risiko vor sich gehen könne, habe die Geschichte aller Zeiten – Römisches Weltreich, Englisches Empire – bewiesen. Auch Rückschläge seien unvermeidbar. Weder früher noch heute habe es herrenlosen Raum gegeben, der Angreifer stosse stets auf den Besitzer.

Für Deutschland laute die Frage, wo grösster Gewinn unter geringstem Einsatz zu erreichen sei.

Die deutsche Politik habe mit den beiden Hassgegnern England und Frankreich zu rechnen, denen ein starker deutscher Koloss inmitten Europas ein Dorn im Auge sei, wobei beide Staaten eine weitere deutsche Erstarkung sowohl in Europa als auch in Übersee ablehnten und sich in dieser Ablehnung auf die Zustimmung aller Parteien stützen könnten.

England könne aus seinem Kolonialbesitz infolge des Widerstandes der Dominien keine Abtretungen an uns vornehmen ...

Eine ernsthafte Diskussion wegen der Rückgabe von Kolonien an uns käme nur zu einem Zeitpunkt in Betracht, in dem England sich in einer Notlage befände und das deutsche Reich stark und gerüstet sei. Die Auffassung, dass das Empire unerschütterlich sei, teile der Führer nicht...

Die Stellung Frankreichs sei günstiger als die Englands. Das französische Reich sei territorial besser gelagert, die Einwohner seines Kolonialbesitzes stellten einen militärischen Mitzuwachs dar. Aber Frankreich gehe innenpolitischen Schwierigkeiten entge-

gen. Im Leben der Völker nehmen die parlamentarische Regierungsform etwa 10 %, die autoritäre etwa 90% der Zeit ein. Immerhin seien heute in unsere politischen Berechnungen als Machtfaktoren einzusetzen: England, Frankreich, Russland und die angrenzenden kleineren Staaten.

Zur Lösung der deutschen Frage könne es nur den Weg der Gewalt geben, dieser niemals risikolos sein. Die Kämpfe Friedrichs d. Gr. um Schlesien und die Kriege Bismarcks gegen Österreich und Frankreich seien von unerhörtem Risiko gewesen, und die Schnelligkeit des preussischen Handelns 1870 habe Österreich vom Eintritt in den Krieg ferngehalten. Stelle man an die Spitze der nachfolgenden Ausführungen den Entschluss zur Anwendung von Gewalt unter Risiko, dann bleibt noch die Beantwortung der Fragen ‚wann‘ und ‚wie‘. Hierbei seien drei Fälle zu unterscheiden:

#### *Fall 1.* Zeitpunkt 1943-1945.

Nach dieser Zeit sei nur noch eine Veränderung zu unseren Ungunsten zu erwarten.

Die Aufrüstung der Armee, Kriegsmarine, Luftwaffe sowie die Bildung des Offizierkorps seien annähernd beendet. Die materielle Ausstattung und Bewaffnung seien modern, bei weiterem Zuwarten läge die Gefahr ihrer Veraltung vor. Besonders der Geheimhaltungsschutz der «Sonderwaffen» liesse sich nicht immer aufrechterhalten ...

Im Verhältnis zu der bis dahin durchgeführten Aufrüstung der Umwelt nähmen wir an relativer Stärke ab. Wenn wir bis 1943/45 nicht handelten, könne infolge des Fehlens von Reserven jedes Jahr die Ernährungskrise bringen, zu deren Behebung ausreichende Devisen nicht verfügbar seien. Hierin sei ein ‚Schwächungsmoment des Regimes‘ zu erblicken. Zudem erwarte die Welt unseren Schlag und treffe ihre Gegenmassnahmen von Jahr zu Jahr mehr. Während die Umwelt sich abriegele, seien wir zur Offensive gezwungen.

Wie die Lage in den Jahren 1943/45 tatsächlich sein würde, wisse heute niemand. Sicher sei nur, dass wir nicht länger warten können.

Auf der einen Seite die grosse Wehrmacht mit der Not-

**1945** wendigkeit der Sicherstellung ihrer Unterhaltung, das Älterwerden der Bewegung und ihrer Führer, auf der anderen Seite die Aussicht auf Senkung des Lebensstandards und auf Geburteneinschränkung liessen keine andere Wahl als zu handeln. Sollte der Führer noch am Leben sein, so sei es sein unabänderlicher Entschluss, spätestens 1943/45 die deutsche Raumfrage zu lösen. Die Notwendigkeit zum Handeln vor 1943/45 käme im Fall 2 und 3 in Betracht.

*Fall 2:*

Wenn die sozialen Spannungen in Frankreich sich zu einer derartigen innenpolitischen Krise auswachsen sollten, dass durch letztere die französische Armee absorbiert und für eine Kriegsverwendung gegen Deutschland ausgeschaltet würde, sei der Zeitpunkt zum Handeln gegen die Tschechei gekommen.

*Fall 3:*

Wenn Frankreich durch einen Krieg mit einem anderen Staat so gefesselt ist, dass es gegen Deutschland nicht, Vorgehen' kann.

Zur Verbesserung unserer militär-politischen Lage müsse in jedem Fall einer kriegerischen Verwicklung unser 1. Ziel sein, die Tschechei und gleichzeitig Österreich niederzuwerfen, um die Flankenbedrohung eines etwaigen Vorgehens nach Westen auszu-schalten ...

Sei die Tschechei niedergeworfen, eine gemeinsame Grenze Deutschland-Ungarn gewonnen, so könne eher mit einem neutralen Verhalten Polens in einem deutsch-französischen Konflikt gerechnet werden ...

Bei Annahme einer Entwicklung der Situation, die zu einem planmässigen Vorgehen unsererseits in den Jahren 1943/45 führe, sei das Verhalten Frankreichs, Englands, Italiens, Polens, Russlands voraussichtlich folgendermassen zu beurteilen:

An sich glaube der Führer, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit England, voraussichtlich aber auch Frankreich die Tschechei bereits im stillen abgeschrieben und sich damit abgefunden hätten, dass diese Frage eines Tages durch Deutschland bereinigt wurde. Die Schwie-



rigkeiten des Empire und die Aussicht, in einen langwährenden europäischen Krieg erneut verwickelt zu werden, seien bestimmend für eine Nichtbeteiligung Englands an einem Kriege gegen Deutschland. Die englische Haltung werde gewiss nicht ohne Einfluss auf die Frankreichs sein. Ein Vorgehen Frankreichs ohne die englische Unterstützung und in der Voraussicht, dass seine Offensive an unseren Westbefestigungen sich festlaufe, sei wenig wahrscheinlich. Ohne die Hilfe Englands sei auch nicht mit einem Durchmarsch Frankreichs durch Belgien und Holland zu rechnen ...

Naturgemäss sei eine Abriegelung im Westen in jedem Fall während der Durchführung unseres Angriffs gegen die Tschechei und Österreich notwendig ...

Wenn auch die Besiedlung insbesondere der Tschechei keine dünne sei, so könne die Einverleibung der Tschechei und Österreichs den Gewinn von Nahrungsmitteln für 5-6 Millionen Menschen bedeuten unter Zugrundelegung, dass eine zwangsweise Emigration aus der Tschechei von zwei, aus Österreich von einer Million Menschen zur Durchführung gelange. Die Angliederung der beiden Staaten an Deutschland bedeute militär-politisch eine wesentliche Entlastung infolge kürzerer, besserer Grenzziehung, Freiwerdens von Streitkräften für andere Zwecke und der Möglichkeit der Neuaufstellung von Truppen bis in Höhe von etwa 12 Divisionen, wobei auf 1 Million Einwohner eine neue Division entfalle.

Von der Seite Italiens sei[en] gegen die Beseitigung der Tschechei keine Einwendungen zu erwarten, wie dagegen seine Haltung in der österreichischen Frage zu bewerten sei, entziehe sich der heutigen Beurteilung und sei wesentlich davon abhängig, ob der Duce noch am Leben sei.

Das Mass der Überraschung und der Schnelligkeit unseres Handelns sei für die Stellungnahme Polens entscheidend. Gegen ein siegreiches Deutschland wird Polen – mit Russland im Rücken – wenig Neigung haben, in den Krieg einzutreten.

Einem militärischen Eingreifen Russlands müsse durch die Schnelligkeit unserer Operationen begegnet werden; ob ein

1945 solches überhaupt in Betracht kommen werde, sei angesichts der Haltung Japans mehr als fraglich.

Trete der Fall 2 – Lahmlegung Frankreichs durch einen Bürgerkrieg – ein, so sei infolge Ausfall des gefährlichsten Gegners die Lage jederzeit zum Schlag gegen die Tschechei auszunutzen.

In gewissere Nähe sähe der Führer den Fall 3 gerückt, der sich aus den derzeitigen Spannungen im Mittelmeer entwickeln könne und den er eintretendenfalls zu jedem Zeitpunkt, auch bereits im Jahre 1938, auszunutzen entschlossen sei.’

Was Hitler hier meint und seinen Militärs erläutert, ist die Tatsache, dass der spanische Bürgerkrieg sehr wohl zu einem Konflikt zwischen Grossbritannien und Italien im Mittelmeerraum führen könne. Deshalb unterstreicht er, ein hundertprozentiger Sieg Francos ist aus deutscher Sicht nicht wünschenswert. Wir sind vielmehr an einer Fortsetzung des Krieges und an der Aufrechterhaltung der Spannungen im Mittelmeerraum interessiert. Warum? Damit diese Spannungen vielleicht einen italienisch-britischen Krieg auslösen, in den vielleicht auch Franco hineingezogen würde. Doch weiter im Text:

,Wenn Deutschland diesen Krieg zur Erledigung der tschechischen und österreichischen Frage ausnutze, so sei mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass England – im Kriege mit Italien liegend – sich nicht zu einem Vorgehen gegen Deutschland entschliessen würde. Ohne die englische Unterstützung sei eine kriegerische Handlung Frankreichs gegen Deutschland nicht zu erwarten.

Der Zeitpunkt unseres Angriffs auf die Tschechei und Österreich müsse abhängig von dem Verlauf des italienisch-englisch-französischen Krieges gemacht werden und läge nicht etwa gleichzeitig mit der Eröffnung der kriegerischen Handlungen dieser drei Staaten. Der Führer denke auch nicht an militärische Abmachungen mit Italien, sondern wolle in eigener Selbständigkeit und unter Ausnutzung dieser sich nur einmal bietenden günstigen Gelegenheit den Feldzug gegen die Tschechei beginnen und durchführen, wobei der

Bedenken wir: Es ist erst das Jahr 1937, und zwei Generäle der deutschen Wehrmachtsführung wagen es, zu einem so frühen Zeitpunkt des grossen Spiels den Genius des Führers in Frage zu stellen. Sowohl von Blomberg als auch von Fritsch – wie das Protokoll zeigt – äussern an dieser Stelle Zweifel an Hitlers Einschätzung der involvierten militärischen Faktoren:

‚Feldmarschall von Blomberg und Generaloberst von Fritsch wiesen bei der Beurteilung der Lage wiederholt auf die Notwendigkeit hin, dass England und Frankreich nicht als unsere Gegner auftreten dürften, und stellten fest, dass durch den Krieg gegen Italien das französische Heer nicht in dem Umfange gebunden sei, dass es nicht noch mit Überlegenheit an unserer Westgrenze auf den Plan treten könne. Die mutmasslich an der Alpengrenze gegenüber Italien zum Einsatz gelangenden französischen Kräfte veranschlagte Generaloberst von Fritsch auf etwa 20 Divisionen, so dass immer noch eine starke französische Überlegenheit an unserer Westgrenze bliebe, der als Aufgabe nach deutschem Denken der Einmarsch in das Rheinland zu unterstellen sei, wobei noch besonders der Vorsprung Frankreichs in der Mobilmachung in Rechnung zu stellen und zu berücksichtigen sei, dass abgesehen von dem ganz geringen Wert unseres derzeitigen Standes der Befestigungsanlagen – worauf Feldmarschall von Blomberg besonders hinwies – die für den Westen vorgesehenen vier mot. Divisionen mehr oder weniger bewegungsunfähig seien. Hinsichtlich unserer Offensive nach Südosten machte Feldmarschall von Blomberg nachdrücklich auf die Stärke der tschechischen Befestigungen aufmerksam, deren Ausbau den Charakter einer Maginot-Linie angenommen hätte und unseren Angriff aufs Äusserste erschweren.

Nicht nur die beiden Generäle sind anderer Meinung als Hitler, selbst Aussenminister von Neurath zeigt genügend Courage, um dem Führer zu sagen, dass ‚ein italienisch-britisch-französischer

1945

Konflikt nicht so nahe ist, wie der Führer anzunehmen scheint'. Aber Hitler will nicht auf seine engsten Berater hören. Er betrachtet einen solchen Krieg als klare Möglichkeit, schon im ‚Sommer 1938‘. Und was die seltsamen Ansichten seiner Generäle betrifft, so heisst es im Protokoll:

‚Zu den seitens des Feldmarschalls von Blomberg und des Generalobersten von Fritsch hinsichtlich des Verhaltens Englands und Frankreichs angestellten Überlegungen äusserte der Führer in Wiederholung seiner bisherigen Ausführungen, dass er von der Nichtbeteiligung Englands überzeugt sei und daher an eine kriegerische Aktion Frankreichs gegen Deutschland nicht glaube. Sollte der in Rede stehende Mittelmeerkonflikt zu einer allgemeinen Mobilmachung in Europa führen, so sei unsererseits sofort gegen die Tschechei anzutreten, sollten dagegen die am Kriege nicht beteiligten Mächte ihr Desinteressement erklären, so habe sich Deutschland diesem Verhalten zunächst anzuschliessen.

Generaloberst Göring hielt angesichts der Ausführungen des Führers es für geboten, an einen Abbau unseres militärischen Spanienunternehmens zu denken. Der Führer stimmt dem insoweit zu, als er den Entschluss einem geeigneten Zeitpunkt vorbehalten zu glauben solle.

Der zweite Teil der Besprechungen befasste sich mit materiellen Rüstungsfragen.

gez. Hossbach.‘

So also wurde am 5. November 1937 das Szenarium für die Katastrophe Hitlerdeutschlands und der Welt (obwohl diese noch nichts davon wusste) geschrieben. Deutschland würde für zusätzlichen ‚Lebensraum‘ in den Krieg ziehen. Noch länger zu warten, wäre von Nachteil. Vielleicht würde der Krieg bereits im nächsten Sommer, 1938, beginnen. Keinesfalls aber ‚später als 1943/45‘.

Wir überspringen jetzt Hitlers Pläne für den Krieg mit Österreich und der Tschechoslowakei (obwohl ich darauf zurückzukommen hoffe). Beide Länder fielen ihm ohne Krieg in die Hände, obwohl er in beiden Fällen entschlossen war, sie auch dann zu okkupieren, wenn das einen bewaffneten europäischen Konflikt bedeutete.

(Wir haben unsere Meinung zu revidieren, München sei ein Bluff gewesen. Es war keiner. Hitler optierte bereits damals für Krieg.)

Nun kommen wir zum schicksalhaften Jahr 1939. Am 15. März hatten die Deutschen den Rest der Tschechoslowakei besetzt. Zu Ostern bereits fürchtete Polen, es könne jeden Moment das nächste Opfer werden. Am 23. Mai versammelte Hitler erneut seine Generalität in der Reichskanzlei. Dabei kündigte er an, Polen werde ‚bei der ersten passenden Gelegenheit‘ angegriffen. Und diesmal, so äusserte er warnend, werde das Krieg bedeuten. Das Protokoll dieser Zusammenkunft, verfasst von Hitlers Adjutanten, liegt uns vor. Hier ist der Text:

*„Bericht über Besprechung am 23. 5. 1939.*

Ort: Arbeitszimmer des Führers, Neue Reichskanzlei.

Diensttuender Adjutant: Oberstleutnant d. G. Schmudt.

Beteiligte: Der Führer, Feldmarschall Göring, Grossadmiral Raeder, Gen. Oberst v. Brauchitsch, Gen. Oberst Keitel, Gen. Oberst Milch, Gen. d. Artl. Halder, Gen. Bodenschatz, Ktr. Adm. Schniewindt, Oberst i. G. Jeschonnek, Oberst d. G. Warlimont, Oberstleutnant d. G. Schmudt, Hauptmann Engel, Kor. Kpt. Albrecht, Hptm. v. Below.

Gegenstand: Unterrichtung über die Lage und Ziele der Politik.

Nachstehend werden die Ausführungen des Führers sinngemäss wiedergegeben:

Unsere heutige Lage ist unter 2 Gesichtspunkten zu betrachten:

- 1 .) Tatsächliche Entwicklung von 1933-1939.
- 2 .) Die dauernd gleichbleibende Situation, in der Deutschland ist.

In der Zeit 1933-39 Fortschritte auf allen Gebieten. Unsere militärische Lage verbesserte sich gewaltig.

Unsere Lage zur Umwelt ist die gleiche geblieben.

Deutschland war ausgeschieden aus dem Kreis der Machtstaaten. Das Gleichgewicht der Kräfte wurde ohne die Beteiligung Deutschlands festgelegt.

1945

Geltendmachen der Lebensansprüche Deutschlands und Wiedereintritt in den Kreis der Machtstaaten stört dieses Gleichgewicht. Alle Ansprüche werden als ‚Einbruch‘ gewertet.

Die Engländer fürchten eine wirtschaftliche Gefährdung mehr als eine gewöhnliche Drohung durch Macht.

Die 80 Millionen Masse hat die ideellen Probleme gelöst. Die wirtschaftlichen Probleme müssen auch gelöst werden. Um die Schaffung der wirtschaftlichen Voraussetzungen hierzu kommt kein Deutscher herum. Zur Lösung der Probleme gehört Mut. Es darf nicht der Grundsatz gelten, sich durch Anpassung an die Umstände einer Lösung der Probleme zu entziehen. Es heisst vielmehr, die Umstände den Forderungen anzupassen. Ohne Einbruch in fremde Staaten oder Angreifen fremden Eigentums ist dies nicht möglich.

Der Lebensraum, der staatl. Grösse angemessen, ist die Grundlage für jede Macht. Eine Zeitlang kann man Verzicht leisten, dann aber kommt die Lösung der Probleme so oder so. Es bleibt die Wahl zwischen Aufstieg oder Abstieg. In 15 oder 20 Jahren wird für uns die Lösung zwangsweise notwendig. Länger kann sich kein deutscher Staat um die Frage herumdrücken.

Z. Zt. befinden wir uns im Zustand nationaler Begeisterung in gleicher Gesinnung mit 2 anderen Staaten: Italien und Japan.

Die zurückliegende Zeit ist wohlausgenützt worden. Alle Schritte waren folgerichtig auf das Ziel ausgerichtet.

Nach 6 Jahren ist die heutige Lage folgende:

Nationalpolitische Einigung der Deutschen ist erfolgt ausser kleinen Ausnahmen. Weitere Erfolge können ohne Blutvergiessen nicht mehr errungen werden.

Die Grenzziehung ist von militärischer Wichtigkeit.

Der Pole ist kein zusätzlicher Feind. Polen wird immer auf der Seite unserer Gegner stehen. Trotz Freundschaftsabkommen hat in Polen immer die Absicht bestanden, jede Gelegenheit gegen uns auszunutzen.

Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht. Es handelt sich für uns um die Erweiterung des Lebensraumes im Osten und Sicherstellung der Ernährung sowie der Lösung des Baltikum-Problems.

Lebensmittelversorgung ist nur von dort möglich, wo geringe Besiedelung herrscht. Neben der Fruchtbarkeit wird die deutsche, gründliche Bewirtschaftung die Überschüsse gewaltig steigern.

In Europa ist keine andere Möglichkeit zu sehen.

Kolonien: Warnung vor Schenkung kolonialen Besitzes.

Es ist keine Lösung des Ernährungsproblems. Blockade!

Zwingt uns das Schicksal zur Auseinandersetzung mit dem Westen, ist es gut, einen grösseren Ostraum zu besitzen. Im Kriege werden wir noch weniger wie im Frieden mit Re-kordernten rechnen können.

Die Bevölkerung nichtdeutscher Gebiete tut keinen Waf-fendienst und steht zur Arbeitsleistung zur Verfügung.

Das Problem ‚Polen‘ ist von der Auseinandersetzung mit dem Westen nicht zu trennen.

Polens innere Festigkeit gegen den Bolschewismus ist zwei-felhaft. Daher auch Polen eine zweifelhafte Barriere gegen Russland.

Kriegsglück im Westen mit schneller Entscheidung ist frag-lich, ebenso die Haltung Polens.

Einem Druck durch Russland hält das poln. Regime nicht stand. Polen sieht in einem Siege Deutschlands über den Westen eine Gefahr und wird uns den Sieg zu nehmen ver-suchen.

Es entfällt also die Frage, Polen zu schonen, und bleibt der Entschluss, bei erster passender Gelegenheit Polen anzugrei-fen.

An eine Wiederholung der Tschechei ist nicht zu glauben. Es wird zum Kampf kommen. Aufgabe ist es, Polen zu isolie-ren. Das Gelingen der Isolierung ist entscheidend.

Daher muss sich der Führer endgültigen Befehl zum Los-schlagen vorbehalten. Es darf nicht zu einer gleichzeitigen Auseinandersetzung mit dem Westen (Frankreich u. England) kommen.

Ist es nicht sicher, dass im Zuge einer deutsch/polnischen Auseinandersetzung ein Krieg mit dem Westen ausgeschlos-sen bleibt, dann gilt der Kampf in erster Linie England und Frankreich.

Grundsatz: Auseinandersetzung mit Polen – beginnend mit

1945

Angriff gegen Polen – ist nur dann von Erfolg, wenn der Westen aus dem Spiel bleibt.

Ist das nicht möglich, dann ist es besser, den Westen anzufallen und dabei Polen zugleich zu erledigen.

Es ist Sache geschickter Politik, Polen zu isolieren.

Schwerwiegende Frage ist Japan. Wenn auch zunächst aus verschiedenen Gründen kühl einem Zusammengehen mit uns gegenüberstand, so ist es doch im eigenen Interesse Japans, vorzeitig gegen Russland vorzugehen.

Zu Russland sind wirtschaftliche Beziehungen nur möglich, wenn politische Beziehungen sich gebessert haben. In Presse-Erörterungen tritt vorsichtige Haltung in Erscheinung. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Russland sich an der Zertrümmerung Polens desinteressiert zeigt. Wenn Russland weiter gegen uns treibt, kann das Verhältnis mit Japan enger werden.

Ein Bündnis Frankreich-England-Russland gegen Deutschland-Italien-Japan würde mich veranlassen, mit einigen vernichtenden Schlägen England und Frankreich anzugreifen.

Der Führer zweifelt an der Möglichkeit einer friedlichen Auseinandersetzung mit England. Es ist notwendig, sich auf die Auseinandersetzung vorzubereiten. England sieht in unserer Entwicklung die Fundierung einer Hegemonie, die England entkräften würde. England ist daher unser Feind, und die Auseinandersetzung mit England geht auf Leben und Tod.

Wie wird diese Auseinandersetzung aussehen?

England kann Deutschland nicht in wenigen kraftvollen Streichen erledigen und uns niederzwingen. Für England ist es entscheidend, den Krieg möglichst nahe an das Ruhrgebiet heranzutragen. Man wird französisches Blut nicht sparen (Westwall!!). Der Besitz des Ruhrgebietes entscheidet die Dauer unseres Widerstandes.

Die holländischen und belgischen Luftstützpunkte müssen militärisch besetzt werden. Auf Neutralitäts-Erklärungen kann nichts gegeben werden. Wollen Frankreich und England es beim Krieg Deutschland/Polen zu einer Auseinandersetzung kommen lassen, dann werden sie Holland und Belgien in ihrer Neutralität unterstützen und Befestigungen bauen lassen, um sie schliesslich zum Mitgehen zu zwingen.



Belgien und Holland werden, wenn auch protestierend, dem Druck nachgeben.

Wir müssen daher, wenn bei polnischem Krieg England eingreifen will, blitzartig Holland angreifen. Erstrebenswert ist es, eine neue Verteidigungslinie auf holländischem Gebiet bis zur Zuider See zu gewinnen. Der Krieg mit England und Frankreich wird ein Krieg auf Leben und Tod.

Die Ansicht, sich billig loskaufen zu können, ist gefährlich; diese Möglichkeit gibt es nicht. Die Brücken sind dann abzubrechen, und es handelt sich nicht mehr um Recht oder Unrecht, sondern um Sein oder Nichtsein von 80 Millionen Menschen.

Frage: Kurzer oder langer Krieg?

Jede Wehrmacht bzw. Staatsführung hat den kurzen Krieg anzustreben. Die Staatsführung hat sich dagegen jedoch auch auf den Krieg von 10-15jähriger Dauer einzurichten.

Es war immer in der Geschichte so, dass man an kurze Kriege glaubte. 1914 war man noch der Ansicht, lange Kriege nicht finanzieren zu können. Auch heute spukt diese Auffassung in vielen Köpfen. Dagegen wird jeder Staat so lange wie möglich aushalten, wenn nicht sofort eine wesentliche Schwächung (z.B. Ruhrgebiet) eintritt. England hat ähnliche Schwächen.

England weiss, dass der unglückliche Kriegsausgang das Ende seiner Weltmacht bedeutet.

England ist der Motor, der gegen Deutschland treibt. Seine Stärke liegt in Folgendem:

1 .) Der Brite selbst ist stolz, tapfer, zäh, widerstandsfähig und organisatorisch begabt. Weiss jedes neue Ereignis auszuwerten. Er hat das Abenteuerertum und den Mut der nordischen Rasse. Mit der Verbreiterung sinkt die Qualität. Der deutsche Querschnitt ist besser.

2 .) Es ist eine Weltmacht an sich. Seit 300 Jahren konstant. Vergrössert durch Verbündete. Die Macht ist nicht nur als real, sondern auch als psychologisch erdumspannende zu betrachten.

Dazu kommt der unermessbare Reichtum mit der damit verbundenen Kreditwürdigkeit.

3.) Die geopolitische Sicherung und Beschirmung durch eine starke Seemacht und eine tapfere Luftwaffe.

Englands Schwäche:

Wenn wir im Kriege 2 Panzerschiffe und 2 Kreuzer mehr gehabt hätten und die Skagerrak-Schlacht am Morgen begonnen hätten, dann wäre die britische Flotte geschlagen worden, und England wäre in die Knie gezwungen worden. Es hätte das Ende des Weltkrieges bedeutet. Früher genügte es nicht, die Flotte zu schlagen, man musste landen, um England zu besiegen. England konnte sich selbst ernähren. Das ist heute nicht mehr möglich.

Im Augenblick, wo England von seiner Zufuhr abgeschnitten ist, ist es zur Kapitulation gezwungen. Die Lebensmittel- und Betriebstoff-Zufuhr ist vom Schutz durch die Flotte abhängig.

Der Angriff der Luftwaffe gegen England im Mutterland zwingt England nicht an einem Tag zur Kapitulation. Wird jedoch die Flotte vernichtet, so ist unmittelbare Kapitulation die Folge.

Es besteht kein Zweifel, dass der überraschende Überfall zu einer schnellen Lösung führen kann. Es ist jedoch verbrecherisch, wenn die Staatsführung sich auf die Überraschung verlassen sollte.

Der Termin zum Losschlagen muss lange vorher bestimmt werden. Darüber hinaus kann man aber nicht lange in Spannung leben. Es muss damit gerechnet werden, dass die Witterungsverhältnisse überraschendes Eingreifen von Flotte und Luftwaffe unmöglich machen.

Dies muss der Bearbeitung als ungünstigste Grundlage zugrunde gelegt werden.

1 .) Anzustreben bleibt, dem Gegner zu Beginn einen oder den vernichtenden Schlag beizubringen. Hierbei spielen Recht oder Unrecht oder Verträge keine Rolle.

Dies ist nur möglich, wenn man nicht durch Polen in einen Krieg mit England ‚hineinschlittert‘.

2 .) Vorzubereiten ist der lange Krieg neben dem überraschenden Überfall unter Zerschlagen der englischen Möglichkeiten auf dem Festlande.

Das Heer hat die Positionen in Besitz zu nehmen, die für Flotte

und Luftwaffe wichtig sind. Gelingt es, Holland und Belgien zu besetzen u. zu sichern sowie Frankreich zu schlagen, dann ist die Basis für einen erfolgreichen Krieg gegen England geschaffen.

Die Luftwaffe kann dann von Westfrankreich aus die engere Blockade Englands, die Flotte mit den U-Booten die weitere übernehmen.

Folgen:

England kann auf dem Kontinent nicht kämpfen, die täglichen Angriffe der Luftwaffe und Kriegsmarine zerschneiden sämtliche Lebensadern.

Die Zeit entscheidet gegen England.

Deutschland verblutet nicht zu Lande.

Diese Kriegführung ist in ihrer Notwendigkeit bewiesen durch den Weltkrieg und die kriegerischen Handlungen seither.

Aus dem Weltkrieg ergeben sich die folgenden verpflichtenden Rückschlüsse für die Kriegführung:

- 1 .) Bei einer stärkeren Kriegsmarine zu Beginn des Weltkrieges oder eines Abdrehens des Heeres auf die Kanalhäfen hätte der Krieg einen anderen Ausgang genommen.
- 2 .) Ein Land ist durch die Luftwaffe nicht niederzuzwingen. Es können nicht alle Objekte gleichzeitig angegriffen werden, u. wenige Minuten Zeitunterschiede rufen die Abwehr auf den Plan.
- 3 .) Wichtig ist der rücksichtslose Einsatz aller Mittel.
- 4 .) Hat erst einmal das Heer im Zusammenwirken mit der Luftwaffe und Kriegsmarine die wichtigsten Positionen genommen, dann fließt die industrielle Produktion nicht mehr in das Danaiden-Fass der Schlachten des Heeres, sondern kommt der Luftwaffe und der Kriegsmarine zugute.

Daher muss das Heer in der Lage sein, diese Positionen einzunehmen. Der planmässige Angriff ist vorzubereiten. Das zu studieren, ist wichtigste Aufgabe.

Ziel ist immer, England auf die Knie zu zwingen ...

Wir werden nicht in einen Krieg hineingezwungen werden, aber um ihn herumkommen wir nicht.

1945 Die Geheimhaltung ist die entscheidende Voraussetzung für den Erfolg. Auch Italien oder Japan gegenüber muss die Zielsetzung geheim bleiben ...

Für die Richtigkeit der Wiedergabe:  
*Schmundt*, Oberstleutnante

So brach Hitler am 23. Mai 1939 alle Brücken hinter sich ab. Der Frieden ist dem Untergang geweiht. Weitere Erfolge, so sagt er, können nicht mehr ‚ohne Blutvergiessen‘ erreicht werden. Ja, es wird schon bei der ‚ersten passenden Gelegenheit‘ gegen Polen fließen. Danzig hat allerdings überhaupt nichts mit diesem Krieg zu tun. Deutschland braucht Lebensraum im Osten. Und während man diesen erobert, wird das Reich auch seine Angelegenheiten mit dem Westen in Ordnung bringen. England ist der wahre Feind Deutschlands. Es muss also in die Knie gezwungen werden!

Man beachte, dass der gesamte Plan für den Krieg im *Westen*, der ein Jahr später zur Ausführung kommen sollte, vom wahnsinnigen Führer ebenfalls bereits ausgearbeitet war. (Allerdings wusste der selbstgefällige Chamberlain in London nichts davon, hatte auch keinen Verdacht. Und in Washington äusserte der ehrwürdige Senator Borah, er wisse von seinen speziellen Informationsquellen in Europa, dass es keinen Krieg geben werde.)

Während des gesamten Spätfrühlings und Sommers erhält die Kriegsmaschinerie der Nazis ihren letzten Schliff. In Moskau parlieren die Vertreter Grossbritanniens und Frankreichs mit den Russen. Hoffen nicht Chamberlain und Daladier immer noch, dass die deutsche Aggression sich lediglich gegen Russland wenden und der zivilisierte Westen damit gerettet sein würde? Noch ehe der Juni vergangen ist, legt General Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, den Zeitplan für die ‚Operation Weiss‘ vor – den Angriff auf Polen. Die Dokumente sind da, würden aber hier den Rahmen des Tagebuchs sprengen.

Dann kommt der Schicksalsmonat August. Es ist Zeit, den Verbündeten Italien in das Geheimnis einzuweihen, denn er spielt in Hitlers Kalkulationen eine Rolle. Graf Ciano wird nach Berchtesgaden bestellt. Er bleibt zwei Tage dort, den 12. und 13. August,

und ist verblüfft über das, was er aus dem Mund des Führers zu hören bekommt. Uns liegt das deutsche Protokoll dieses Treffens vor. Das ist aus mehreren Gründen ein bemerkenswertes Dokument. Es zeigt, dass Hitler jetzt das Datum für den Angriff auf Polen bereits festgelegt hat, dass er zum Krieg mit dem Westen bereit ist, dass er die Russen im Sack hat (owohl die Welt das erst zehn Tage später erfahren wird), und dass Ciano wie Mussolini völlig überrascht werden. Beide hatten offenbar keine Ahnung, dass der Krieg so nahe war. Ciano macht einen besseren Eindruck, als ich erwartet hatte. Er widerspricht Hitler. Er sagt ihm offen, dass Italien noch nicht genügend vorbereitet ist auf den Krieg. Und er stellt sich gegen den Führer, plädiert für Frieden. Er schlägt tatsächlich statt Krieg eine Friedenskonferenz vor!

Hier sind die geheimen deutschen Aufzeichnungen (unter Auslassung einiger unwichtiger Details):

«PROTOKOLL DER KONFERENZ ZWISCHEN DEM FÜHRER UND DEM ITALIENISCHEN AUSSENMINISTER, GRAF CIANO, IN GEGENWART DES REICHAUSSENMINISTERS, AUF DEM OBERSALZBERG AM 12. AUGUST 1939.

Zu Beginn der Konferenz erläuterte der Führer mit Hilfe von Karten Graf Ciano die gegenwärtige Situation Deutschlands, vom militärischen Standpunkt aus gesehen. Er unterstrich besonders die Stärke der deutschen Befestigungsanlagen im Westen. Jene drei Durchbruchstellen im Westen, wo Frankreich in der Vergangenheit stets aus geographischen wie strategischen Gründen den Durchbruch versuchte, sind nun mit besonderer Sorgfalt befestigt worden, so dass ein erneuter Durchbruch unmöglich scheint...

Eine weitere Möglichkeit zum Angriff auf Deutschland ist eine Blockade durch die britische Marine. Man muss aber berücksichtigen, dass die zur Blockade benutzten Schiffe von Deutschland aus der Luft angegriffen würden, da sich England insgesamt im Angriffsradius der deutschen Luftwaffe befindet, infolge der grossen Reichweite der neuesten deutschen Bombenflugzeuge. Weitere Möglichkeiten eines Angriffs auf

**1945** Deutschland bestehen nicht. Die nordischen Länder werden ohne Zweifel neutral bleiben und sind sicher vor Luftangriffen jeglicher Seite, da die Okkupation solch grosser Gebiete wie Norwegen und Schweden wohl kaum angestrebt wird. Ebenso wird die Schweiz mit Sicherheit ihre Neutralität gegen jegliche Invasion bis zum letzten verteidigen.

Ebenso starke Befestigungen hat Deutschland im Osten errichtet ... Die deutsche Hauptstadt allerdings kann Ziel von Luftangriffen sein, denn sie liegt nur 150 Kilometer von der polnischen Grenze entfernt ...

Indem er sich der militärischen Situation der Westmächte und Polens zuwandte, unterstrich der Führer nochmals Englands Verwundbarkeit aus der Luft. Obwohl die Briten einigen Fortschritt bei der Flugzeugproduktion gemacht haben, ist die Luftabwehr noch ziemlich rückständig. Hinzu kommt, dass London und andere grosse Städte wie Industriezentren den gleichen Nachteil haben, der die Lage Berlins bezüglich polnischer Luftangriffe kennzeichnet: Aus grosser Höhe, ausserhalb der Reichweite der vorhandenen, noch aus dem (Ersten Welt-)Krieg stammenden britischen AA-Luftabwehrgeschütze, kann die Bombardierung mit absoluter Sicherheit erfolgen, und die Zielgebiete können erfolgreich getroffen werden.

Gegenwärtig ist kein Anwachsen der britischen Seemacht zu verzeichnen. Bis zum Einsatz neuer, auf Stapel gelegter Schiffe wird noch einige Zeit vergehen. Was das Heer betrifft, so sind nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht bis jetzt 60'000 Mann einberufen worden. Wenn England die notwendigen Truppen zu seiner Verteidigung im Lande behält, so kann es Frankreich lediglich zwei Infanteriedivisionen und eine Panzerdivision zur Verfügung stellen, ausserdem einige Bomberstaffeln, jedoch kaum Jagdflugzeuge, da die deutsche Luftwaffe unmittelbar nach Ausbruch des Krieges England angreifen würde und man daher die englischen Jäger dringend zur Verteidigung des eigenen Landes benötigt.

Zur Situation Frankreichs sagte der Führer, in einem allgemeinen Konflikt nach dem in Kürze zu erwartenden Angriff auf Polen würde Deutschland in der Lage sein, am Westwall 100 Divisionen

einzusetzen, was Frankreich zwingen würde, alle verfügbaren Kräfte aus den Kolonien, von der italienischen Grenze und von anderswo an die Maginot-Linie zu verlegen – für den dann beginnenden Kampf auf Leben und Tod. Weiter ist der Führer der Meinung, dass die Franzosen die italienische Grenze ebensowenig überrennen können wie den Westwall.

An dieser Stelle zeigte Graf Ciano Anzeichen starken Zweifels.

Der Führer fuhr fort: Die polnische Armee hat sehr unterschiedliche Stärke. Neben einigen ausgezeichneten Divisionen gibt es eine grosse Zahl äusserst schwacher Einheiten. Die Luft- und Panzerabwehr ist äusserst schwach. Frankreich und Grossbritannien können gegenwärtig keine Hilfe leisten. Wenn jedoch Polen eine bestimmte Zeit vom Westen wirtschaftlich unterstützt wird, kann es diese Waffen erwerben, was die deutsche Übermacht schwächen würde. Den Fanatikern in Warschau und Krakau steht die unentschlossene bäuerliche Bevölkerung der ländlichen Gegenden gegenüber. Unter Berücksichtigung aller dieser Umstände wird Deutschland Polen in kürzester Zeit erobern.

Und da Polen mit seiner ganzen Haltung klarmacht, dass es im Falle eines Konflikts unter allen Umständen an der Seite der Gegner Deutschlands und Italiens stehen wird, kann seine schnelle Liquidierung in diesem Moment für den unvermeidlichen Konflikt mit den westlichen Demokratien nur von Vorteil sein. Im Allgemeinen wäre es das Beste, die pseudo-neutralen Länder eins nach dem anderen zu beseitigen. Das kann ziemlich leicht geschehen, indem der eine Achsenpartner dem anderen Rückendeckung gibt, während dieser gerade mit einem der schwankenden neutralen Länder Schluss macht, und umgekehrt ...

Unter den Balkanländern kann sich die Achse voll auf Bulgarien verlassen, das in gewissem Sinne natürlicher Verbündeter Italiens und Deutschlands ist. Deshalb auch hat Deutschland Bulgarien so stark wie möglich mit Waffenlieferungen unterstützt und wird dies auch weiterhin tun. Jugoslawien wird nur so lange neutral bleiben, wie es gefährlich ist, offen die Seite der westlichen Demokratien zu beziehen. In dem

Moment, da es für Deutschland und Italien eine Wende zum Schlechteren gibt, wird Jugoslawien offen zur anderen Seite überlaufen, in der Hoffnung, damit die Dinge endgültig zum Nachteil der Achse zu wenden. Rumänien fürchtet Ungarn, ist militärisch äusserst schwach und im Inneren korrupt. König Karl wird ohne Zweifel seine Neutralität nicht aufgeben, wenn es nicht absolut nötig ist. Ungarn verhält sich freundlich, die Slowakei ist unter deutschem Einfluss, dort gibt es sogar in einigen Landesteilen deutsche Garnisonen.

Indem er sich der Danzig-Frage zuwandte, erläuterte der Führer Graf Ciano, es sei unmöglich, in diesem Punkt Zugeständnisse zu machen. Danzig, das Nürnberg des Nordens, ist eine alte deutsche Stadt, die in jedem Deutschen sentimentale Gefühle erzeugt, und ebendieses psychologische Moment zwingt den Führer zur Respektierung der öffentlichen Meinung. Um die Situation für einen Italiener verständlicher zu machen, möge Graf Ciano sich doch einmal vorstellen, Triest sei in den Händen der Jugoslawen und eine starke italienische Minderheit auf jugoslawischem Territorium werde mit brutaler Gewalt behandelt. Es sei kaum anzunehmen, dass Italien in diesem Fall sehr lange ruhig zusehen würde. (Man erinnere sich daran, dass Hitler seinen Generälen noch am 23. Mai gesagt hatte: «Danzig ist nicht das Objekt, um das es geht.» – W. S.)

Danach antwortete Graf Ciano auf die Erläuterungen des Führers. Er drückte zunächst die grosse Überraschung der Italiener angesichts des absolut unerwarteten Ernstes der Situation aus. Weder bei den Gesprächen in Mailand noch während seines Besuches in Berlin habe es seitens der Deutschen irgendwelche Anzeichen dafür gegeben, dass die Situation bezüglich Polen so ernst sei. Im Gegenteil, der Reichsaussenminister habe ihm erklärt, dass die Danzig-Frage seiner Meinung nach im Laufe der Zeit gelöst werden würde. Auf Grundlage dieses Stands der Dinge hat sich der Duce getreu seiner Überzeugung, dass ein Konflikt mit den westlichen Demokratien unvermeidlich ist, dazu entschlossen, alle Vorbereitungen für diesen Fall zu treffen, und hat seine Pläne für einen Zeitraum von 2 bis 3 Jahren gemacht. Wenn ein Konflikt schon jetzt unvermeidlich ist, wird Italien natürlich an der Seite Deutschlands



stehen, wie der Duce eben erst wieder vor der Abreise Graf Cianos unterstrichen habe, doch aus verschiedenen Gründen (die im Detail angeführt wurden) würde Italien eine Verschiebung des allgemeinen Konflikts begrüßen.

Dann erläuterte Graf Ciano mit Hilfe einer Karte die Situation Italiens im Falle des Ausbruchs eines allgemeinen Konflikts. Italien glaubt, so sagte er, dass ein Konflikt mit Polen nicht auf dieses Land beschränkt bleiben, sondern einen generellen europäischen Krieg auslösen würde.

Der Führer bemerkte, dass die Meinungen zu diesem Punkt auseinandergehen. Er persönlich ist fest davon überzeugt, dass die westlichen Demokratien am Ende vor dem Sturz in einen allgemeinen Krieg zurückschrecken werden.

Graf Ciano erwiderte, er hoffe, dass der Führer damit recht habe, aber das glaube er nicht. Auf jeden Fall solle man mit der schlimmsten Möglichkeit rechnen, d.h. mit dem allgemeinen Konflikt. Italien lebt seit dem Abessinien-Konflikt in einem konstanten Kriegszustand und braucht dringend eine Atempause. Mit Hilfe von Zahlen belegte Graf Ciano, wie hoch der italienische Materialeinsatz, besonders im spanischen Konflikt, bis jetzt gewesen ist. Italiens Vorrat an Rohstoffen ist nun erschöpft. Das Land braucht Zeit, um seine Bestände aufzufüllen.

Auch muss Italien seine Rüstungsindustrie, die sich zur Zeit an exponierten Orten befindet, in den Süden verlegen, um sie besser verteidigen zu können. Die Artillerie, speziell die Luftabwehr, braucht dringend eine Modernisierung. Die langen Küstenlinien und andere exponierte Orte sind unzureichend geschützt.

Auch die Stärke der Marine ist unzureichend. Im Moment kann Italien 12 vereinten britischen und französischen Schiffen nur 2 entgegensetzen, während bereits in einigen Jahren 8 zur Verfügung stehen werden.

An dieser Stelle bemerkte der Führer, dass natürlich auch England und Frankreich ihre Marine aufstocken werden, um etwa 40'000 Bruttoregistertonnen.

Graf Ciano verwies noch einmal auf die lange italienische Küstenlinie, die schwer zu verteidigen ist, sowie auf die vie-

len den Briten und Franzosen zur Verfügung stehenden Stützpunkte, vor allem in griechischen Häfen.

Besonders verwundbar sind im Moment die italienischen Kolonien ... Obwohl Abessinien beinahe befriedet ist, mit Ausnahme gewisser Regionen entlang der Grenze zum britischen Territorium, wo die Engländer mit Geld und Propaganda Unruhe unter der Bevölkerung stiften, ist dies nur eine oberflächliche Befriedung. Im Falle eines allgemeinen Konflikts würde es ausreichen, wenn einige englische Flugzeuge über Abessinien Flugblätter des Inhalts abwerfen, dass sich die Welt gegen Italien erhoben hat und der Negus zurückkehren wird, um die Revolte im Lande wieder aufflammen zu lassen. Ausserdem ist Abessinien im Fall eines solchen Konflikts völlig vom Mutterland abgeschnitten, womit das Schicksal der 200'000 Italiener im Lande sehr ungewiss sein würde ...

Italien verfügt über Pläne für eine wirtschaftliche Autarkie, diese benötigen aber einige Jahre zu ihrer Verwirklichung. Danach kann Italien selbst einen längeren Krieg ohne Schwierigkeiten durchstehen. Ein weiterer Grund für den Wunsch des Duce nach Verschiebung des Konflikts sind die Italiener im Ausland, die man geplant nach Hause zurückbringen muss.

Ausserdem misst der Duce der Weltausstellung von 1942 grosse Bedeutung zu, für die Italien bereits umfangreiche Vorbereitungen getroffen hat und von der es sich gute Ergebnisse auf wirtschaftlichem Gebiet verspricht, besonders, was das Hereinfließen ausländischer Währung betrifft.

Neben diesen Überlegungen, die in der italienischen Situation begründet liegen, gibt es Erwägungen allgemeiner politischer Natur, die die Verschiebung eines allgemeinen Konflikts empfehlen. Der Duce ist davon überzeugt, dass gegenwärtig das Prinzip der Einkreisung der westlichen Demokratien ohne Zweifel funktionieren würde. Doch nach einer gewissen Zeit würden die Reibungspunkte und die Saat der Uneinigkeit innerhalb der Einkreisungsfront zum Vorschein kommen, und die Front würde allmählich auseinanderbrechen.

Ausserdem ist der Duce davon überzeugt, dass der gegenwärtige Enthusiasmus in England und Frankreich nicht von langer Dauer

sein wird. Sehr bald wird, besonders in Frankreich, die *union sacrée* wieder von Uneinigkeit der Parteien abgelöst werden, vorausgesetzt, dass die Achse für eine Zeit stillhält. Denn zur Zeit ist es nur der Achse geschuldet, dass in den betreffenden Ländern die inneren Auseinandersetzungen zugedeckt worden sind.

Ausserdem wird nach dem in etwa zwei Jahren zu erwartenden Ende des chinesischen Konflikts Japan in einer wesentlich stärkeren Position sein, während Roosevelts Position in Amerika durch eine Periode der Ruhe auf dem Feld der Aussenpolitik erheblich geschwächt wird und er nicht zum dritten Mal als Präsident wiedergewählt werden dürfte, was zweifellos der Fall wäre, wenn in Kürze ein allgemeiner Konflikt ausbricht.

Auch Spanien, wo eben eine achsenfreundliche Regierung angetreten ist, braucht nach dem Bürgerkrieg Frieden, würde aber in zwei bis drei Jahren als nicht zu negierende Kraft an der Seite der Achse stehen. Spanien könne z.B. innerhalb von zwei Jahren vier Schlachtschiffe von je 35'000 Tonnen bauen, für die bereits italienische Pläne vorliegen und die in El Ferrol entstehen sollen.

Aus diesen Gründen besteht der Duce darauf, dass die Achsenmächte eine Geste zeigen sollten, die erneut den Friedenswillen Italiens und Deutschlands unterstreicht. Dies könne durch die Veröffentlichung eines Kommuniqués erfolgen, das Graf Ciano gestern dem Reichsaussenminister gegeben hat und das er jetzt wieder vorlegte ...

Im Zusammenhang mit diesem beabsichtigten Kommuniqué sagte Graf Ciano, der Duce habe zunächst an einen Vorschlag für eine Konferenz gedacht, im Bewusstsein der Besorgnis des Führers aber mache er jetzt einen anderen, abgemilderten Vorschlag, an dessen Annahme er sehr interessiert sei.

Zu dem Plan einer Konferenz erklärte der Führer, bei künftigen Treffen der Mächte wird ein Ausschluss Russlands nicht länger möglich sein. Die Russen haben in den deutsch-russischen Gesprächen, mit Bezug auf München und andere Gelegenheiten, von denen sie ausgeschlossen waren, klargemacht, dass sie dies nicht weiter tolerieren werden ...

1945 Graf Ciano erwiderte, der Duce sei der Meinung, dass derjenige Sieger bei einer Konferenz ist, der die Bereitschaft zeigt, diese Konferenz, wenn nötig, auch scheitern zu lassen und Krieg als das mögliche Resultat zu akzeptieren. Mehr noch, der Duce habe die Besorgnis des Führers in Betracht gezogen und seinen Vorschlag modifiziert. Die jetzt vorgeschlagene Geste Deutschlands und Italiens gibt den Westmächten die Chance, ihr Gesicht zu wahren. Diese Chance werden sie gewiss nutzen, denn weite Kreise warnen vor dem Krieg, und das könne man mit einer Friedensgeste unterstützen. Das bedeutet zugleich, dass Polen, von den Westmächten in einem solchen Fall zweifellos nicht länger unterstützt, nach einiger Zeit isoliert dasteht und sich mit vernünftigen Lösungen der existierenden Schwierigkeiten einverstanden erklären muss.

Der Führer antwortete, dass bei der Lösung des polnischen Problems keine Zeit zu verlieren ist. Je weiter wir in den Herbst kommen, desto schwieriger werden militärische Operationen im Osten.

Graf Ciano fragte, in welchem Zeitraum nach Meinung des Führers die Danzig-Frage gelöst werden muss. Darauf antwortete der Führer, diese Frage muss so oder so bis Ende August gelöst sein. Auf lange Sicht ist es für eine Grossmacht unerträglich, einen derart feindlichen Nachbarn in einer Entfernung von nur 150 Kilometern von der Hauptstadt zu tolerieren. Deshalb ist der Führer entschlossen, die Gelegenheit der nächsten politischen Provokation (brutale Misshandlung von Deutschen, ein Versuch der Aushungierung Danzigs oder ähnliches) zu nutzen, Polen innerhalb von 48 Stunden anzugreifen und damit das Problem auf diese Weise zu lösen ...

Graf Ciano fragte, wann ein solches Unternehmen gegen Polen zu erwarten sei, denn Italien müsse sich selbstverständlich auf alle Eventualitäten vorbereiten. Der Führer antwortete, dass unter den gegenwärtigen Umständen ein Angriff auf Polen jeden Moment zu erwarten sei.

Während des Meinungsaustauschs wurden dem Führer ein Telegramm aus Moskau und eines aus Tokio ausgehändigt. Die Konferenz wurde für kurze Zeit unterbrochen, danach wurde Graf Cia-

no vom Inhalt des Moskauer Telegramms informiert. Die Russen stimmten der Entsendung eines deutschen politischen Unterhändlers nach Moskau zu. Der Reichsaussenminister fügte hinzu, dass die Russen über Deutschlands Absichten bezüglich Polen vollständig informiert sind. Er selbst hat auf Befehl des Führers den russischen Geschäftsträger unterrichtet.

Der Führer bemerkte, nach seiner Meinung sind die Russen nicht bereit, für die Westmächte die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Stalins Position wird durch eine siegreiche russische Armee stärker gefährdet als durch eine geschlagene russische Armee. Am meisten ist Russland an der Ausweitung seines Zugriffs auf das Baltikum interessiert. Deutschland hat dagegen keine Einwände. Ausserdem wird Russland kaum an die Seite Polens treten, das es im Grunde seines Herzens hasst. Die Entsendung britisch-französischer Militäruntersandter nach Moskau verfolgt lediglich den Zweck, den katastrophalen Stand der politischen Verhandlungen zu verschleiern.

Nach einer weiteren Diskussion über das von Graf Ciano vorgeschlagene Kommuniqué sagte der Führer, er wolle diesen Vorschlag und Graf Cianos Darstellung der allgemeinen Situation einen Tag überdenken, und schlug deshalb vor, das Gespräch am nächsten Tag fortzusetzen.

Salzburg, 12. August 1939

gez. Schmidts

Das Gespräch wurde fortgesetzt.

Hitler versucht, auf den erschreckten italienischen Boten jungen einen versöhnlichen Eindruck zu machen, doch das Protokoll des zweiten Treffens zeigt, dass sein Entschluss feststand. Er will nicht nur Polen in zwei Wochen angreifen, sondern er will diese erste Eroberung mit deutschen Waffen zum Anfang seiner grösseren strategischen Operation machen, deren Ziel nichts Geringeres ist als die Okkupation des gesamten Ostens und die Zerschlagung des Westens – das heisst, die Eroberung Europas. Für die Italiener hält er einen äusserst attraktiven Köder bereit: Sie können die Positionen der Briten im Mittelmeerraum einnehmen.

Hier sind die wesentlichen Teile des geheimen deutschen

Protokolls vom zweiten Tag des Treffens Hitler-Ciano auf dem Obersalzberg am 13. August 1939:

„Der Führer erklärt, nach dem gestrigen Gespräch hat er die Lage gründlich durchdacht und ist zu zwei definiten Entschlüssen gelangt:

1. Im Falle jeglicher weiterer Provokation wird er Polen unverzüglich angreifen.
2. Wenn Polen seine politischen Absichten nicht klar und offen erklärt, so muss es dazu gezwungen werden ... Wenn die Westmächte bereits den Entschluss gefasst haben, sich gegen die Achsenmächte zu wenden, dann werden sie keinesfalls drei oder vier Jahre mit der Ausführung des Plans warten und erst zu einem Zeitpunkt angreifen, da die Achse ihre Vorbereitungen abgeschlossen hat. Wenn sie allerdings einen solchen Entschluss noch nicht gefasst haben (das denkt der Führer angesichts des Standes ihrer Rüstung), dann besteht der beste Weg, dies ganz zu verhindern, darin, die polnische Angelegenheit rasch zu erledigen ...

Die Stärkung der Achse durch solche Einzeloperationen ist von grösster Wichtigkeit für den unvermeidlichen Zusammenstoss mit den Westmächten. Wie die Dinge jetzt stehen, werden Deutschland und Italien künftig infolge Mangels an Raum in der Welt nicht länger bestehen können, doch der vorhandene Raum ist vollständig blockiert durch seine jetzigen Besitzer. Sie sitzen dort wie Geizhalse auf ihren Bergen von Gold und erfreuen sich ihrer Reichtümer. Die westlichen Demokratien sind beherrscht von ihrem Wunsch, die Welt zu regieren, und betrachten Deutschland und Italien nicht als ebenbürtige Partner. Am schlimmsten auf ihrer Seite wirkt das psychologische Moment der Verachtung ...

Das Problem kann nur durch einen Kampf auf Leben und Tod gelöst werden, dem die zwei Achsenpartner leichter entgegensehen können, da ihre Interessen an keinem Punkt kollidieren. Der Mittelmeerraum ist eindeutig die älteste Domäne, auf die Italien ein Anspruchsrecht besitzt. Der Duce selbst hat diese Position dem Führer gegenüber in die Worte gefasst, Italien sei schon immer die beherrschende Macht im Mittelmeerraum gewesen.

Andererseits, so sagte der Führer, muss Deutschland seinen alten

deutschen Weg nach Osten einschlagen, das ist auch aus wirtschaftlichen Gründen wünschenswert, ebenso wünschenswert wie die Einlösung der geographischen und historischen Ansprüche Italiens im Mittelmeerraum. Schon Bismarck hat das seinerzeit erkannt und in seinem bekannten Brief an Mazzini ausgedrückt. Die Interessen Deutschlands und Italiens gehen also in ganz unterschiedliche Richtungen, und niemals kann es daher zwischen beiden einen Konflikt geben ...

Der Führer erklärte, Polen muss so niedergeworfen werden, dass es für 50 Jahre nicht mehr in der Lage ist zu kämpfen. Wenn das der Fall ist, können dann die Dinge im Westen geregelt werden.

Ciano dankte dem Führer für seine äusserst klare Darstellung der Situation. Er habe seinerseits nichts hinzuzufügen und werde den Duce in allen Einzelheiten informieren. Er bat um genauere Informationen in einem Punkt, damit der Duce wirklich alle Fakten vor sich habe. Der Duce müsse vielleicht keine Entscheidung treffen, da der Führer noch glaube, der Konflikt mit Polen könne auf der Basis langfristiger Entwicklungen lokalisiert werden. Er, Ciano, sehe, dass der Führer bisher stets in seiner Beurteilung der Lage recht behalten habe. Wenn allerdings Mussolini auch keine Entscheidung zu treffen habe, so müsse er doch gewisse Vorsorgemassnahmen treffen. Daher möchte Ciano folgende Fragen stellen:

Der Führer habe zwei Bedingungen genannt, bei deren Eintreten er Polen angreifen würde: 1. Wenn sich Polen ernster Provokationen schuldig macht. 2. Wenn Polen seine politische Haltung nicht klar erläutert. Die erste Bedingung hänge von der Entscheidung des Führers ab, und eine deutsche Reaktion könne im Moment danach erfolgen. Die zweite Bedingung erfordere gewisse Entscheidungen, was die Zeit betrifft. Er, Ciano, frage deshalb: Bis zu welchem Zeitpunkt muss Polen Deutschland eine zufriedenstellende Erklärung seiner politischen Haltung geben? Er habe verstanden, dass dieser Zeitpunkt auch von klimatischen Bedingungen abhängt.

Der Führer antwortete, die Entscheidung bezüglich Polen muss bis spätestens Ende August klar sein. Der Hauptteil der

**1945** militärischen Operation kann innerhalb von 14 Tagen erledigt sein, weitere vier Wochen sind nötig bis zur endgültigen Liquidierung. Das Ganze kann Ende September oder Anfang Oktober beendet sein. Das könne Ciano als den Zeitraum betrachten. Und daraus folge, dass der letzte Zeitpunkt, um die Operation zu beginnen, Ende August sei ...'

Darauf eilt der erschrockene Lebemann Ciano nach Rom zurück, um dem Duce zu berichten, dass Hitler in zwei Wochen mit dem Krieg beginnen werde. Die Schicksalstage des August vergehen. Die riesige deutsche Kriegsmaschinerie ist zum Schlag bereit. Man ist sich völlig gewiss, Polen in vierzehn Tagen niederwerfen zu können.

Es gibt allerdings auch einen, der warnt, wie die Dokumente zeigen. Am 17. August trifft Admiral Canaris, Chef der deutschen Abwehr (wegen Verrats in den letzten Monaten des Krieges zum Tode verurteilt und aufgehängt), General Keitel. Der Admiral ist besorgt darüber, dass die Westmächte in den Krieg eintreten werden. Das zeigen seine Aufzeichnungen von dem Gespräch. Keitel aber ist sich vollständig gewiss, dass Grossbritannien dem Konflikt fernbleiben wird. Canaris versucht, ihn vom Gegenteil zu überzeugen, und weist besonders auf die Gefahr einer britischen Blockade hin. Doch Keitel zeigt sich ungerührt, eitel wie immer. Canaris erreicht nichts.

Am 22. August versammelt Hitler die Oberbefehlshaber der Wehrmacht zu einer letzten Konferenz vor dem Krieg in Berchtesgaden. Das ist ein denkwürdiger Tag. Die Zeitungen in aller Welt melden in riesigen Schlagzeilen die ominöse Neuigkeit aus Moskau, dass sich Deutschland und Russland zur Unterzeichnung eines Nichtangriffspakts entschlossen haben. Hitler weiss bereits, dass innerhalb von ein oder zwei Tagen in Moskau die Unterschriften unter eine tatsächliche Allianzvereinbarung mit Russland gesetzt werden, mit dem Ziel, Polen zu vernichten und den Westen vom Eintritt in den Krieg abzuhalten. Er ist noch grosssprecherischer als gewöhnlich. Sein eigener Erfolg, seine eigene Persönlichkeit berauschen ihn. Hier ist das geheime deutsche Protokoll seiner Ansprache an die Generäle, am Vorabend des Krieges:



*„Ansprache des Führers vor den Oberbefehlshabern am 22. Aug. 1939.“*

Ich habe Sie zusammengerufen, um Ihnen ein Bild der politischen Lage zu geben, damit Sie Einblick tun in die einzelnen Elemente, auf die sich mein Entschluss zu handeln aufbaut, und um Ihr Vertrauen zu stärken.

Danach werden wir militärische Einzelheiten besprechen.

Es war mir klar, dass es früher oder später zu einer Auseinandersetzung mit Polen kommen musste. Ich fasste den Entschluss bereits im Frühjahr, dachte aber, dass ich mich zunächst in einigen Jahren gegen den Westen wenden würde und dann erst gegen den Osten. Aber die Zeitfolge lässt sich nicht festlegen. Man darf auch vor bedrohlichen La-gen nicht die Augen schliessen ...

Als Gründe für diese Überlegung führe ich an:

1.) Zunächst zwei persönliche Bedingungen:

Meine eigene Persönlichkeit und die Mussolinis.

Wesentlich hängt es von mir ab, von meinem Dasein, wegen meiner politischen Fähigkeiten. Dann die Tatsache, dass wohl niemand wieder so wie ich das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes hat. In der Zukunft wird es wohl niemals wieder einen Mann geben, der mehr Autorität hat als ich. Mein Dasein ist also ein grosser Wert-Faktor. Ich kann aber jederzeit von einem Verbrecher, von einem Idioten beseitigt werden.

Der zweite persönliche Faktor ist der Duce. Auch sein Dasein ist entscheidend. Wenn ihm etwas zustösst, wird die Bündnistreue Italiens nicht mehr sicher sein. Die Grundeinstellung des italienischen Hofes ist gegen den Duce. Vor allem der Hof sieht in der Erweiterung des Imperiums eine Belastung. Der Duce ist der nervenstärkste Mann in Italien.

Der dritte persönliche für uns günstige Faktor ist Franco. Wir können von Spanien nur wohlwollende Neutralität verlangen. Aber das hängt von der Persönlichkeit Francos ab. Er garantiert eine gewisse Einheitlichkeit und Stetigkeit des jetzigen Systems in Spanien. Wir müssen in Kauf nehmen, dass es in Spanien noch keine faschistische Partei von unserer inneren Geschlossenheit gibt.

Auf der Gegenseite ein negatives Bild, soweit es die mass-

1945

gebenden Persönlichkeiten betrifft. In England und Frankreich gibt es keine Persönlichkeit von Format.

Bei uns ist das Fassen von Entschlüssen leicht. Wir haben nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Unsere wirtschaftliche Lage ist infolge unserer Einschränkungen so, dass wir nur noch wenige Jahre durchhalten können. Göring kann das bestätigen. Uns bleibt nichts anderes übrig, wir müssen handeln. Unsere Gegner riskieren viel und können nur wenig gewinnen. Der Einsatz Englands in einem Kriege ist unfassbar gross. Unsere Gegner haben Führer, die unter dem Durchschnitt stehen. Keine Persönlichkeiten. Keine Herren, keine Tatmenschen.

Neben den persönlichen Faktoren ist die politische Lage für uns günstig: Im Mittelmeer Rivalitäten zwischen Italien und Frankreich und England, in Ostasien Spannung zwischen Japan und England, im Orient Spannung, die zur Alarmierung der mohammedanischen Welt führt.

Das englische Empire ist schon aus dem letzten Krieg nicht gestärkt hervorgegangen. Maritim wurde nichts erreicht. Konflikt England-Irland. Die Unabhängigkeit der Südafrikanischen Union ist grösser geworden. Indien musste Konzessionen gemacht werden. England wird auf das Äusserste bedroht. Ungesunde Industrialisierung. Ein britischer Staatsmann kann nur mit Sorgen in die Zukunft sehen.

Frankreichs Stellung ist ebenfalls schlechter geworden, vor allem im Mittelmeer.

Als günstig für uns ist ferner anzusprechen:

Auf dem Balkan ist seit Albanien das Gleichgewicht der Kräfte. Jugoslawien trägt den Todkeim des Verfalls in sich infolge seiner inneren Verhältnisse.

Rumänien ist nicht stärker geworden. Es ist angreifbar und verwundbar. Es wird bedroht durch Ungarn und Bulgarien. Seit dem Tode Kemals wird die Türkei von kleinen Geistern regiert, haltlose, schwache Menschen.

Alle diese glücklichen Umstände bestehen in zwei bis drei Jahren nicht mehr. Niemand weiss, wie lange ich noch lebe. Deshalb Auseinandersetzung besser jetzt.

Die Gründung Grossdeutschlands war politisch eine grosse Leistung, militärisch war sie bedenklich, da sie erreicht wurde durch

einen Bluff der politischen Leitung. Es ist notwendig, das Militär zu erproben. Wenn irgendmöglich, nicht in einer Generalabrechnung, sondern bei der Lösung einzelner Aufgaben.

Das Verhältnis zu Polen ist untragbar geworden. Meine bisherige polnische Politik stand im Gegensatz zu der Auffassung des Volkes. Meine Vorschläge an Polen (Danzig und Korridor) wurde durch Eingreifen Englands gestört. Polen änderte seinen Ton uns gegenüber. Spannungszustand auf die Dauer unerträglich. Gesetz des Handelns darf nicht auf andere übergehen. Jetzt ist der Zeitpunkt günstiger als in 2-3 Jahren. Attentat auf mich oder Mussolini könnte Lage zu unseren Ungunsten ändern. Man kann nicht ewig mit gespanntem Gewehr einander gegenüberliegen. Eine uns vorgeschlagene Kompromisslösung hätte von uns verlangt Gesinnungsänderung und gute Gesten. Man sprach wieder in der Versailler Sprache zu uns. Die Gefahr des Prestige-Verlustes bestand. Jetzt ist die Wahrscheinlichkeit noch gross, dass der Westen nicht eingreift. Wir müssen mit rücksichtsloser Entschlossenheit das Wagnis auf uns nehmen. Der Politiker muss ebenso wie der Feldherr ein Wagnis auf sich nehmen. Wir stehen vor der harten Alternative zu schlagen oder früher oder später mit Sicherheit vernichtet zu werden.

Hinweis auf die früheren Wagnisse.

Man hätte mich gesteinigt, wenn ich nicht recht behalten hätte. Gefährlichster Schritt war der Einmarsch in die neutrale Zone. Noch acht Tage vorher bekam ich eine Warnung durch Frankreich. Immer habe ich ein grosses Wagnis auf mich genommen in der Überzeugung, dass es gelingen könne.

Auch jetzt ist es ein grosses Risiko. Eiserne Nerven, eiserne Entschlossenheit.

Folgende besonderen Gründe bestärken mich in meiner Auffassung. England und Frankreich haben sich verpflichtet, beide sind nicht in der Lage dazu. In England ist keine tatsächliche Aufrüstung, sondern nur Propaganda. Sehr hat es geschadet, dass viele Deutsche, die ablehnend waren, nach der Lösung der tschechischen Frage Engländern gesagt und geschrieben haben: Der Führer hat recht behalten, weil Ihr die Nerven verloren habt, weil Ihr zu früh kapituliert habt.

1945

Dadurch erklärt sich der jetzige Propaganda-Krieg. Die Engländer sprechen vom Nerven-Krieg. Ein Element dieses Nerven-Kriegs ist die Darstellung der Steigerung der Rüstung. Wie ist die britische Aufrüstung aber tatsächlich? Das Bauprogramm der Marine für 1938 ist noch nicht erfüllt. Nur Einberufung der Reserve-Flotte. Ankauf von Fischdampfern. Wesentliche Verstärkung der Flotte nicht vor 1941 oder 1942.

Auf dem Lande ist nur wenig geschehen. England wird in der Lage sein, höchstens drei Divisionen nach dem Festland zu schicken. Auf dem Gebiete der Luftwaffe ist einiges geschehen, aber es ist nur ein Anfang. Luftabwehr ist in den Anfangsstadien. Zur Zeit verfügt England nur über 150 Flaks. Das neue Flak-Geschütz ist in Auftrag gegeben. Es wird noch lange dauern, bis genügend hergestellt sind. Es fehlt an Kommando-Geräten. Noch ist England Luftverwundbar. In 2-3 Jahren kann sich dies ändern. Die englische Luftwaffe hat z. Zt. nur 130'000 Mann, Frankreich 72'000 Mann, Polen 15'000 Mann. In England wünscht man, dass der Konflikt erst in 2-3 Jahren eintritt.

Charakteristisch für England ist Folgendes: Polen wollte Anleihe von England für seine Aufrüstung. England gab aber nur Kredite, um sicherzustellen, dass Polen in England kauft, obwohl England gar nicht liefern kann. Das spricht dafür, dass England Polen nicht wirklich unterstützen will. Es riskiert nicht 8 Mill. Pfund in Polen, obwohl es eine halbe Milliarde in China hineingesteckt hat. Die Lage Englands in der Welt ist sehr prekär. Es wird kein Risiko auf sich nehmen.

In Frankreich ist Mangel an Menschen (Geburtenrückgang). Für die Aufrüstung geschah wenig. Die Artillerie ist veraltet. Frankreich wollte nicht in dieses Abenteuer hinein. Der Westen hat nur zwei Möglichkeiten, gegen uns zu kämpfen:

- 1.) Blockade: sie wird unwirksam sein infolge unserer Autarkie und weil wir die Hilfsquellen im Osten haben.
- 2.) Angriff im Westen aus der Maginot-Linie heraus: das halte ich für unmöglich.

Es wäre nun noch die Möglichkeit der Verletzung der Neutralität von Holland, Belgien und der Schweiz. Ich habe keinen Zwei-

fel, dass alle diese Staaten und auch Skandinavien ihre Neutralität mit allen Mitteln verteidigen werden. England und Frankreich werden die Neutralität dieser Länder nicht verletzen. England kann also Polen tatsächlich nicht helfen.

Angriff gegen Italien bleibt noch übrig. Militärisches Eingreifen ist ausgeschlossen. Mit langer Dauer des Krieges rechnet niemand. Wenn mir Herr v. Brauchitsch gesagt hätte, ich brauche vier Jahre, um Polen zu erobern, dann hätte ich geantwortet: dann geht's nicht. Unsinn ist es, wenn man sagt, England will einen langen Krieg führen.

Wir werden den Westen halten, bis wir Polen erobert haben. Wir müssen uns unserer grossen Produktionsleistung bewusst sein. Sie ist noch viel grösser als 1914-18.

Der Gegner hatte noch die Hoffnung, dass Russland als Gegner auftreten würde nach Eroberung Polens. Die Gegner haben nicht mit meiner grossen Entschlusskraft gerechnet. Unsere Gegner sind kleine Würmchen. Ich sah sie in München.

Ich war überzeugt, dass Stalin nie auf das englische Angebot eingehen würde. Russland hat kein Interesse an der Erhaltung Polens, und dann weiss Stalin, dass es mit seinem Regime zu Ende ist, einerlei, ob seine Soldaten siegreich oder geschlagen aus einem Kriege hervorgehen. Litwinows Ablösung war ausschlaggebend. Ich habe die Umstellung Russlands gegenüber allmählich durchgeführt. In Zusammenhang mit dem Handelsvertrag sind wir in das politische Gespräch gekommen. Vorschlag eines Nichtangriffspakts. Dann kam ein universaler Vorschlag von Russland. Vor vier Tagen habe ich einen besonderen Schritt getan, der dazu führte, dass Russland gestern antwortete, es sei zum Abschluss bereit. Die persönliche Verbindung mit Stalin ist hergestellt. Von Ribbentrop wird übermorgen den Vertrag schliessen. Nun ist Polen in der Lage, in der ich es haben wollte.

Wir brauchen keine Angst vor Blockade zu haben. Der Osten liefert uns Getreide, Vieh, Kohle, Blei, Zink. Es ist ein grosses Ziel, das vielen Einsatz fordert. Ich habe nur Angst, dass mir noch im letzten Moment irgendein Schweinehund einen Vermittlungsplan vorlegt.

Die politische Zielsetzung geht weiter. Anfang zur Zer-

1945 störung der Vormachtstellung Englands ist gemacht. Weg für den Soldaten ist frei, nachdem ich die politischen Vorbereitungen getroffen habe.

Die heutige Veröffentlichung des Nichtangriffspakts mit Russland hat eingeschlagen wie eine Granate. Auswirkungen sind nicht zu übersehen. Auch Stalin hat gesagt, dass dieser Kurs beiden Ländern zugute kommen wird. Die Einwirkung auf Polen wird ungeheuer sein.

Göring antwortet mit Dank an den Führer und der Versicherung, dass die Wehrmacht ihre Pflicht tun wird.'

Ein anderer deutscher Teilnehmer dieses Treffens beschreibt Görings ‚Dank‘ noch etwas genauer. ‚Die Rede (Hitlers – W. S.) wurde enthusiastisch aufgenommen‘, heisst es bei ihm. ‚Göring sprang vom Tisch auf. Blutdürstiger Dank und blutige Versprechungen. Er tanzte herum wie ein Wilder. Die wenigen, welche Zweifel hatten, blieben stumm.‘

Dieser Augenzeuge liefert in der Tat eine etwas andere, Hitlers Wortwahl deutlicher wiedergebende Version von Hitlers Ausbruch des 22. August. Sein Resümee der Rede übermittelte er dem damaligen Berliner AP-Korrespondenten Louis Lochner. Hier sind Auszüge daraus:

«INHALT VON HITLERS ANSPRACHE VOR DEN OBERBEFEHLSHABERN  
Obersalzberg, 22. August 1939

... Seit Herbst 1938 ... habe ich festgestellt, dass Japan uns nicht ohne Bedingungen folgen wird und dass Mussolini von seinem schwachsinnigen König und dem verräterischen Schurken von Kronprinz bedroht wird. Deshalb habe ich mich entschlossen, mit Stalin zusammenzugehen. Es gibt insgesamt nur drei grosse Staatsmänner in der Welt: Stalin, mich und Mussolini. Mussolini, der schwächste davon, war nicht in der Lage, die Macht der Krone oder der Kirche zu brechen. Stalin und ich sind die einzigen, die ausschliesslich in die Zukunft blicken. Deshalb werde ich in einigen Wochen an der gemeinsamen deutsch-russischen Grenze Stalin die Hand reichen und mit ihm eine neue Aufteilung der Welt vornehmen.

Unsere Stärke liegt in unserer Schnelligkeit und Grausamkeit. Dschingis-Khan hat nach seinem Willen und frohen Herzens Millionen von Frauen und Kindern getötet. Doch in die Geschichte ist er als grosser Staatsgründer eingegangen. Was die schwächliche westeuropäische Zivilisation von mir denkt, spielt keine Rolle. Ich habe den Befehl gegeben und werde jeden erschiessen lassen, der auch nur ein Wort der Kritik daran äussert, dass das Ziel des Krieges nicht in der Gewinnung bestimmter Gebiete besteht, sondern in der physischen Vernichtung des Gegners. So werde ich also meine Jotenkopf'-Einheiten mit dem Befehl einsetzen, alle Männer, Frauen und Kinder polnischer Rasse oder Sprache ohne Mitleid und Gnade zu töten. Nur auf diese Weise werden wir den dringend benötigten Lebensraum gewinnen. Wer spricht heute noch von der Ausrottung der Armenier?

General von Brauchitsch hat mir versprochen, den Krieg gegen Polen innerhalb weniger Wochen zum Abschluss zu bringen. Wenn er mir gesagt hätte, dass es mich zwei Jahre oder auch nur ein Jahr kosten würde, dann hätte ich den Marschbefehl nicht erteilt und wäre stattdessen eine zeitweilige Allianz mit England eingegangen, statt mit Russland. Denn einen langen Krieg können wir nicht führen. Auf jeden Fall ist nun eine neue Situation entstanden. Ich habe in München die miserablen Würmer Daladier und Chamberlain erlebt. Sie werden zu feige sein, um uns anzugreifen. Sie werden nicht weiter gehen als bis zu einer Blockade. Dagegen setzen wir unsere Autarkie und die russischen Rohstoffe. Polen wird entvölkert und von Deutschen kolonisiert. Mein Pakt mit Polen war nur Hinhaltetaktik. Und übrigens, meine Herren, in Russland wird genau das geschehen, was ich mit Polen praktiziere. Nach Stalins Tod (er ist ernsthaft krank) werden wir die Sowjetunion niederwerfen.

Die kleinen Länder machen mir keine Angst. Die Türkei wird seit Kemals Tod von Trotteln und Halbidioten regiert. König Karl von Rumänien ist ein total korrupter Sklave seiner sexuellen Gelüste. Der König von Belgien und die Könige der nordischen Länder sind schwache Marionetten, abhängig von der guten Verdauung ihrer überernährten und müden Völker.

1945

In Betracht ziehen müssen wir die Abtrünnigkeit Japans. Ich habe Japan ein ganzes Jahr Zeit gelassen für seine Entscheidung. Der Kaiser ist das Gegenstück zu den früheren Zaren. Schwach, feige, unentschlossen. Er wird vielleicht auch ohne Revolution stürzen. Meine Verbindung mit Japan war dort nie populär. Wir werden auch weiterhin Unruhe im Fernen Osten und in Arabien erzeugen. Lassen Sie uns davon ausgehen, dass wir die Herren sind, und betrachten wir diese Völker bestenfalls als lackierte Halbaffen, denen man die Knute zeigen muss.

Die Situation ist gegenwärtig so günstig wie nie zuvor. Ich fürchte nur eins, dass nämlich Chamberlain oder irgendein anderes dreckiges Schwein zu mir kommt mit Vorschlägen oder einem Sinneswandel. Er wird die Treppen hinuntergeworfen, und wenn ich ihm persönlich vor den Augen aller Fotografen in den Leib treten müsste.

Nein, dafür ist es zu spät. Die Invasion und Auslöschung Polens beginnt Samstag in der Frühe. Ich stecke einige Kompanien in polnische Uniformen und lasse sie in Oberschlesien oder im Protektorat provozierend auftreten. Ob die Welt das glaubt, kümmert mich einen Dreck. Die Welt glaubt nur dem Erfolg.

Ruhm und Ehre erwarten Sie, meine Herren, wie seit Jahrhunderten nicht. Seien Sie hart. Handeln Sie schneller und grausamer als die anderen. Die Bürger Westeuropas müssen vor Schreck erzittern. Das ist die humanste Kriegführung, denn es treibt ihnen die eigenen Absichten aus.

Die neue Kriegführung entspricht den neuen Grenzen. Ein Wall von Reval über Lublin und Kaschau bis zur Donaumündung. Den Rest bekommen die Russen. Ribbentrop hat Instruktionen erhalten, jegliches Angebot zu machen und jegliche Forderung zu akzeptieren. Für den Westen behalte ich mir das Recht vor, die strategisch günstigste Linie noch festzulegen. Hier wird einiges zu tun sein, um Holland, Belgien und Lothringen zu Protektoratsgebieten zu machen.

Und jetzt, meine Herren, auf gegen den Feind! Wir werden unser Treffen in Warschau fortsetzen und feiern! ...'

Es gibt noch ein drittes deutsches Dokument zu diesem Treffen vom 22. August. Dabei handelt es sich um Stichpunkte für eine



zweite Rede Hitlers. Vor wem er sie hielt, ist nicht vermerkt. Ihrem Tenor nach vermute ich, dass sie für jene Armeekommandeure bestimmt war, die den Überfall auf Polen leiten sollten. Hier ist der Text:

Jeder muss die Ansicht vertreten, dass wir von vornherein auch zum Kampf gegen die Westmächte entschlossen waren. Kampf auf Leben und Tod. Deutschland hat jeden Krieg gewonnen, wenn es einig war. Eiserne, unerschütterliche Haltung vor allem der Vorgesetzten, feste Zuversicht, Siegesglauben, Überwindung vergangener Zeiten durch Gewöhnen an schwerste Belastung. Eine lange Friedenszeit würde uns nicht guttun. Es ist also notwendig, mit allem zu rechnen. Mannhafte Haltung. Nicht Maschinen ringen miteinander, sondern Menschen. Bei uns qualitativ der besser[e] Mensch. Seelische Faktoren ausschlaggebend. Auf der Gegenseite schwächere Menschen. 1918 fiel die Nation, weil die seelischen Vorbedingungen ungenügend waren. Friedrich der Grosse hatte seinen Enderfolg nur durch seine Seelenstärke. Vernichtung Polens im Vordergrund. Ziel ist Beseitigung der lebendigen Kräfte, nicht die Erreichung einer bestimmten Linie. Auch wenn im Westen Krieg ausbricht, bleibt Vernichtung Polens im Vordergrund. Mit Rücksicht auf Jahreszeit schnelle Entscheidung.

Ich werde propagandistischen Anlass zur Auslösung des Krieges geben, gleichgültig, ob glaubhaft. Der Sieger wird später nicht danach gefragt, ob er die Wahrheit gesagt hat oder nicht. Bei Beginn und Führung des Krieges kommt es nicht auf das Recht an, sondern auf den Sieg.

Herz verschliessen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. 80 Mill. Menschen müssen ihr Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Grösste Härte.

Schnelligkeit der Entscheidung notwendig. Festen Glauben an den deutschen Soldaten. Krisen sind nur auf Versagen der Nerven der Führer zurückzuführen.

Erste Forderung: Vordringen bis zur Weichsel und bis zum Narew. Unsere technische Überlegenheit wird die Nerven der Polen zerbrechen. Jede sich neu bildende lebendige

1945

polnische Kraft ist sofort wieder zu vernichten. Fortgesetzte Zermürbung.

Neue deutsche Grenzführung nach gesunden Gesichtspunkten, evtl. Protektorat als Vorgelände. Militärische] Operationen nehmen auf diese Überlegungen keine Rücksicht. Restlose Zertrümmerung Polens ist das militärische Ziel. Schnelligkeit ist die Hauptsache. Verfolgung bis zur völligen Vernichtung.

Überzeugung, dass die deutsche Wehrmacht für alle Anforderungen gerüstet ist. Beginn der Operation wird wahrscheinlich für Samstag Morgen befohlene

Klar ist also, dass Hitler Samstag, den 26. August, für den ‚Beginn‘ vorgesehen hatte. Dann verschob er den Überfall auf Freitag der kommenden Woche, um – wie er Göring sagte – ‚zu sehen, ob wir eine britische Intervention ausschliessen können. Am 23. August fliegt der britische Botschafter Nevil Henderson nach Berchtesgaden, um Hitler vom Entschluss der britischen Regierung zu unterrichten, im Falle eines deutschen Angriffs Polen zu unterstützen, ungeachtet des deutschen Handels mit Russland. Der Führer antwortet darauf geringschätzig und verletzend, doch Henderson, ganz auf Beruhigung der Lage bedacht, unternimmt weitere Versuche. Am 25. August ruft er den wahnsinnigen Diktator zweimal an und fliegt schliesslich am 26. August nach London, um sich mit Chamberlain zu beraten.

Es nützt nichts. Freitag, 1. September, bei Morgengrauen, fällt die Wehrmacht in Polen ein. Am Sonntag, 3. September, treten Grossbritannien und Frankreich mit Deutschland in den Krieg.

Hitler hat seinen Weltkrieg! Polen wird in 18 Tagen vernichtet.

Und jetzt enthüllen die Dokumente eine überraschende Tatsache. Im Gegensatz zu dem, was wir stets angenommen hatten, begnügt sich Hitler nicht mit dem ‚komischen Krieg‘ im Westen. Er befiehlt eine deutsche Grossoffensive noch vor Einbruch des Winters. Ein Zeitverlust wäre für Deutschland von Nachteil. Als erstes Datum wird der 7. November vorgesehen, dann erfolgt wegen schlechten Wetters Verlegung auf den 9. November. Und dann

wird weiterverlegt, wieder und wieder – während des gesamten Winters 1939/40.

Am 23. November 1939 versammelt Hitler wieder einmal die Wehrmachtsführung, um seine neuesten Überlegungen zu verkünden. Sein Kopf ist angefüllt mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, seine Rede ist lang. Liest man den Text, so erhält man ein ausgezeichnetes Resümee dessen, was im kranken Hirn des Führers vorging, wie er und Deutschland im November 1939 aussahen und dachten. Mit äusserster Deutlichkeit und Brutalität wird der künftige Kriegsverlauf vorgezeichnet, der Angriff im Westen, die Verletzung der holländischen und belgischen Neutralität, der eventuelle Schlag gegen Russland, ‚wenn wir im Westen frei sind‘. Der Welteroberer ist sich jetzt gewiss, dass sein Tag gekommen ist. Und so spricht er:

‚Der Führer trägt Folgendes vor:

Zweck der Zusammenkunft ist es, Ihnen Einblick zu geben in die Gedankenwelt, die mich angesichts der bevorstehenden Ereignisse beherrscht, und Ihnen meine Entschlüsse zu sagen. Der Aufbau der Wehrmacht war nur möglich im Zusammenhang mit der weltanschaulichen Erziehung des deutschen Volkes durch die Partei. Als ich meine politische Arbeit 1919 begann, basierte mein starker Glauben an den endgültigen Erfolg auf gründlicher Beobachtung der Zeitergebnisse von damals und dem Studium der Ursachen der damaligen Geschehnisse. Deshalb habe ich auch bei Rückschlägen, die mir während meiner Kampfzeit nicht erspart blieben, niemals den Glauben verloren.

Die Vorsehung hat das letzte Wort gesprochen und mir den Erfolg gebracht. Darüber hinaus hatte ich die klare Erkenntnis des voraussichtlichen Ablaufs der geschichtlichen Ereignisse und den festen Willen, brutale Entschlüsse zu ziehen. Der erste Entschluss war 1919, als ich nach langen inneren Kämpfen Politiker wurde und den Kampf gegen meine Feinde aufnahm. Das war der schwerste Entschluss von allen. Ich hatte aber die feste Überzeugung, dass ich mein Ziel erreichen würde. Vor allem strebte ich ein neues Auslese-Verfahren an. Ich wollte eine Minorität heranziehen, die die Führung über-

1945

nehmen sollte. Nach 15 Jahren habe ich das Ziel erreicht, nach schweren Kämpfen und vielen Rückschlägen. Als ich 1933 zur Macht kam, lag eine Periode des schwersten Kampfes hinter mir. Alles, was vorher da war, hatte abgewirtschaftet. Ich musste alles neu reorganisieren, angefangen vom Volkskörper bis zur Wehrmacht. Erst innere Reorganisation, Beseitigung der Erscheinungen des Zerfalls und des defätistischen Geistes, Erziehung zum Heroismus. Im Zuge der inneren Reorganisation nahm ich mir die zweite Aufgabe vor: Lösung Deutschlands aus den internationalen Bindungen. Zwei besondere Merkmale sind hierbei hervorzuheben: Austritt aus dem Völkerbund und Absage an die Abrüstungs-Konferenz. Es war ein schwerer Entschluss. Die Zahl der Propheten, die erklärten, es werde zur Besetzung des Rheinlands führen, war sehr gross, die Zahl der Gläubigen war sehr gering. Ich führte meine Absicht durch, gedeckt durch die Nation, die geschlossen hinter mir stand. Danach Befehl zur Aufrüstung. Auch hier wieder zahlreiche Propheten, die das Unglück kommen sahen, und nur wenige Gläubige. 1935 folgte die Einführung der Wehrpflicht. Danach Remilitarisierung des Rheinlands, wieder damals ein Vorgang, den man zunächst nicht für möglich hielt. Die Zahl derer, die an mich glaubten, war sehr gering. Dann Beginn der Befestigung des ganzen Gebietes, vor allen Dingen im Westen.

Ein Jahr später kam Österreich, auch dieser Schritt wurde für sehr bedenklich angesehen. Er brachte eine wesentliche Stärkung des Reichs. Der nächste Schritt war Böhmen, Mähren und Polen. Aber dieser Schritt war nicht in einem Zuge zu tun. Zunächst musste im Westen der Westwall fertiggestellt werden. Es war nicht möglich, das Ziel in einem Anhieb zu erreichen. Vom ersten Augenblick an war mir klar, dass ich mich nicht mit dem sudetendeutschen Gebiet begnügen könnte. Es war nur eine Teil-Lösung. Der Entschluss zum Einmarsch in Böhmen war gefasst. Dann kam die Errichtung des Protektorats, und damit war die Grundlage für die Eroberung Polens gelegt, aber ich war mir zu dem Zeitpunkt noch nicht im Klaren, ob ich erst gegen den Osten und dann gegen den Westen oder umgekehrt vorgehen sollte. Moltke hat seinerzeit oft die gleichen Überlegungen angestellt.

Zwangsläufig kam es erst zum Kampf gegen Polen. Man wird mir vorwerfen: Kampf und wieder Kampf. Ich sehe im Kampf das Schicksal aller Wesen. Niemand kann dem Kampf entgehen, falls er nicht unterliegen will. Die steigende Volkszahl erforderte grösseren Lebensraum. Mein Ziel war, ein vernünftiges Verhältnis zwischen Volkszahl und Volksraum herbeizuführen. Hier muss der Kampf einsetzen. Um die Lösung dieser Aufgabe kommt kein Volk herum, oder es muss verzichten und allmählich untergehen. Das lehrt die Geschichte ...

Es ist ein ewiges Problem, die Zahl der Deutschen ins Verhältnis zu bringen zum Boden. Sicherung des notwendigen Raumes. Keine geklügelte Gescheitheit hilft hier, Lösung nur mit dem Schwert. Ein Volk, das die Kraft nicht aufbringt zum Kampf, muss abtreten. Die Kämpfe sind anders geworden als vor 100 Jahren. Heute können wir von einem Rassenkampf sprechen. Heute kämpfen wir um Ölfelder, Gummi ...

Ich habe lange gezweifelt, ob ich erst im Osten und dann im Westen losschlagen sollte. Grundsätzlich habe ich die Wehrmacht nicht aufgestellt, um nicht zu schlagen. Der Entschluss zum Schlagen war immer in mir. Früher oder später wollte ich das Problem lösen. Zwangsläufig wurde entschieden, dass der Osten zunächst zum Ausfall gebracht wurde. Wenn der Polenkrieg so schnell gelang, so lag es an der Überlegenheit unserer Wehrmacht. Ruhmvollste Erscheinung in unserer Geschichte. Unerwartet geringe Verluste an Menschen und Material. Jetzt wird die Ostfront mit wenigen Divisionen gehalten. Es ist eine Lage, wie wir sie früher als unerreichbar ansahen. Jetzt ist die Lage folgende: Der Gegner liegt im Westen hinter seinen Befestigungen. Es ist keine Möglichkeit, ihn anzugreifen. Entscheidend ist: Wie lange können wir die Lage aushalten? Russland ist z. Zt. ungefährlich. Es ist heute geschwächt durch viele innere Vorgänge. Ausserdem haben wir den Vertrag mit Russland. Verträge werden aber nur so lange gehalten, wie sie zweckmässig sind. Russland wird sich nur so lange daran halten, als es Russland selbst für sich für gut hält. Auch Bismarck hat so gedacht. Man denke an den Rückversicherungs-Vertrag. Jetzt hat Russland noch weit-

1945

gehende Ziele, vor allen Dingen Stärkung seiner Position in der Ostsee. Wir können Russland nur entgegentreten, wenn wir im Westen frei sind. Ferner strebt Russland Stärkung seines Einflusses auf dem Balkan an und strebt nach dem Persischen Golf. Das ist auch das Ziel unserer Aussenpolitik. Russland wird das tun, was es für sich für gut hält. Augenblicklich ist der Internationalismus zurückgetreten. Falls Russland darauf verzichtet, wird es zum Panslawismus übergehen. Es ist schwer, in die Zukunft zu sehen. Tatsache ist, dass z. Zt. die russische Wehrmacht geringen Wert hat. Für die nächsten ein oder zwei Jahre wird der jetzige Zustand bestehen bleiben ...

Alles geht darauf hinaus, dass jetzt der Moment günstig ist, in 6 Monaten kann es aber vielleicht nicht mehr so sein.

Als letzten Faktor muss ich in aller Bescheidenheit meine eigene Person nennen: unersetzbar. Weder eine militärische noch eine zivile Persönlichkeit könnte mich ersetzen. Die Attentatsversuche können sich wiederholen. Ich bin überzeugt von der Kraft meines Gehirns und von meiner Entschlusskraft. Kriege werden immer beendet nur durch Vernichtung des Gegners. Jeder, der anders denkt, ist unverantwortlich. Die Zeit arbeitet für den Gegner. Jetzt ist ein Kräfteverhältnis, das sich für uns nicht mehr verbessern, sondern nur verschlechtern kann. Der Gegner wird nicht Frieden schliessen, wenn das Kräfteverhältnis für uns ungünstig ist. Keine Kompromisse. Härte gegen sich selbst. Ich werde angreifen und nicht kapitulieren. Das Schicksal des Reiches hängt nur von mir ab.

Ich werde danach handeln. Heute haben wir noch Überlegenheit, wie wir sie nie gehabt haben ...'

An dieser Stelle wird der wahnwitzige Diktator ausschweifend, um seine Generäle zu beeindrucken. Eine Viertelstunde lang rattert er Zahlen und historische Daten herunter, um Deutschlands militärische Überlegenheit zu beweisen. Die genauen Details müssen uns hier nicht interessieren. Doch interessant ist die Generallinie seines Denkens. Er äussert sich geringschätzig über die Alliierten, weil sie ‚sich nach 1918 selbst und freiwillig entwaffnet‘ haben. Die Briten, so erklärt er seinen militärischen Spitzenmännern, ‚haben

den Aufbau ihrer Marine vernachlässigt'. Die Franzosen haben die Wehrdienstzeit reduziert, so dass ‚der Zustand der französischen Armee sich nach 1918 verschlechterte‘. Und was die britische Armee angeht, so habe diese ‚nur symbolische Bedeutung‘.

In dem gerade beendeten Polenfeldzug, so lernen wir vom Führer, hat die deutsche Infanterie ‚nicht das geleistet, was man von ihr erwartet hätte. Die Disziplin war lax. Mir wurde berichtet, unsere Truppen sind nur vorwärtsgestürmt, wenn die Offiziere ihnen vorangingen. Das war auch 1914 der Fall.‘ Dennoch, so fährt er fort, habe die Wehrmacht in der Welt von heute nicht ihresgleichen:

‚5 Millionen Deutsche sind eingezogen. Was hat es zu sagen, wenn Einzelne davon versagen. Wagemut bei Heer, Marine und Luftwaffe. Ich kann es nicht vertragen, wenn man sagt, die Armee ist nicht in Ordnung. Alles liegt in der Hand des militärischen Führers. Mit dem deutschen Soldaten kann ich alles machen, wenn er gut geführt wird. Mit unserer kleinen Marine ist es gelungen, die Nordsee von den Engländern freizufegen. Anerkennung der kleinen Marine, vor allem des Ob. d. M.

Wir haben eine Luftwaffe, die es fertiggebracht hat, den ganzen deutschen Lebensraum zu sichern.

Landarmee hat Hervorragendes geleistet in Polen. Auch der Westen hat nicht gezeigt, dass der deutsche Soldat dem französischen unterlegen ist.

Revolution von innen ist unmöglich. Wir sind heute dem Gegner überlegen, auch zahlenmässig im Westen. Hinter der Armee steht die stärkste Rüstungsindustrie der Welt.

Mich bedrückt das immer stärker Inerscheinungtreten der Engländer. Der Engländer ist ein zäher Gegner. Vor allem als Verteidiger. Es besteht kein Zweifel, dass England spätestens in 6-8 Monaten mit einem Mehrfachen in Frankreich steht.

Wir haben eine Achilles-Ferse: das Ruhrgebiet. Vom Besitz des Ruhrgebiets hängt die Kriegführung ab. Wenn England und Frankreich durch Belgien und Holland in das Ruhrgebiet vorstossen, sind wir in höchster Gefahr. Das könnte zum Erlahmen des deutschen Widerstandes führen. Jede Hoffnung

1945

auf Kompromisse ist kindisch: Sieg oder Niederlage! Dabei geht es nicht um ein nationalsozialistisches Deutschland, sondern darum, wer künftig in Europa dominiert. Diese Frage ist des höchsten Einsatzes wert. Sicher werden England und Frankreich die Offensive gegen Deutschland ergreifen, wenn sie aufgerüstet sind. England und Frankreich haben Pressionsmittel, um Belgien und Holland dazu zu bringen, englische und französische Hilfe zu erbitten. In Belgien und Holland sind die Sympathien für Frankreich und England ... Zur gegebenen Zeit werde ich alles das ausnutzen und mein Vorgehen motivieren. Wenn die französische Armee in Belgien einmarschiert, um uns anzugreifen, ist es für uns zu spät. Wir müssen zuvorkommen. Noch ein anderer Grund: U-Boot-Waffe, Minen-Waffe und Luftwaffe (auch mit Minenwaffe) können England wirkungsvoll treffen, wenn wir eine bessere Ausgangslage haben. Jetzt erfordert ein Flug nach England so viel Brennstoff, dass nicht genügend Bomben geladen werden können. Bei der Marine ist die Erfindung einer neuen Mine von massgebender Bedeutung. Die Flugzeuge werden jetzt Hauptminenträger sein. Wir werden die englische Küste mit Minen verseuchen, die nicht geräumt werden können. Dieser Minenkrieg mit der Luftwaffe fordert eine andere Ausgangslage. England kann ohne seine Zufuhr nicht leben. Wir können uns selbst ernähren. Die dauernde Minenverseuchung der englischen Küste wird England auf die Knie zwingen. Dies kann aber nur erreicht werden, wenn wir Belgien und Holland besetzt haben. Es ist ein schwerer Entschluss für mich. Keiner hat das geschaffen, was ich geschaffen habe. Mein Leben spielt keine Rolle dabei. Ich habe das deutsche Volk zu grosser Höhe geführt, wenn man uns auch jetzt in der Welt hasst. Dieses Werk setze ich auf das Spiel. Ich habe zu wählen zwischen Sieg oder Vernichtung. Ich wähle den Sieg. Grösster historischer Entschluss, zu vergleichen mit dem Entschluss Friedrichs des Grossen vor dem 1. Schlesischen Krieg. Preussen verdankt seinen Aufstieg dem Heroismus eines Mannes. Auch dort waren die nächsten Berater geneigt zur Kapitulation. Alles hing von Friedrich dem Grossen ab. Auch der Entschluss Bismarcks 1866 und 1870 war nicht minder gross.



Mein Entschluss ist unabänderlich. Ich werde Frankreich und England angreifen zum günstigsten und schnellsten Zeitpunkt. Verletzung der Neutralität Belgiens und Hollands ist bedeutungslos. Kein Mensch fragt danach, wenn wir gesiegt haben. Wir werden die Verletzung der Neutralität nicht so idiotisch begründen wie 1914. Wenn wir die Neutralität nicht verletzen, so tun es England und Frankreich. Ohne Angriff ist der Krieg nicht siegreich zu beenden. Ich halte es für allein möglich, den Kampf durch einen Angriff zu beenden. Die Frage, ob der Angriff erfolgreich sein wird, kann niemand beantworten. Alles hängt von der günstigen Vorsehung ab. Die militärischen Bedingungen sind günstig. Vorbedingung ist aber, dass die Führung von oben Beispiel einer fanatischen Entschlossenheit gibt. Wenn die Führung im Völkerleben immer den Mut gehabt hätte, wie ihn jeder Musketier haben muss, so gäbe es keine Misserfolge. Wenn, wie 1914, Oberbefehlshaber schon Nervenzusammenbrüche hatten, was sollte man dann vom einfachen Musketier verlangen.

Alleinige Erkenntnis: Der Gegner muss geschlagen werden nur durch Angriff. Chancen sind heute anders als bei der Offensive 1918. Zahlenmässig verfügen wir über mehr als 100 Divisionen. Menschenmässig kann Ersatz gestellt werden. Die Materiallage ist gut. Was im Übrigen heute nicht geschieht, muss morgen geschehen. Das Ganze bedeutet den Abschluss des Weltkrieges, nicht eine Einzelaktion. Es handelt sich nicht um eine Einzelfrage, sondern um Sein oder Nichtsein der Nation.

Ich bitte Sie, den entschlossenen Geist nach unten weiterzugeben.

1. Entschluss ist unabänderlich.
2. Nur Aussicht auf Erfolg, wenn ganze Wehrmacht geschlossen ist.

Der Geist der grossen Männer unserer Geschichte muss uns alle beseelen. Von uns fordert das Schicksal nicht mehr als von den Grossen der deutschen Geschichte. Solange ich lebe, werde ich nur an den Sieg meines Volkes denken. Ich werde vor nichts zurückschrecken und jeden vernichten, der gegen mich ist. Ich bin entschlossen, mein Leben so zu führen, dass ich anständig bestehen kann, wenn ich sterben muss.

**1945** Ich will den Feind vernichten. Hinter mir steht das deutsche Volk, dessen Moral nur schlechter werden kann. Nur wer mit dem Schicksal kämpft, kann eine günstige Vorsehung haben. In den letzten Jahren habe ich viele Beispiele der Vorsehung erlebt. Auch in der jetzigen Entwicklung sehe ich die Vorsehung.

Wenn wir den Kampf erfolgreich bestehen – und wir werden ihn bestehen –, wird unsere Zeit eingehen in die Geschichte unseres Volkes. Ich werde in diesem Kampf stehen oder fallen. Ich werde die Niederlage meines Volkes nicht überleben. Nach aussen keine Kapitulation, nach innen keine Revolution.'

Mit einem hat der wahnsinnige deutsche Diktator recht bei seinen Prophezeiungen: Er selbst wird tatsächlich die Niederlage seines Volkes nicht überleben.

Genau zwei Jahre lang ist jedoch nicht der leiseste Schatten einer Niederlage in Sicht. Hitler eilt von einem phantastischen Sieg zum andern. Im Frühjahr 1940 werden Dänemark und Norwegen überrannt. Im Frühsommer Holland, Belgien und Frankreich. Die Invasion Grossbritanniens muss im Herbst verschoben werden. Doch während des gesamten Winters 1940/41 werden die Städte Grossbritanniens, das nun allein gegen die Achsenmächte steht, von der deutschen Luftwaffe gnadenlos bombardiert.

Während dieses Winters treibt Hitler seine Pläne zum Überfall auf Russland fieberhaft voran. Die geheimen deutschen Dokumente zeigen, dass der Führer, noch ehe der Sechswochenkrieg im Westen richtig beendet ist – wie General Jodl an einer Stelle sagt, ‚während des Westfeldzuges‘ –, seine schicksalhafte Entscheidung trifft, 1941 die Sowjetunion anzugreifen. Am 1. Oktober 1940 versammelt sich der deutsche Generalstab in Zossen und ‚arbeitet ernsthaft an dem Problem‘, wie Generalstabschef Franz Halder später zu Protokoll gibt.

Das ‚Problem‘ erhält die Bezeichnung ‚Operation Barbarossa‘, Codeword für den Angriffsplan gegen Russland. Hitler und seine Generäle können an nichts anderes mehr denken. Die ‚Operation Seelöwe‘ – Invasion Grossbritanniens – ist darüber fast vergessen.

Am 5. Dezember 1940 überreicht General Halder dem Führer die Pläne des Generalstabs für den Russlandfeldzug. Am 18. Dezember unterzeichnet Hitler seine ‚Direktive 21 – Operation Barbarossa‘. Sie beginnt mit den Worten: ‚Die deutschen bewaffneten Kräfte müssen darauf vorbereitet sein, Russland in einem schnellen Feldzug niederzuwerfen, noch vor Beendigung des Krieges gegen England‘. Hitler ordnet den Abschluss sämtlicher Vorbereitungen bis zum 15. Mai 1941 an. Der unerwartete Widerstand Jugoslawiens gegen die Einnahme durch die Deutschen verschiebt dieses Datum um fünf Wochen, wie die Dokumente zeigen, und rettet dadurch wahrscheinlich Russland.

General Halder, den Hitler hasst, auf dessen Scharfsinn er jedoch nicht verzichten kann, warnt davor, dass ‚Russlands zahlenmässige militärische Stärke völlig unbekannt‘ ist. Doch der Führer will von solchen Warnungen nichts hören. Am 3. Februar 1941 ruft er seine Spitzengeneräle zu sich und erklärt – so das Protokoll ‚Wenn Barbarossa beginnt, dann wird die Welt den Atem anhalten und keine Bemerkung dazu machen‘.

In den frühen Morgenstunden des 22. Juni 1941 beginnt es. Die deutsche Wehrmacht stürmt nach Russland hinein. Es scheint, als ob nichts sie aufhalten kann. In Washington bestellt General Marshall ausgewählte Redakteure und Korrespondenten zu sich und erklärt vertraulich, der Zusammenbruch Russlands sei nur noch eine Angelegenheit von wenigen Wochen. Ende September stehen die Nazihorden bereits tief im russischen Land. Kiew, die Hauptstadt der Ukraine, ist gefallen. Rundstedts Heeresgruppe Süd rückt auf Rostow und Charkow vor. Am 2. Oktober startet Hitler seine grosse Offensive gegen Moskau. Am 4. Oktober hält er in Berlin eine Rede und verkündet: «Der Feind ist bereits zerschmettert und wird sich niemals wieder erheben.»

Einige Tage später, am 9. Oktober, lässt er seinen Pressechef Dr. Otto Dietrich vor den eilig ins Propagandaministerium bestellten ausländischen Korrespondenten erklären, dass die letzten effektiven Überreste der Roten Armee in zwei deutschen Kesseln vor Moskau eingeschlossen seien

1945

und ihre ‚rasche und gnadenlose Vernichtung‘ bevorstehe. Russland sei militärisch erledigt.

Hitler glaubte das tatsächlich, wie General Halder später bestätigen sollte. In seinem nach Kriegsende geschriebenen Bericht findet sich die sensationelle Mitteilung, Hitler habe bereits insgeheim die ‚Auflösung von vierzig Armeedivisionen und die Rückführung ihrer Mannschaften in die Industrie‘ angeordnet. Er sei sich – so Halder – des Endes der Sowjetunion so sicher gewesen, dass er gleichzeitig eine Reduzierung der Munitionsproduktion angeordnet hätte.

Wie die Deutschen jedoch sehr bald erfahren sollten, waren die Russen weit von diesem angenommenen Ende entfernt. Im Süden hatte General Timoschenko vom alten Budjonny die Leitung der Operationen übernommen und innerhalb eines Monats die siegreichen Truppen des Generals von Kleist aus Rostow vertrieben. Die Entscheidungsschlacht des Krieges aber wurde vor Moskau ausgefochten. Obwohl Hitler und Dr. Dietrich die letzten Überreste der Roten Armee an dieser Front bereits Anfang Oktober verbal ‚vernichtet‘ hatten, hielten die heftigen Kämpfe während des gesamten Oktober und November unvermindert an, mit schweren Verlusten auf beiden Seiten.

Am 5. und 6. Dezember kündigte sich die Wende an. Am 5. kämpfte sich eine deutsche Panzereinheit von Istra aus bis in die Aussenbezirke der russischen Hauptstadt vor. Am nächsten Tag starteten die Russen eine mächtige Gegenoffensive und zwangen die Deutschen zum Rückzug. Die grösste Armee, welche die Welt jemals gesehen hatte, war zumindest zum Halt gebracht worden. Von diesem Schlag sollte sie sich niemals mehr erholen. Dieser 6. Dezember war der Wendepunkt des Krieges.

Wo scheiterten die deutschen Pläne, mit Russland fertig zu werden, ehe der Winterschnee kam? Auf unserer Seite ging man während des Krieges davon aus, dass die Härte des Winters und die unerwartete Stärke der Roten Armee Hitlers Pläne durchkreuzt hatten. Was wir nicht wussten, war, wie diese Pläne eigentlich aussahen und wie sie nach Einschätzung des deutschen Generalstabs schiefgingen.

Ich glaube, jetzt die Antworten gefunden zu haben. Und zwar in

den nach Ende der Feindseligkeiten verfassten Aufzeichnungen von General Halder, damals Chef des deutschen Generalstabs. (Er wurde von Hitler in der Mitte des Russlandfeldzugs seines Amtes enthoben, dann 1944 festgenommen und in Einzelhaft verbracht.) Seine Bemerkungen zum Wendepunkt des Krieges – Bestandteil einer ausführlichen Niederschrift – will ich hier einfügen. Sie zerstören ein für allemal den Mythos der Nazis, Hitler sei ein militärisches Genie gewesen.

„Zu Beginn der Operationen waren Hitlers Glaube an seine eigene Unfehlbarkeit und die Allmacht seines Willens noch weiter gewachsen“. Zugleich auch seine nervöse Reizbarkeit. Seine Einmischung in die Leitung der Armee, selbst in kleinen Angelegenheiten, verstärkte sich. Während des Russlandfeldzugs kam es immer häufiger zu gespannten Auseinandersetzungen über strategische und sogar taktische Fragen.

Zweifellos stand Hitler wegen der fortgeschrittenen Jahreszeit unter erheblichem Druck ... Der Jugoslawienfeldzug hatte den Beginn der Russlandoperation um fast zwei Monate hinausgezögert. Ich bin fest davon überzeugt, dass er den Russlandfeldzug mit dem vorgefassten Gedanken begann – in dem er vom Generalstab weder bestätigt noch etwa ermutigt wurde –, Russland könne noch 1941 dazu gezwungen werden, Frieden zu machen, und damit würde die Fortsetzung des Krieges für die Alliierten hoffnungslos sein. Verwöhnt durch die raschen Erfolge der vorangegangenen Feldzüge, erwartete er, dass die Operationen in kurzem Zeitraum ablaufen würden, was völlig die Bedingungen des Terrains und der Wegeverbindungen im Osten ignorierte. Halsstarrig weigerte er sich, die Resultate von Kartenstudium und Arbeit mit dem Kompass zur Kenntnis zu nehmen. Der Vormarsch auf russischem Territorium konnte für seine Ungeduld niemals rasch genug erfolgen ... In einer Konferenz mit sämtlichen Gauleitern, kurz vor Beginn des Feldzuges, versicherte Hitler, innerhalb von acht Wochen in Leningrad zu stehen ...

Die Zahl der beim ersten Angriff auf Russland eingesetzten Divisionen reichte aus für die Schlachten an der Grenze, war aber nicht gross genug für die darauffolgenden Anforderun-

1945 gen, die ständig stiegen, je weiter sich die Front nach Osten verlagerte ...

Hitler gab sich ständig der Illusion hin, die Front sei ununterbrochen in Bewegung ...

Ganz entscheidend für den Verlauf des Russlandfeldzugs war jene Einmischung Hitlers, mit der er dem Generalstab den Befehl zur ‚Schlacht um Kiew« gab. Zu dieser Zeit stiess die Heeresgruppe Nord aus südlicher Richtung nach Leningrad vor. Die Heeresgruppe Mitte sah sich im Gebiet zwischen Smolensk und Moskau einem beträchtlichen Teil der ursprünglichen russischen Truppen gegenüber. (Das waren jene Truppen, die Hitler und Dr. Dietrich ‚vernichtet‘ hatten-W. S.) Es stimmt, dass diese Truppen bei fruchtlosen frontalen Gegenangriffen einen erheblichen Teil ihrer Stärke eingebüsst hatten, doch sie hatten zugleich die Willensstärke ihrer Kommandeure und den ungebrochenen Kampfgeist der Mannschaften bewiesen. Mit fieberhafter Aktivität wurden zwischen Smolensk und Moskau Abwehrstellungen errichtet, was die Sensibilität der Russen bezüglich eines deutschen Vorstosses in dieser Richtung zeigte. Auch war bekannt, dass im Hinterland beträchtliche neue sowjetische Formationen aufgebaut wurden. Ein Grossteil von ihnen befand sich nahe Moskau, westlich der Wolga. Daher lag vor der Heeresgruppe Mitte das Zentrum der russischen Stärke ...

Der Generalstab war aufgewachsen mit der Maxime, dass das Ziel einer jeden militärischen Operation in der Vernichtung der Militärmacht des Feindes besteht. Daher betrachtete er es als nächste und dringlichste Aufgabe, durch Konzentration aller verfügbaren Kräfte bei der Heeresgruppe Mitte die Armeen Timoschenkos zu schlagen, nach Moskau vorzustossen und dieses Nervenzentrum des feindlichen Widerstands einzunehmen sowie die neuformierten Kräfte der Roten Armee zu vernichten. Die Truppenverschiebungen für diese Offensive mussten so rasch wie möglich erfolgen, da die Jahreszeit bereits sehr fortgeschritten war. Mittlerweile sollte die Heeresgruppe Nord ihre ursprüngliche Aufgabe erfüllen und versuchen, Kontakt mit den Finnen zu bekommen. Die Heeresgruppe Süd sollte weiter in Richtung Osten vorrücken, um die dort

stehenden starken Kräfte des Feindes zu binden.

Der Oberbefehlshaber des Heeres, Feldmarschall von Brauchitsch, teilte diese Meinung. Nachdem mehrere Diskussionen zwischen dem Generalstab und dem Führungsstab des OKW (letzterer geleitet von General Jodl – W. S.) ohne Ergebnis geblieben waren, übermittelte Brauchitsch ein Memorandum des Generalstabs an Hitler. Die Wirkung war explosiv.

Hitler antwortete mit einem persönlichen Gegen-Memorandum, voll von Verletzungen, in dem er erklärte, nur in überholten Theorien versteinerte Geister könnten übersehen, dass die Langsamkeit der Heeresgruppe Süd im Vergleich zur Heeresgruppe Mitte ein Auseinanderbrechen der Front verursacht habe, das nun einfach nach einer entscheidenden Aktion gegen die Kräfte Budjonnys verlange. Damit sei es möglich, den Feind an dieser Stelle entscheidend zu schlagen und der deutschen Wehrmacht den Weg frei zu machen in die für die Russen so lebenswichtige Industrieregion der Ostukraine. Die stärkstmöglichen Kräfte der Heeresgruppen Mitte und Süd müssten konzentriert werden für eine Zangenbewegung gegen die russischen Kräfte östlich des Dnepr ...

Damit wurde die klare Linie der Vernichtung des Zentrums der russischen Stärke verlassen und stattdessen ein zweitrangiges Unternehmen gestartet, das selbst unter günstigsten Bedingungen nicht mehr bringen konnte als den schnellen Zusammenbruch einer bereits geschwächten Front des Feindes; ein Erfolg, der mit irreparablen Verlusten an Zeit und Stärke bezahlt werden musste. Das Ziel, die russischen Kräfte entscheidend zu schlagen, wurde dem Wunsch untergeordnet, sich eine wertvolle Industrieregion anzueignen und in Richtung auf das russische Öl vorzustossen.

Nach der ‚Schlacht um Kiew‘ (die dem bereits schwer arbeitenden Transportsystem des Heeres unzulässige neue Belastungen aufgebürdet hatte) befahl der Generalstab den Angriff in Richtung Moskau. Dafür mussten erneut starke Kräfte von der Ukraine herangeführt werden. Jetzt aber hatte das Transportsystem die Grenze seiner Belastbarkeit erreicht. Nach dem erfolgreichen Angriff auf Wjasma verzögerte die

**1945** einsetzende herbstliche Schlammperiode weitere Truppenbewegungen. Bevor noch das Ziel erreicht werden konnte, erwies sich der ungewöhnlich früh und heftig einsetzende Winter als machtvoller Verbündeter der Russen.

Das Resultat ‚seiner Schlacht‘ um Kiew aber gab Hitlers Zuversicht neue Nahrung. Zu keiner Zeit erkannte er die Wichtigkeit Moskaus als militärisches Nervenzentrum der Russen.

Hitler nahm die Meldungen über Neuverstärkung der feindlichen Front durch Heranführung von Kräften aus dem Osten sowie Einsatz zahlenmässig bedeutender neuaufgestellter russischer Formationen kaum zur Kenntnis. Jeglicher Hinweis auf die deutliche Ermüdung der deutschen Truppen und den gefährlichen Zustand des Transportsystems wurde als Defätismus abgetan. Hitler war davon überzeugt, dass die Russen nach der Schlacht um Kiew militärisch am Ende seien ... Zu dieser Zeit gab Hitler den Befehl zur Auflösung von vierzig Armeedivisionen und zur Rückführung ihrer Mannschaften in die Industrie. Gleichzeitig ordnete er eine Reduzierung der Munitionsproduktion für die Armee an ...

Weitere Spannungen erwuchsen aus der Frage der Gefangenen. Der Generalstab des Heeres hatte alle Vorbereitungen für den Abtransport der Gefangenen nach den international gültigen Richtlinien getroffen. In der Heimat wurden entsprechende Unterkünfte für sie vorbereitet. Der plötzliche Befehl Hitlers, keinen einzigen russischen Gefangenen nach Deutschland zu bringen – während alle Vorbereitungen dazu bereits liefen – kam völlig überraschend für uns. Als Grund wurde die Gefahr bolschewistischer Unterwanderung angegeben ... Daher übernahm nun das OKW die Verantwortung für die russischen Gefangenen und brachte sie in Lager ausserhalb der eng begrenzten Kampfzonen. Das Ergebnis war der massenweise Tod russischer Gefangener. Die Rückwirkung dieser unerfreulichen Entwicklung war bis hinab in die Truppen spürbar.

Nach dem frühen und ungewöhnlich harten Wintereinbruch setzte sehr bald eine Reihe militärischer Niederlagen ein. Hauptgründe dafür waren die Ergebnisse der strategisch falschen Entscheidung vor der Schlacht um Kiew, der Ermüdungszustand der



Truppen – die im vollen Vertrauen in ihre Führung ohne Zögern ihre ganze Kraft bei erfolglosen Versuchen eingesetzt hatten, die ihnen gestellten Kampfaufgaben zu erfüllen – sowie die Gegenmassnahmen des Feindes, die das Auge des Experten zwar voraussehen konnte, die Hitler aber in blinder Arroganz sich weigerte zu sehen. Fehler der deutschen Kommandeure vor Ort taten das übrige.

Die Niederlage bei Rostow war ausreichend, um sensible deutsche Heerführer zur Rückverlegung der Front an den Mius zu veranlassen. Als die Heeresgruppe Süd diese Entscheidung vorlegte, verweigerte Hitler seine Zustimmung. Von seinem Kommandoposten in Ostpreussen aus, lediglich anhand einer Karte, legte er eine Frontlinie in der Ostukraine fest, die ‚bis zum letzten Mann‘ zu halten sei. Daraufhin ersuchte Rundstedt um seine Entlassung, der Hitler zustimmte. Der Oberbefehlshaber des Heeres wurde dazu nicht einmal konsultiert ...

Die Heeresgruppe Nord hatte inzwischen das Südufer des Ladogasees erreicht und damit Leningrad abgeschnitten. Kontakt zu den Finnen hatte man noch nicht herstellen können. Das Oberkommando des Heeres weigerte sich, den ermüdeten Truppen neue Aufgaben zu stellen. Doch Hitler gab dem Oberkommandierenden des Heeres den persönlichen Befehl zum Vorstoss motorisierter Formationen über den Wolchow in Richtung auf Tikwin, in der Hoffnung, damit die Russen zum Rückzug aus dem schmalen Gebietsstreifen zwischen der deutschen und der finnischen Front zu zwingen ... Das Ergebnis war ein kompletter Fehlschlag, der für die zahlenmässig bereits geschwächte Heeresgruppe Nord weitere schwere Verluste an Menschen und Material bedeutete.

Die Russen starteten in der Gegend um Moskau ihre ersten heftigen Gegenangriffe auf die Heeresgruppe Mitte. Sehr bald folgten neue deutsche Niederlagen weiter südlich (Orel, Kursk). Der Oberkommandierende, von Brauchitsch, war extrem beunruhigt ...

Der Mythos von der Unbesiegbarkeit der deutschen Armee war zerbrochen. Der Feind operierte mit starken und frischen (wenn auch oft nur improvisierten) Kräften. Sie waren erfüllt vom Antrieb neuer Hoffnung. Auf der Gegenseite hatten die

**1945** deutschen Truppen die Grenze ihrer Belastbarkeit erreicht. Ihre Ausrüstung war verschlissen, die Verbindung zur Heimat durch eine besorgniserregende Transportkrise bedroht. Die Moral der Armee hatte sich entscheidend verschlechtert ...’

Also: Der Mythos von der Unbesiegbarkeit der deutschen Armee war im russischen Schnee von Moskau zerbrochen. Er konnte nie wieder hergestellt werden – selbst in der Armee nicht, wie General Halder klarmacht. Zwar gab es noch deutsche Siege – hier und da eine gewonnene Schlacht –, doch diese konnten den Mythos nicht wieder zurückbringen. Und jeder Triumph an dieser oder jener Front schwächte die deutsche Armee stärker als die alliierten Truppen, die nun, da Amerika mit seinem weltgrössten Arsenal in den Krieg eingetreten war, rapide an Stärke gewannen.

Ende Oktober 1942 hatten die Briten Rommels Griff nach Suez endgültig vereitelt, das zerschlagene Afrikakorps befand sich auf ungeordnetem Rückzug nach Libyen. Am 8. November landete eine anglo-amerikanische Armee unter Eisenhower in Nordafrika. Auch im Mittelmeerraum wendete sich der Krieg, wie in Russland, gegen die bislang unbesiegbaren Kräfte der Achse.

Der Sommer 1942 hatte allerdings grosse deutsche Siege tief in Russland gebracht. Ende August waren Hitlers Armeen bis zum Kaukasus vorgestossen und schienen die reichen Ölfelder der Sowjets bereits in ihren Händen zu halten. Schlimmer noch, sie waren bis in die Aussenbezirke von Stalingrad vorgestossen, bis an die Wolga. Doch wieder blieb den Deutschen der letzte, entscheidende Sieg versagt. Im November schlugen die Russen zurück, und als sich das Jahr dem Ende zuneigte, befanden sich die Naziarmeen im Süden Russlands auf dem Rückzug, die riesige 6. Armee war bei Stalingrad eingekesselt und dem Untergang geweiht.

Die Situation für die Deutschen wurde auch 1943 nicht besser. Wie stellte sich die Lage am Ende des vierten Kriegsjahres dem Oberkommando der Wehrmacht dar? Während des Krieges konnten wir das, unter dem Nebel der von Berlin verbreiteten Propaganda, nur ahnen. Heute wissen wir es. Eines der bemerkenswertesten Dokumente, das ich dieser Tage eingesehen habe, gibt uns ein

gutes Bild davon. Es handelt sich um einen langen Vortrag von General Alfred Jodl, gehalten am 7. November 1943 in München vor der örtlichen politischen Führung, am Jahrestag von Hitlers Bierkeller-Putsch.

Der Vortrag hat den Titel ‚Die strategische Lage am Anfang des fünften Kriegsjahres‘. Es handelt sich dabei nicht um eine der üblichen belanglosen Reden, wie sie gewöhnlich in München an diesem Jahrestag gehalten wurden. General Jodl räumt ein, dass in Deutschland Defätismus um sich greift, dass der ‚Teufel der Subversion‘ das Reich erfasst hat. Deutlich wird aus dem Text, dass Jodl im Auftrag Hitlers diesmal versucht, den Naziautoritäten die ganze Wahrheit zu sagen – oder wenigstens mehr, als sie jemals gehört haben. Der Ernst der Lage kann nicht länger verschwiegen werden.

Jodls Text ist kein gewöhnlicher ‚Vortrag‘, sondern ein mit typisch teutonischer Gründlichkeit vorbereitetes Dokument, das tatsächlich eine kurze Geschichte des Krieges darstellt, aus den Augen und in der Analyse des Oberkommandos der Wehrmacht. Hier werden die militärischen und politischen Ziele der Nazis sowohl allgemein als auch in einzelnen Punkten sichtbar, und sichtbar wird, warum sie nicht immer erreicht wurden. Jodl überschüttet seine Zuhörer mit Details, der Vortrag wimmelt von Zahlen über die Stärke und Verteilung der deutschen Truppen in Europa wie der Alliierten in der ganzen Welt. Die Angaben zu den amerikanischen Divisionen erfolgen nicht nur für Europa, sondern auch für den pazifischen Raum und selbst für die USA. Die Länge der zu verteidigenden Küstenlinien, Lage und Zustand der Befestigungsanlagen, deutsche und feindliche Waffentypen, angenommene Strategien der Alliierten – all das und viele andere Faktoren fließen in die Ausführungen ein, verbunden mit Zahlen, Tabellen und Karten.

Jodl hielt zwar den Vortrag, doch aus den uns vorliegenden Dokumenten geht hervor, dass Hitler massgeblich an der Vorbereitung beteiligt war. Das belegen Dutzende von Memoranden im Zusammenhang mit dem Vortrag, gekennzeichnet mit ‚Geheim‘ oder ‚Streng geheim‘ und dem Stempel ‚Führerhauptquartier‘. Jedes dieser Papiere trägt die Aufschrift

„Material für den Vortrag des Chefs des Wehrmachtsführungsstabes am 7.11.1943“.

Wir haben mit diesem Vortrag Jodls also ein Dokument, das ein klares Bild davon zeichnet, wie Hitler den Krieg zu Beginn des fünften Jahres sah.

Dieses Bild, wie wir sehen werden, entspricht nicht immer der Wahrheit. Es enthält Ausflüchte und Entschuldigungen. Dennoch handelt es sich hier wahrscheinlich um das aufrichtigste Dokument, das Hitler je vorbereitet hat. Er sieht bereits die anglo-amerikanische Invasion im Westen auf sich zukommen und gesteht dem kleinen ausgewählten Kreis der Zuhörer, dass diese „den Krieg entscheiden“ wird und gleichzeitig „unsere zur Verfügung stehenden Kräfte kein ausreichendes Gegengewicht darstellen“ werden.

Wir haben es also mit der ersten, authentischen Geschichte des Krieges – seiner ersten vier Jahre – aus deutscher Sicht zu tun. Das Dokument ist zu umfangreich, um es hier ungekürzt anzuführen. Ich nehme nur die wichtigsten Teile ins Tagebuch auf:

*„Die strategische Lage am Anfang des 5. Kriegsjahres.“*

Vortrag des Chefs des Wehrmachtsführungsstabes vor den Reichs- und Gauleitern in München am 7.11.43.

*Einleitung:*

Reichsleiter Bormann hat mich gebeten, Ihnen heute einen Überblick über die strategische Lage am Anfang des 5. Kriegsjahres zu geben.

Ich habe mich – aber wie ich bekennen muss – nicht ohne Hemmungen dazu entschlossen, diese nicht leichte Aufgabe zu übernehmen. Man kann ihr mit allgemeinen Redensarten nicht gerecht werden. Man braucht nicht zu sagen, was sein wird, aber man muss offen aussprechen, was ist. Niemand – hat der Führer befohlen – darf mehr wissen und erfahren, als er für seine Aufgabe braucht, aber ich bin mir darüber im Klaren, dass Sie, meine Herren, sehr viel brauchen, um Ihrer Aufgabe gerecht zu werden. In Ihren Gauen und Ihrer Bevölkerung konzentriert sich alles, was an feindlicher Propaganda, an Kleinmut, an böswilligen Gerüchten sich im

Volke breitzumachen versucht. Landauf, landab schreitet der Teufel der Zersetzung. Alle Feigen suchen nach einem Ausweg oder, wie sie ihn nennen, der politischen Lösung. Sie sagen, man muss verhandeln, solange die Substanz noch vorhanden ist, und mit allen diesen Schlagworten wird Sturm gelaufen gegen das natürliche Empfinden des Volkes, dass es in diesem Krieg nur den Kampf bis zum Letzten gibt. Kapitulation ist das Ende der Nation, ist das Ende Deutschlands ...

Die Notwendigkeit und Zielsetzung dieses Krieges war noch jedermann verständlich, als wir in den Grossdeutschen Freiheitskampf eintraten und durch angriffsweise Kriegführung die Gefahr bannten, die uns sowohl von Polen her wie von Seiten der Westmächte in so augenfälliger Weise bedroht hat. Auch der Ausgriff in den skandinavischen Raum, zum Mittelmeer und nach Russland hinein liess keine Zweifel an der Gesamtführung aufkommen, solange wir erfolgreich waren. Erst mit dem Eintreten ernsterer Rückschläge und zunehmender Verschärfung unserer Gesamtlage begann man, sich im deutschen Volk zu fragen, ob wir uns nicht übernommen und unsere Ziele zu weit gesteckt hätten. Zu dieser Frage Stellung zu nehmen und Ihnen für Ihre eigene Aufklärungstätigkeit einige Gesichtspunkte an die Hand zu geben, ist ein Hauptpunkt meiner heutigen Ausführungen ... Meiner Stellung als militärischer Berater des Führers entsprechend, beschränke ich mich dabei auf die Probleme meines persönlichen Arbeitsgebietes und bin mir klar darüber, dass damit gegenüber der Vielgestalt dieses Krieges nur eine Seite des Geschehens zum Ausdruck kommt ...

Die unblutige Lösung des tschechischen Konfliktes im Herbst 1938 und Frühjahr 1939 und die Angliederung der Slowakei rundete den grossdeutschen Raum derart ab, dass nunmehr auch die Möglichkeit bestand, das polnische Problem unter einigermaßen günstigen strategischen Voraussetzungen ins Auge zu fassen.

Damit bin ich beim eigentlichen Beginn des jetzigen Krieges angelangt, wobei zunächst die Frage entsteht, ob der Zeitpunkt für die an sich unvermeidbare Auseinandersetzung mit Polen günstig gewählt war. An der Antwort auf diese Frage können umso weniger Zweifel aufkommen, als der

1945

immerhin beachtliche Gegner unerwartet schnell zusammengebrochen ist und die ihm befreundeten Westmächte uns zwar den Krieg erklärt und eine zweite Front gebildet, im Übrigen aber ihre Möglichkeiten nicht ausgenutzt haben, uns die Initiative aus der Hand zu nehmen ...

Die Hauptauswirkung dieses Erfolges bestand jedoch darin, dass ein östlicher Gegner nun nicht mehr vorhanden war und das Zweifrontenproblem auf Grund der Abmachungen mit Russland zunächst als erledigt betrachtet werden konnte.

Damit verlagerte sich der Schwerpunkt der Kriegführung naturgemäß auf den Westen, wo sich der Schutz des Ruhrgebietes gegenüber einem Einfall der Engländer und Franzosen in Holland als vordringlichste Aufgabe abzeichnete. Noch vor Abschluss des Polenfeldzuges hatte der Führer den Entschluss zum Angriff gegen diesen Feind gefasst, dessen Ziel nur in der völligen Niederwerfung des Gegners bestehen konnte. Dass dieser Entschluss nicht – wie ursprünglich vorgesehen – noch im Spätherbst des Jahres 1938 zur Durchführung gelangte, war vorwiegend durch Witterungsgründe, z.T. aber auch unsere Rüstungslage bedingt.

Inzwischen stellte sich jedoch ein neues und vordringlich zu erledigendes Problem: die Besetzung von Norwegen und Dänemark. Es galt hier einen Kriegsschauplatz zu eröffnen, der zwar ausserhalb der engeren Gefahrenzone lag, für unsere Gesamtkriegsführung jedoch von doppelter Bedeutung war. Einmal bestand die Gefahr, dass sich England im skandinavischen Raum festsetzte und neben der strategischen Umfassung von Norden her auch unsere so kriegswichtigen Zufuhren an Eisen und Nickel unterband. Zum anderen war es die Erkenntnis der eigenen maritimen Notwendigkeiten, die es erforderten, durch Luft- und Flottenstützpunkte an der norwegischen Küste einen freien Zugang zum Atlantik sicherzustellen. So haben sich auch hier defensive und offensive Erfordernisse zu einer unlösbaren Einheit verbunden.

Ablauf und Ausgang dieses Feldzuges sind bekannt. Er war im wesentlichen so rechtzeitig beendet, dass der Westfeldzug mit dem Einsetzen der günstigen Jahreszeit im Mai 1940 zur Durchführung gelangen konnte.

Der durchschlagende Erfolg dieses Feldzuges verbesserte unsere Position in der günstigsten Weise. Wir bekamen nicht nur das französische Rüstungspotential in unsere Hände, das uns im weiteren Verlauf des Krieges wichtige Dienste leisten sollte, sondern vor allem die gesamte Atlantik-Küste mit ihren Kriegshäfen und Flugstützpunkten. Die unmittelbare Bedrohung des englischen Mutterlandes war damit möglich geworden.

Hiermit erhebt sich die Frage, ob wir durch eine Landung grossen Stiles den Krieg nach England tragen sollten. Ebenso war – im Hinblick auf einen etwaigen Kriegseintritt der Vereinigten Staaten von Amerika – die Besetzung einer Reihe von vorgeschobenen Stützpunkten im Atlantik zu erwägen (z.B. Island und die Azoren, auf die ja inzwischen der Gegner die Hand gelegt hat) ...

In weiser Beschränkung hat der Führer auf diese Zielsetzungen verzichtet. Sie hätten nicht nur in der ersten Durchführung, sondern auch in der laufenden Aufrechterhaltung der Seeverbindungen ein Mass an Kräften beansprucht, dem unsere Marine- und Luftrüstung auf die Dauer nicht gewachsen war.

Anstelle dieser Erwägungen ergab sich im Winter 1940 auf 41 eine andere Möglichkeit, England zu bekämpfen. Wenn dies auch rein äusserlich nur in der Form einer Hilfeleistung für unsere italienischen Bundesgenossen in Nordafrika geschah, so ging es doch letzten Endes um die englische Seeherrschaft im Mittelmeer und damit um die schwere Bedrohung der Südflanke des europäischen Kontinents.

In dem Masse, wie sich die Schwäche und das Versagen Italiens offenbarte, wurde Nordafrika immer mehr zu einem deutschen Kriegsschauplatz ...

Weniger erwünscht war die Notwendigkeit unserer Bundeshilfe auf dem Balkan, die sich aus der Extratour der Italiener gegen Griechenland ergab. Der Angriff, den sie im Oktober 1940 aus Albanien heraus mit völlig unzureichenden Mitteln begannen, widersprach zwar allen Verabredungen, führte letzten Endes aber zu einem Entschluss unsererseits, der auf lange Sicht gesehen früher oder später doch notwendig geworden wäre. Dem geplanten Angriff auf Grie-

chenland von Norden her kam nämlich nicht nur die Rolle einer Bundeshilfe zu. Er musste verhindern, dass sich die Engländer in Griechenland festsetzten und von dort aus unser rumänisches Ölgebiet bedrohten.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung verdichtete sich die Erkenntnis der immer näherrückenden Gefahr des bolschewistischen Ostens, die in Deutschland nur zu wenig gesehen worden ist und aus diplomatischen Gründen zuletzt bewusst verschwiegen werden musste. Der Führer selbst hat diese Gefahr jedoch ständig im Auge gehabt und mir bereits während des Westfeldzuges seinen grundlegenden Entschluss mitgeteilt, dieser Gefahr zu Leibe zu rücken, sobald es unsere militärische Lage irgendwie erlaubte.

Nach dem Zwischenspiel des Umsturzes in Jugoslawien, dem sich daran anschliessenden Balkanfeldzug und der Besetzung Kretas wurde dieser Entschluss nun in die Tat umgesetzt. Wenn überhaupt, so musste er zwangsläufig tief in den russischen Raum hineinführen, was Gefahren mit sich brachte, die in diesem Ausmasse bei den bisherigen Feldzügen noch nicht zum Ausdruck gekommen waren.

Obwohl es uns weder im Jahre 1941 noch im Jahre 1942 gelungen ist, die feindliche Streitmacht völlig zu vernichten und damit Russland auf die Knie zu zwingen, so ist doch als positives Ergebnis zu buchen, dass die bolschewistische Gefahr weit von unseren Grenzen wegverwiesen werden konnte.

Wenn heute angesichts der wiederholten und andauernden Rückschläge des Jahres 1943 immer wieder die Frage auftaucht, ob wir nicht die Stärke des bolschewistischen Gegners grundlegend unterschätzt haben, so mag diese Frage bezüglich der Durchführung einzelner Operationsabschnitte sicher bejaht werden. Auf den Angriffsentschluss im Ganzen und das langmögliche Festhalten an ihm ist dieser Zweifel jedoch nicht zutreffend ...

Man kann nur mit einem gewissen Schaudern daran denken, was geschehen wäre, wenn wir uns gegenüber dieser Gefahr abwartend verhalten hätten und früher oder später von ihr überrannt worden wären.

(Jodl wiederholt hier die Hitler-Goebbels-Propaganda: Wenn



Deutschland Russland nicht angegriffen hätte, so hätte Russland Deutschland überfallen. Ich habe dieser Tage in Berlin festgestellt, dass die meisten Deutschen das noch immer glauben – W. S.)

Im Rahmen dieses kurzen Abrisses über das Ausgreifen unserer Strategie wäre nur noch die Besetzung von Tunis zu erwähnen, die als Reaktion auf die Landung anglo-amerikanischer Kräfte an der Nord- und Westküste Französisch-Nordafrikas erfolgt und durch den schnellen Verlust dieser Position wohl in besonderem Masse geeignet ist, Zweifel in die Richtigkeit unserer ausholenden Strategie hervorzurufen.

Alles in allem hat dieser Kampf an der Peripherie ein räumliches Kapital geschaffen, von dem wir heute zehren.

Ich fasse den Ablauf der grossen Kampfgeschehnisse bis zum Herbst 1943 nochmals kurz zusammen:

Die beiden ersten Kriegsjahre sahen Deutschland und seine späteren Verbündeten in einem fast beispiellosen Siegeslauf. Die Feldzüge in Polen, Norwegen, Frankreich, in Nordafrika, auf dem Balkan und der Angriff in Russland bis an den Donez, vor die Tore Moskaus und an den Wolchow schufen für die Verteidigung Europas ein weites Vorfeld und durch die Besetzung und Sicherung reicher Rohstoff- und Ernährungsgebiete die Voraussetzungen für eine Kriegsführung auf lange Dauer. Überlegene Führung, besserer Einsatz der modernen Kampfmittel, eine überlegene Luftwaffe und ein selten hoher Kampfwert und Kampfgeist der Truppe gegenüber den in all diesen Elementen schwächeren Gegnern haben zu diesen Erfolgen geführt. In diesem Zeitabschnitt des Krieges, in dem unsere Überlegenheit zu Lande unbestritten und die zur Luft sogar die hoffnungslose Unterlegenheit zur See wenigstens in den küstennahen Gewässern ausgleichen konnte, blieb uns bei dem letzten Griff nach der Palme des Sieges der Erfolg versagt.

Die Landung in England, bis ins kleinste, aber mit improvisierten Übersetzungsmitteln vorbereitet, konnte nicht gewagt werden, solange die britische Luftwaffe nicht völlig niedergeschlagen war. Das aber gelang ebensowenig wie die restlose Zertrümmerung der sowjetischen Wehrmacht. Spätere Geschlechter werden uns nicht vorwerfen können, dass

1945

zur Erreichung dieser kriegsentscheidenden Ziele nicht das Äusserste gewagt und an Kraftanstrengungen angesetzt worden wäre.

Aber das Wagnis, die deutsche Luftwaffe im Kampf über England völlig ausbluten zu lassen, konnte in Anbetracht des bevorstehenden Kampfes gegen Sowjetrussland niemand übernehmen.

(Das natürlich war der hauptsächliche Grund, warum die Invasion in Grossbritannien im Herbst 1940 nicht erfolgte – W.S.)

Im Osten aber setzte die Naturkatastrophe des Winters 1941 selbst dem härtesten Willen ein gebieterisches Halt entgegen.

Das dritte Ziel, Spanien in den Krieg auf unsere Seite zu ziehen und dadurch die Möglichkeit zur Wegnahme von Gibraltar zu schaffen, scheiterte an dem Widerstand des spanischen oder besser jesuitischen Aussenministers Serrano Suñer.

Damit wurde klar, dass mit einer schnellen Beendigung des Krieges nicht mehr zu rechnen war, dass er hart und schwer sein und das ganze Volk vor gewaltige Anstrengungen stellen würde. Denn jeder Angriff, der nicht zum Waffenstillstand oder zum Frieden führt, muss notwendigerweise mit der Verteidigung enden – sagt Clausewitz.

Nach den ersten Rückschlägen an der Ostfront und auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz im Winter 1943 rafften das Reich und seine Verbündeten nochmals alle Kräfte zusammen, um in einem erneuten Ansturm den östlichen Gegner endgültig zu schlagen und die ägyptische Operationsbasis der Engländer zu nehmen. Die grosse Operation gegen Kaukasien und gegen das Nil-Delta scheiterte aber aus Mangel an Kräften und ausreichender Versorgung. Zum erstenmal trat im Mittelmeer eine technische und zahlenmässige Überlegenheit unserer Westgegner in der Luft in Erscheinung. Der sowjet-russischen Führung gelang es, die Front bei Stalingrad und vor dem Kaukasus zum Stehen zu bringen und dann im Winter mit neu geschaffenen starken Reserven die erstarrten und zu weitgedehnten, zum grossen Teil von Verbündeten besetzten Fronten an der Wolga und am Don zu durchbrechen. Die

aus besten deutschen Verbänden bestehende 6. Armee erlag, ohne genügende Versorgung den eisigen Winterstürmen ausgesetzt, der feindlichen Überlegenheit. (In Stalingrad – W. S.)

Ebenso vermochten es die Westmächte, in Ägypten eine Konzentration der Kräfte auf der Erde, zur See und der Luft aufzubringen, die uns vor den Toren Ägyptens aufhielt und nach der Schlacht bei El Alamein zum Rückzug und schliesslich nach der Landung starker englisch-amerikanischer Armeen in Französisch-Nordafrika zur Aufgabe der gesamten afrikanischen Position zwang. Wieder fielen beste deutsche Divisionen dem Würgegriff einer überlegenen feindlichen Luftwaffe gegen unseren Nachschub über See zum Opfer, aber nicht ohne einen Zeitgewinn erzielt zu haben, der jedes Opfer wert war.

Die Wehrkraft Deutschlands und seiner Verbündeten war mit dem Ausklang der Winterkämpfe 1942/1943 und nach dem Verlust der afrikanischen Armee ausserordentlich angespannt. Es gelang zwar, die 5. Pz. Armee und die 6. Armee wieder neu aufzustellen, aber 4 verbündete Armeen fielen aus.

Die operativen Reserven im Osten konnten zwar hervorragend ausgerüstet, ihrer Zahl nach aber nicht mehr so vermehrt werden, um irgendwo weitreichende Operationen ins Auge fassen zu können. Verlorengegangen war die grosse Beweglichkeit des Heeres und, vom russischen Kriegsschauplatz abgesehen, auch die Überlegenheit in der Luft. Die überlegene wirtschaftliche Stärke unserer Gegner und ihr grösseres Menschenreservoir, schwerpunktmässig gegen Europa zusammengefasst, machte sich bemerkbar. Das völlige Absinken Italiens auf allen Gebieten und das Fehlen einer nennenswerten Kriegsproduktion bei unseren übrigen Verbündeten konnte auch durch die gewaltigen Anstrengungen Deutschlands nicht ausreichend wettgemacht werden.

Zwangsläufig musste damit die Initiative an den Gegner übergehen und das Reich und die an seiner Seite kämpfenden europäischen Nationen in die Defensive fallen.

Nachdem die über die europäische Front hinaus nach Süden vorgeschobenen Positionen vom Gegner genommen

waren, begann im Juli 1943 der feindliche Angriff im Osten zur Rückgewinnung der verlorenen Gebiete, im Süden gegen die eigentliche Festung Europa, und zwar an ihrer schwächsten Stelle, während bereits vorher die Luftwaffen der Anglo-Amerikaner den Grossangriff gegen die Produktionsstätten und die Moral des Volkes in der Heimat begonnen hatten ...

In diesem Stadium des Krieges vollzog sich der italienische Verrat. Er ist Ihnen aus der Darstellung in der Presse im wesentlichen bekannt. Seine Dramatik war aber noch viel grösser, als es dort zur Darstellung kommen konnte. Für die oberste Führung stellte er vielleicht eines der schwersten Probleme dar, die bisher zu meistern waren. Dass die Beseitigung und Verhaftung des Duce nicht anders enden konnte als mit dem Abfall Italiens, war dem Führer vom ersten Augenblick an völlig klar, obwohl manche politisch weniger geschulte Augen eher eine Besserung unserer militärischen Lage im Mittelmeer und unserer Zusammenarbeit mit den Italienern feststellten als vorher. Es gab in dieser Zeit viele Persönlichkeiten, die das Führerhauptquartier in seinen politischen und militärischen Handlungen nicht verstanden. Denn diese gingen dahin, die neue Regierung zu stürzen und den Duce zu befreien. Nur ein kleinster Kreis durfte davon wissen. Militärisch aber sollte einstweilen alles geschehen, um den feindlichen Einbruch in die Südfront so weit südlich als möglich, also auf Sizilien, abzufangen...

Glückte dem Gegner aber eine Landung in Nord-Italien, so waren alle deutschen Verbände in Mittel- und Süditalien verloren. Ferner durfte man keinen Anlass geben, um den Italienern den moralischen Vorwand für ihren Verrat in die Hand zu spielen, oder noch viel weniger durch vorzeitige feindselige Handlungen den Verrat selbst begehen.

Dabei triefen die Verräter vor Freundlichkeit und Treueversicherungen und fingen an, manchen unserer Offiziere, die täglich mit ihnen zusammenkamen, den Kopf zu verdrehen und sie an der Verrats-These schwankend zu machen. Das war nicht zu verwundern, denn den deutschen Offizieren schien eine derartige Schurkerei einfach unfassbar.

Die Situation wurde immer schwieriger. Es war vielleicht das einzige Mal in diesem Kriege, in dem ich mir zeitweise im Unkla-

ren war, was man überhaupt dem Führer Vorschlägen sollte. Die Massnahmen, die bei einem offenkundigen Verrat zu ergreifen waren, lagen bis ins Einzelne fest. Das Stichwort ‚Achse‘ löste sie aus. Inzwischen aber lagen all die Divisionen, die der Führer sofort aus dem Westen nach Oberitalien transportieren liess, dort operativ brach, und das zu einer Zeit, wo die Ostfront, den schwersten Anstürmen ausgesetzt, dringender denn je um Reserven bat.

Was wir inzwischen durch unsere Truppen und durch die angrenzenden Gaue, die wie die Spürhunde hinter den italienischen Machenschaften her waren, an offensichtlichen feindseligen Aktionen und Vorbereitungen erfuhren, ist Ihnen bekannt. Aber alles wurde von den Italienern irgendwie erklärt, als Missverständnis hingestellt oder entschuldigt.

In dieser unerträglichen Lage gab der Führer seine Zustimmung durch ein politisches und militärisches Ultimatum, den Knoten zu durchhauen. Da erschien am 7. September vormittags die feindliche Landungsflotte vor Salerno, da flog am 8. September nachmittags die Nachricht von der italienischen Kapitulation durch den Äther. Aber noch im letzten Moment wurde die Handlungsfreiheit der Führung gehemmt. Die Italiener bestritten die Richtigkeit der Funk-Nachricht. Noch konnte das Stichwort nicht gegeben werden, sondern nur der Alarmbefehl für die Truppen, bis dann endlich um 19.15 Uhr dieser ungeheuerlichste Verrat der Geschichte von den italienischen politischen Stellen selbst bestätigt wurde. Was sich nun ereignete, ist ein Drama und eine Tragödie zugleich. All die grotesken Einzelheiten wird erst eine spätere Zeit sammeln und darstellen können. Je mehr die Truppe und die deutsche Führung getäuscht war, umso härter war die Reaktion.’

An dieser Stelle ist der Redetext von General Jodl unterbrochen, und es folgen seitenweise ‚streng geheime‘ Papiere aus dem Führerhauptquartier, die äusserst detailliert die Lage an jeder Front darstellen. Mit Bleistift hat Jodl auf dem ersten dieser Blätter vermerkt: ‚Frei vortragen mit Hilfe von Karten‘.

Nichts scheint vergessen zu sein, bis hin zu einem Dokument ‚Italienische Beute‘, das mit äusserster Akribie alles

1945 auflistet, was man den Italienern nach ihrem Zusammenbruch abgenommen hat – von Geschützen und Zerstörern bis zu Uniformhosen und Talgkerzen.

Militärhistoriker werden diese Papiere einst studieren und im Detail untersuchen. Hier soll nur ein Dokument angeführt werden, aus dem klar hervorgeht, dass das deutsche Oberkommando bereits deutlich die Gefahr einer angloamerikanischen Invasion im Westen gesehen hat, sieben Monate bevor sie dann tatsächlich erfolgte:

„Streng geheim

OKW/ Operationsstab/West

Führerhauptquartier

2. November 1943

Betr.: Vortrag des Chefs des Wehrmachtsführungsstabs

LAGE AUF DEM WESTLICHEN KRIEGSSCHAUPLATZ EINSCHLIESSLICH  
NIEDERLANDE UND BELGIEN

... In allen Gebieten verfügt der Feind über örtlich überlegene Kräfte. Die Formationen des Feindes sind frisch und haben bei den Feldzügen in Nordafrika, Sizilien und Italien Erfahrungen gesammelt. Der Feind hat seine Landetechnik und -taktik auf ein hohes Niveau entwickelt, so dass wir jetzt jederzeit mit Landeoperationen in grossem Massstab rechnen müssen.

*Feindliche Luftwaffe* – zahlenmässig stark überlegen. Wird den Feind in die Lage versetzen, sowohl seine eigenen Kräfte und deren Versorgung zu verteidigen als auch Luftlandetruppen in grossem Umfang zum Einsatz zu bringen.

*Möglichkeiten für den Feind* – Erfolgreiche Überwindung unserer westlichen Verteidigungsstellungen würde zum raschen Vorstoss in die belgischen, nordfranzösischen und westdeutschen Industriegebiete führen und damit *fatale* Wirkungen haben ... Selbst kleinere Erfolge des Feindes, darunter die Bildung eines Brückenkopfes, würden Gefahr bedeuten, da er angesichts seiner Überlegenheit in Ausrüstung und Truppenstärke keine Schwierigkeiten hätte, diesen Brückenkopf zum Durchbruch unserer Verteidigung zu erweitern ...

Im Falle eines kraftvollen Angriffs im Westen würden unsere

zur Verfügung stehenden Kräfte kein ausreichendes Gegengewicht darstellen, selbst wenn die versprochenen taktischen Reserven zur Verfügung stehen. In diesem Fall, der den Krieg entscheiden wird, wird es notwendig sein, jeden Deutschen in die Schlacht zu werfen, der eine Waffe tragen kann, selbst wenn dadurch die Heimat grösstenteils entblösst wird.’ Jodl beziffert die deutsche Truppenstärke im Westen mit 1‘374‘000 Mann. Auch die Stärke der Briten und Amerikaner führt er detailliert an. Im Osten jedoch, so stellt er fest, verfügt Deutschland über 200 Divisionen mit insgesamt 4183‘000 Mann. Daraus geht klar hervor, dass die Russen auf Seiten der Alliierten immer noch die Hauptlast des Krieges trugen.

Ein weiteres ‚streng geheimes‘ Papier aus dem Führerhauptquartier enthält faszinierendes Material zur Einschätzung der russischen Front durch das OKW. Darin heisst es unter anderem: ‚Als besonders unerfreulich für unsere Truppen erweist sich das neue russische Kampfflugzeug, das jetzt in grosser Zahl auftaucht.‘ Zweifellos geht es um die von den Russen ‚Stormowik‘ genannte Maschine.

Und wie effektiv und ernst war der russische Partisanenkrieg hinter den deutschen Linien? Auch dazu hatte Jodl detaillierte Zuarbeiten aus dem OKW erhalten. Dort heisst es an einer Stelle:

*‚Sabotage von Eisenbahnlilien – Streckenzerstörungen mit weitreichender Auswirkung auf Truppenoperationen und Evakuierungstransporte: Juli – 1‘560, August – 2‘121, September – 2‘000.‘*

An dieser Stelle erhalten wir auch genaue deutsche Angaben zur Stärke der verschiedenen Partisanengruppen in Jugoslawien und Griechenland, über die die Alliierten bis jetzt nicht verfügen. Ein OKW-Papier vom 1. November liefert dazu folgende Angaben:

‚Alle diese Banden sind antideutsch, jedoch untereinander zerstritten. Man muss unterscheiden zwischen:

- 1) Kroatien und Serbien

1945

- a) kommunistische Banden unter dem Kommando von Tito – Stärke etwa 90'000
- b) Tschetniks unter dem Kommando von Draza Mihailovich – Stärke etwa 30'000
- 2) Griechenland
  - a) nationalistische Banden unter dem Kommando von Zervas – Stärke etwa 10'000
  - b) kommunistische Banden – Stärke etwa 15'000.'

Nachdem er anhand der Zuarbeiten aus dem Führerhauptquartier ausführlich die Lage an den einzelnen Kriegsschauplätzen dargestellt hat, fährt Jodl sodann mit seinem ausgearbeiteten Redetext fort:

„Nach meinen Erfahrungen geht noch eine Sorge durch das Land. Es betrifft die Haltung unserer Verbündeten und die Angst, dass sich noch weitere, bisher neutrale Staaten den Reihen unserer Feinde zugesellen könnten. Damit betrete ich allerdings das heikle Gebiet der Aussenpolitik, das nicht meines Amtes ist und über das ich schnell hinweggehen will.

Von den neutralen Staaten lieben uns *Schweden* und die *Schweiz* nicht. Letztere ist umschlossen, sie ist militärisch ungefährlich und wird uns nichts tun. Sie lebt von uns, und wir profitieren von ihr.

Für *Schweden* gilt nicht dasselbe. Es hat in den letzten Jahren stark gerüstet, besitzt 12-14 Infanterie-Divisionen und 3-4 Panzer-Brigaden, neben einigen Radfahrbrigaden, im Ganzen etwa 4 mal 100'000 Mann unter den Waffen. Es schwankt zwischen der Furcht vor dem Bolschewismus und der Hoffnung auf englisch-amerikanische Hilfe. Diese aber ist weit, solange wir im Skagerrak die Verbindung Schwedens mit England abdresseln.

Im Falle einer gelungenen feindlichen Landung in Norwegen oder in Dänemark kann Schweden gefährlich werden, vorher nicht. *Spanien und Portugal* haben sich zur Neutralität entschlossen. Die Macht, sich gegen England und Amerika zu wehren, haben sie nicht. Es kommt also nur auf den Willen unserer Westgegner an, in welchem Ausmasse sie diese Neutralität anerkennen ...



Die *Türkei* hat bisher klare Neutralitätspolitik getrieben. Ein überraschendes Eingreifen der Türkei gegen die Achsenmächte ist nicht zu erwarten ...

Unsere Verbündeten einigt und hält an unserer Seite die Furcht vor dem Bolschewismus. Das ist begreiflich, denn kein Volk kämpft für ein anderes, sondern nur für seine Existenz.

An der inneren zuverlässigen Haltung *Finnlands* und *Bulgariens* kann kein Zweifel bestehen.

In *Rumänien* sind zwei Welten, die kraftvolle, bündnistreue Politik fusst dort auf 2 Augen. Darüber muss man sich klar sein.

In *Ungarn*, als ein Feudalstaat alten Musters, sind die sozialen Gegensätze noch in stärkster Weise vorhanden. Damit ist dieses Land auch der kommunistischen Idee gegenüber besonders anfällig. Aber in keiner Stadt Europas scheint dies weniger erkannt zu werden wie in Budapest. Dort lebt und tanzt eine zersetzte und stark verjudete Gesellschaftsschicht auf einem Vulkan. Im Gegensatz aber zu Italien hat wenigstens die Masse des Offizierskorps diese Gefahr erkannt. Irgendeinen politischen Ausweg für Ungarn gibt es vorerst nicht.

*Japan*: Dort kämpft ein heroisches Volk den Entscheidungskampf um seine Existenz genau wie wir. Politisch-strategisch gesehen klafft im Fernen Osten eine Lücke in der klaren Festlegung der Fronten. Roosevelt und Churchill wollen die Teilnahme Russlands am Kampf gegen Japan. Wir würden es, rein militärisch gesehen, begrüßen, wenn die mandchurischen Armeen sich über den Amur oder gegen Wladiwostok in Bewegung setzen würden. Aber in diesem Punkt verstopfen sich beide asiatischen Staaten die Ohren gegen den Sirengesang aus dem Westen. Die Gründe liegen nicht nur in der zusätzlichen militärischen Belastung, die beide Staaten damit auf sich nehmen müssten, sondern letzten Endes wohl auch in politischen Überlegungen auf lange Sicht. Denn warum sollte Japan den Krieg gegen Russland beginnen, solange es sicher ist, dass in Wladiwostok nicht eine amerikanisch-englische Luftbasis entsteht, und wenn sich am fernen Horizont ein Konflikt der Westmächte gegen Sowjetrussland abzeichnet?

1945

(Sehe ich mir an, was Jodl hier 1943 ausspricht und was unsere amerikanischen Schlagzeilen des Jahres 1947 verkünden, so war der in Nürnberg hingerichtete General kein schlechter Prophet – W. S.)

Das glitschige Parkett der Politik verlassend, wende ich mich nun den Problemen zu, vor denen die oberste Führung heute steht und in der nächsten Zeit stehen wird. Wir kämpfen auf der *inneren Linie*, das heisst, wir sind in der Lage, in viel kürzerer Zeit starke Kräfte von einem Kriegsschauplatz auf den andern zu werfen als unsere auf der *äusseren Linie* kämpfenden Gegner. Der geschickten Ausnutzung der inneren Linie verdanken wir im Kriege 1914/18 unsere grossen Erfolge im Osten und in Italien im Jahre 1917. Heute tritt dieser operative Vorteil der inneren Linie nicht in solchem Masse in Erscheinung; denn der Gegner ist augenblicklich an allen Fronten so stark, dass wir trotz der kürzeren Verbindungslinien kaum in der Lage sind, mehr als eine örtliche Überlegenheit zustande zu bringen. Zur Zeit ist die schwierigste Aufgabe der Führung, die Kräfte so auf dem gesamten Kriegstheater zu verteilen, dass wir dort genügend stark sind, wo der Gegner zu weiteren Angriffen ansetzen wird. Dabei ist zu bedenken, dass wir ausserstande sind, den Südosten, Finnland oder Norwegen rasch zu verstärken, weil die technischen Voraussetzungen nicht gegeben sind. Wir haben die vorgeschobenen Positionen in Finnland, Norwegen, Dänemark, im Westen, in Italien und im Südosten gewonnen, um den Kern des Reiches überhaupt lebensfähig zu halten. Die Gründe, die dazu zwangen, sie zu erobern, zwingen auch dazu, sie gerade jetzt, wo die überlegene Reichweite der feindlichen Luftwaffe dem Zentrum des Reiches schweren Schaden zufügt, zu behaupten. Ohne ein bestimmtes Mass an Kräften geht das nicht. Zugegeben, dass es an der Ostfront brennt; aber kein Erfolg des Feindes ist dort unmittelbar tödlich, ausser die Ausschaltung des rumänischen Ölgebietes. Aber die Führung kann nicht die Augen verschliessen, dass das Feuer bereitgehalten ist, um zu irgendeiner Zeit einen Brand im Westen anzufachen, den man, wenn er nicht sofort gelöscht wird, nicht mehr unter Kontrolle bringen kann ...

Kein Kriegsschauplatz kann unter ein gewisses Mass ge-

schwächt werden. Die äussersten Anstrengungen können also nur darin bestehen, über die notwendige Mindestbesetzung hinaus neue operative Zentralreserven zu schaffen, trotz aller personellen Nöte. Das ist im Gange.

Damit erhebt sich aber schon wieder das nächste schwierige Problem, das in jedem Krieg von langer Dauer auftritt: die Wechselwirkung und der Konflikt zwischen dem Bedarf an Soldaten an der Front und dem Bedarf an Arbeitern in der Heimat. Noch nie ist es in solcher Schärfe aufgetreten als in diesem hoch-technisierten Kriege.

Wie soll nun die Führung entscheiden? Die Front braucht Soldaten, und die Front braucht Waffen ...

Aus diesem Dilemma des Menschenmangels heraus entstanden die Gedanken von der stärkeren Ausschöpfung der personellen Kraftreserven in den von uns beherrschten Gebieten. Hier mischt sich Richtiges mit Falschem. Soweit es sich um die Arbeitskräfte handelt, ist, glaube ich, das Äusserste geschehen. Wo es noch nicht der Fall ist, schien es politisch günstiger, von Zwangsmassnahmen abzusehen und dafür Ruhe und wirtschaftliche Leistungen einzutauschen. Ich glaube aber, dass heute der Zeitpunkt gekommen ist, sowohl in Dänemark, Holland, Frankreich und Belgien mit rücksichtsloser Energie und Härte die Tausenden Nichtstuer zu Befestigungsarbeiten zu zwingen, die allen anderen Aufgaben vorgehen. Die notwendigen Befehle hierzu sind erlassen.

Mit grösster Vorsicht und Skepsis aber muss man die Heranziehung fremdländischer Völker als Kämpfer betrachten. Es gab einmal eine Zeit, da ging beinahe eine Art Psychose von der Ostfront aus mit dem Schlagwort: ‚Russland kann nur durch Russen besiegt werden‘. In vielen Köpfen spukte die Idee einer riesigen Wlassow-Armee. Wir haben damals mehr als 160 Bataillone aufgestellt. Die Erfahrungen waren gut, solange wir uns im siegreichen Angriff befanden. Sie wurden schlecht, als sich die Lage änderte und wir zum Ausweichen gezwungen wurden. Heute sind nurmehr rund 100 Ost-Bataillone vorhanden und fast keines mehr im Osten ... Was aber zur Zeit am schwersten auf der Heimat und in seiner Rückwirkung damit auch auf der Front lastet, das sind die feindlichen Terrorangriffe aus der Luft gegen

1945

unsere Wohnstätten und damit gegen unsere Frauen und Kinder. Hier hat der Krieg, und man kann es nicht oft genug wiederholen, allein durch die Schuld Englands Formen angenommen, wie man sie seit den Rassen- und Religionskriegen nicht mehr für möglich hielt.

(General Jodl scheint Coventry und London – da nicht ins Konzept passend – vergessen zu haben – W. S.)

Diese Terrorangriffe sind in ihrer psychologischen, moralischen und materiellen Wirkung doch so, dass sie abgeschwächt, wenn nicht ganz zum Erliegen gebracht werden müssen. Gewiss haben sie wie jedes schwere Leid auch die eine oder andere gute Wirkung. Vor den Trümmern des eigenen Besitzes verblassen alle sozialen Probleme, jeder Neid und alle kleinlichen Regungen der menschlichen Seele. Damit können wir uns aber nicht trösten. Die Überbelastung unserer Luftwaffe und ein technisches Nichtschritt halten mit den Flugzeugen und der elektrischen Ortung unserer Gegner hat uns in diese Lage gebracht. Die Anstrengungen des Führers und des Reichsmarschalls werden auch diese Krise überwinden. Die ersten Ansätze und Auswirkungen sind da. Der grossen und starken Bewaffnung der viermotorigen Bomber werden wir die Schnelligkeit und die vernichtende Waffenwirkung auf weite Entfernungen neben anderen technischen Erfindungen gegenüberstellen. Unsere Gegner haben diese Gefahr erkannt und versuchen, ihr durch die Zerstörung der Produktionsstätten zu begegnen. Es genügt, wenn die feindlichen Geschwader mit absoluter Sicherheit bei allen Tages- und Nachtangriffen 10-12% der eingesetzten Flugzeuge verlieren. Das können sie vielleicht materiell ersetzen, aber personell nicht; und vor allem hält die Moral der in der Masse ideenlos und bei den Amerikanern vorwiegend materiell eingestellten Besatzungen dieser Belastung nicht stand. Ich bin fest überzeugt, dass die geschlossenen Geschwaderflüge, die allein durch ihre Bombentepiche eine so vernichtende Wirkung erzielen konnten, dank unserer neuen Waffen und technischen Fortschritte ihrem Ende entgegengehen werden.

Die grössten Hoffnungen aber hatten die militärische Führung und das deutsche Volk auf den U-Boot-Krieg gesetzt; und das mit

Recht, denn im Rahmen der allgemeinen grossen strategischen Defensive, in die wir durch die Entwicklung der Kriegslage mit dem allmählich Wirksam-Werden des überlegenen Kriegspotentials unserer Gegner gezwungen worden sind, ist der *U-Boot-Krieg* als einziger offensiver Sektor der deutschen Kriegführung anzusehen. Auch in seiner Kampftätigkeit sind in den letzten Monaten harte Rückschläge eingetreten, die dazu geführt haben, dass die Erfolge des Tonnage-Krieges die Höhe des feindlichen Handelsschiffsneubaues nicht mehr erreichen konnten. Der Grund für das Absinken der U-Boot-Erfolge ist die mit äusserster Kraft vom Gegner vorwärts getriebene U-Boot-Abwehr, die sich vor allem durch einen sehr starken Luftwaffeneinsatz mit neuartigen, leistungsfähigen Ortungsgeräten und sehr wirksamen Bomben und Unterwasserwaffen auswirkt. Die gegenwärtige Krise im deutschen U-Boot-Krieg ist daher eine Folge der feindlichen Luftherrschaft über dem Atlantik. Diese Krise muss und wird überwunden werden. Die ausserordentliche Bedeutung des Tonnage-Krieges steht nach wie vor ausser jeder Frage. Er ist in der Vergangenheit das grösste Hemmnis für alle feindlichen Operationspläne gewesen und bleibt weiterhin die stärkste Bedrohung für die zukünftige Entwicklung, da die laufenden starken Personal- und Material-Transporte für die angelsächsische Kriegführung und die gesamte Versorgung der in Europa eingesetzten Armeen sowie des britischen Mutterlandes allein über See geleitet werden müssen. Der Fortfall der Bedrohung durch den Tonnage-Krieg würde mit Sicherheit ein nicht übersehbares Kriegspotential beim Gegner für den Einsatz an anderen Stellen freimachen.

Die eigenen Massnahmen, um die feindliche Abwehr zu brechen und die Kampfmöglichkeiten des U-Bootes von Grund auf zu verbessern, sind eingeleitet oder in der Entwicklung und werden mit grösster Entschlossenheit beschleunigt vorwärts getrieben. Es steht zu erwarten, dass sie in absehbarer Zeit zum Erfolg und damit zu einer Überwindung der augenblicklichen Schwäche des U-Boot-Krieges führen werden.

1945 *Grundlagen unseres Vertrauens auf den Endsieg.*

Wenn ich zum Schluss meiner Ausführungen unsere Gesamtlage nun nochmals zusammenfassend charakterisieren soll, so muss ich sie in aller Offenheit als schwierig bezeichnen und möchte auch keineswegs verschweigen, dass ich durchaus mit der Möglichkeit weiterer schwerer Krisen rechne ...

Im besonderen aber baut sich unsere Zuversicht auch auf einer Reihe sachlich darzulegender Gesichtspunkte auf. An der Spitze steht die ethische und moralische Grundlage unseres Kampfes, die der Gesamteinstellung des deutschen Volkes das Gepräge gibt und unsere Wehrmacht zu einem unbedingt zuverlässigen Instrument in der Hand ihrer Führung macht. Die Kraft der revolutionären Idee hat nicht nur eine Reihe unvergleichlicher Erfolge ermöglicht, sondern lässt unsere tapferen Truppen auch in der Abwehr wie im planmässigen Rückzug Leistungen vollbringen, wie sie höchstens noch der Russe, aber sonst kein anderes Volk zuwege brächte und die jede Hoffnung unserer Gegner auf einen militärischen Zusammenbruch in das Gebiet der Utopie verweisen.

Demgegenüber sind die moralischen, politischen und militärischen Tendenzen unserer Gegner keineswegs in sich geschlossen und einheitlich gerichtet. Am deutlichsten kommt dies in der kämpferischen Haltung der Engländer und Amerikaner zum Ausdruck, deren Erfolge in Afrika, auf Sizilien und in Italien nur der Schwäche und dem Verrat unserer italienischen Bundesgenossen zuzuschreiben sind. Wo sie in Kampfberührung mit deutschen Kräften kamen, haben sie sich durchweg unterlegen gezeigt und nur durch vielfaches Übergewicht der Zahl Vorteile zu erringen vermocht. Ganz besonders deutlich kommt dies führungsmässig zum Ausdruck, denn nach unseren Begriffen ist es völlig unverständlich, dass die Anglo-Amerikaner die seit über zwei Jahren von den russischen Bundesgenossen geforderte Bildung einer zweiten Front im Westen vermieden und aus ihren Chancen im Mittelmeer keineswegs das herausgeholt haben, was nach der wirklichen Lage der Dinge und nach deutschen Aktivitäts-Begriffen herauszuholen war...

Meine tiefste Zuversicht gründet sich aber darauf, dass an der Spitze Deutschlands ein Mann steht, der nach seiner ganzen Entwicklung, seinem Wollen und Streben vom Schicksal nur dazu ausersehen sein kann, unser Volk in eine hellere Zukunft zu führen. Allen gegenteiligen Meinungen zum Trotz muss ich hier zum Ausdruck bringen, dass er die Seele nicht nur der politischen, sondern auch der militärischen Kriegsführung ist und dass die Kraft seines Willens wie der schöpferische Reichtum seiner Gedanken in strategischer, organisatorischer und rüstungstechnischer Beziehung die ganze deutsche Wehrmacht durchpulst und zusammenhält. Ebenso ist die so wichtige Einheit von politischer und militärischer Führung bei ihm in einer Weise verkörpert, wie es seit Friedrich dem Grossen nicht mehr der Fall gewesen war.

Dass keine Führung frei von Fehlern ist, hat der Führer selbst des Öfteren ausgesprochen, wie die Kriegsgeschichte – um ein Wort von Schlieffen zu benutzen – überhaupt nur in der Aneinanderreihung von Fehlern besteht und jede Kriegslage naturgemäss nur das Produkt von Fehlern sein kann.

Worauf es ankommt, das ist die stetige Tatbereitschaft, der Wille, sich nie unterkriegen zu lassen und dem Gegner ständig an der Klinge zu bleiben. Dass dem so ist, vermag ich aus vollstem Herzen zu versichern ...

An uns allen ist es nun, jeden Kleinmut in uns niederzurufen und damit in uns selbst die Grundlage des Vertrauens zu schaffen, aus der allein der Sieg erwachsen kann. Der andere fürchtet sich immer noch ein Stückchen mehr, und ein Krieg ist nur dann verloren, wenn man ihn selbst verloren gibt.

Wie dieser Krieg einmal enden wird, das kann kein Mensch vorhersagen. Was sich in ihm noch alles ereignet an Unsagbarem, wie viele Hoffnungen enttäuscht und wie viele Sorgen sich ins Gegenteil verkehren werden, liegt im Dunkel der Zukunft verborgen. Sicher ist nur, dass wir nie aufhören werden zu kämpfen, denn durch die Weltgeschichte zieht wie ein ehernes Gesetz der Fortschritt und der Aufstieg. In ihm hat Europa geführt und an seiner Spitze Deutschland. Ein Europa unter der Knute amerikanischer Juden oder bolschewistischer Kommissare ist undenkbar.

- 1945 Ich möchte in dieser Stunde nicht mit dem Munde, sondern aus tiefstem Herzen bekennen,
- dass unser Vertrauen und unser Glaube an den Führer ein grenzenloser ist,
  - dass es für uns kein höheres Gesetz gibt und keine heiligere Pflicht als bis zum letzten Atemzuge für die Freiheit unseres Volkes zu kämpfen,
  - dass wir alles Weiche und Pflichtvergessene abstossen wollen,
  - dass uns alle Drohungen unserer Gegner nur noch härter und entschlossener machen werden,
  - dass wir uns keiner feigen Hoffnung hingeben, als könnten uns andere vor dem Bolschewismus retten, der alles hinwegfegen wird, wenn Deutschland fällt,
  - dass wir selbst die Trümmer unserer Heimat bis zur letzten Patrone verteidigen würden, weil es in ihnen tausendmal besser zu leben ist als in der Knechtschaft,
  - dass wir siegen werden, weil wir siegen müssen, denn sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verlorene

*Berlin, 15. November*

Obwohl meine Zeit viel zu kurz war, denke ich doch, dass ich einiges von den Dingen herausgefunden habe, die zu finden ich hierhergekommen bin: Was in den Jahren nach meinem Weggang geschehen war – natürlich auch, was sich während meiner bewegten Berliner Jahre im geheimen abgespielt hatte –, wie gross die physischen und moralischen Schäden in Deutschland sind, und schliesslich, wie es nach Niederlage und Zusammenbruch um den deutschen Geist steht.

Vieles wäre noch zu erfahren, doch ich kann nicht länger bleiben. Das Bild ist so schwarz. Sind da keine Schattierungen? Oder habe ich sie nur nicht gefunden? Gibt es zum Beispiel keine ‚guten Deutschen‘, in die man Hoffnungen setzen könnte? Aber natürlich! War da nicht der Schriftsteller Adam Kuckhoff, der sich nicht aufgab? Der wegen ‚Hochverrat‘ verurteilt wurde? Der am Morgen des 5. August 1943 in Plötzensee gehängt wurde? Der vor seinem Tod seiner Frau Greta einen der mutigsten Briefe und eines der bewegendsten Gedichte schrieb, die je ein Mann zu Papier ge-



bracht hat? Ja, es gab Kuckhoff und den Theologen Bonhoeffer und andere in diesem traurigen Land, die ihr Leben im Namen des menschlichen Anstands liessen.

Doch inmitten all der Ruinen hier höre ich ihre Namen nicht. Zählt das Opfer dieser wenigen nicht? Erhebt sich statt dessen der Geist von Hitler und Himmler wieder aus den Trümmern? Wiegen *ihr* Tod und ihre Taten bei den tragischen Menschen hier schwerer? Und warten die Deutschen nicht schon wieder darauf, einem neuen diabolischen Führer in eine neue Zerstörung zu folgen? Ach, es scheint mir fast so.

Morgen werde ich Berlin verlassen – vielleicht zum letzten Mal. Ich bin dieser Berlin-Story müde, die ich vor so langer Zeit als Chronist begann und die mein Leben länger als ein Jahrzehnt bestimmt hat. Natürlich war ich als Journalist auch glücklich, dass sie sich zur wichtigsten Story meiner Generation entwickelte, fast unbemerkt hier in dieser Stadt beginnend und am Ende die ganze Welt erschütternd, umwälzend das Leben des Mechanikers in Stalingrad wie des Farmers in Cedar Rapids, Iowa, und des Schafzüchters in Australien, auf der anderen Seite des Planeten.

Ich bin müde, ich habe genug davon abbekommen. Es muss doch auch noch weniger hässliche, nicht so brutale und unheilvolle Dinge geben, auf die ich mich in meinen verbleibenden Jahren konzentrieren kann. Das sich reckende, verrückte, wunderbare Amerika etwa. Meine Familie, die ich kaum kenne, die Kinder, die ich viel zu selten gesehen habe. Dichtung und Musik vielleicht, das Theater und vor allem – Frieden.

Es kann sein, dass man zu Hause sagt, die deutsche Story ist doch noch nicht zu Ende, das deutsche Problem noch nicht gelöst, ein dritter deutscher Krieg gar nicht so fern – darüber muss man doch nachdenken und schreiben. Wer so spricht, wird recht haben. Denn die deutsche Story wird niemals zu Ende sein. Doch da sind andere, die besser darüber schreiben können als ich. Ich habe meinen bescheidenen Beitrag geleistet, das war einfach, denn mit dem grossen Erfolg meines *Berliner Tagebuchs* (eines Bandes voll hastig niedergeschriebener persönlicher Erlebnisse) und der enormen

**1945** Reichweite des Radios habe ich viele Menschen erreichen können. Jetzt aber heisst es, auf den Boden zurückzukehren. Aus diesem Deutschland zu verschwinden. Ein neues Leben zu suchen.

Ein Postskriptum allerdings ist nötig. Morgen werde ich nach Nürnberg fahren, um dort zu beobachten, wie die Gerechtigkeit versucht, mit einigen jener niederträchtigen kleinen Männer zu verfahren, die der menschlichen Rasse so schreckliche Zerstörung zugefügt haben. Wird sie – kann sie – diese Aufgabe erfüllen?

*Frankfurt am Main, 17. November*

Gestern Nacht unter dem winterlichen Vollmond in Kassel der Leichengeruch, der aus den schaurigen Ruinen drang! Und dann heute Morgen in Frankfurt, im Dunst des Sonnenaufgangs, der erste Blick auf das Trümmermeer dieser einst grossen Stadt, wo Goethe das Licht der Welt erblickte, wo die deutschen Könige gewählt wurden, einst Freie Stadt des Deutschen Bundes und Domäne der deutschen Liberalen des 19. Jahrhunderts, danach bedeutendes Geschäftszentrum und, wenige Jahre vor dem Ende, Bollwerk der Nazis ... Damit ist es jetzt vorbei, in der Kälte der Ruinen.

*Nürnberg, 18. November*

Die Stadt ist verschwunden! Das liebliche mittelalterliche Nürnberg ist fast völlig zerstört. Es ist nur noch ein riesiger Trümmerhaufen, kaum zu beschreiben und wohl kaum wieder aufzubauen. In der prosaischen Formulierung der US-Army ist Nürnberg ‚zu einundneunzig Prozent tot‘. Die Altstadt jedoch – Heimat von Dürer, Hans Sachs und den Meistersingern – mit ihren ehrwürdigen Kirchen St. Lorenz und St. Sebald, mit dem historischen Rathaus und meinem Lieblingslokal ‚Bratwurstglöckl‘ (aus dem Jahre 1400) ist zu neunundneunzig Prozent ‚tot‘.

Ich lief heute stundenlang durch die Ruinen und suchte nach vertrauten Wahrzeichen. Nur wenige sind übriggeblieben, keins davon intakt. Am Marktplatz (als ich zum letzten Mal hier war, hiess er Adolf-Hitler-Platz) stehen noch Fassadenteile der gotischen Frauenkirche, gestützt von Resten der Seitenmauern. An-

sonsten ist die Kirche zu Staub versunken. St. Lorenz, eine der ältesten und schönsten protestantischen Kirchen Deutschlands, ist ebenfalls schwer zerstört, kann jedoch vielleicht gerettet werden. Die Hälfte der wunder- schönen alten Fachwerkhäuser entlang der Pegnitz sind wegrasiert und teilweise in den Fluss gestürzt. Die meisten der gewundenen kleinen Strassen des alten Nürnberg sind völlig verschwunden. Das Hotel ‚Deutscher Hof‘, wo Hitler während der jährlichen Naziparteitage residierte, konnte ich gar nicht wiederfinden. Der ganze Strassenzug ist ausgelöscht.

Was war geschehen? Während meines Ganges durch die tote Stadt – der Nachmittag war sonnig und angenehm, viele der überlebenden Bürger suchten die frische Luft und etwas Sonnenwärme – fragte ich einige Menschen. Der erste grosse Bombenangriff fand im Oktober 1943 statt, sagten sie. Der letzte und grösste, der die Vernichtung Nürnbergs vollendet hat, am 2. Januar 1945, direkt nach dem Neujahrsfest. An diesem Tag starb die mittelalterliche Stadt endgültig und wurde in ihren eigenen Ruinen begraben.

Doch die anrührende Schönheit, der grosse Charme, die eigentliche Seele der alten Stadt waren bereits verflogen, als die Nazis kamen. Das hatte ich immer gespürt. Geistig war Nürnberg damals bereits gestorben. Die Nazis hatten es zur Stadt ihrer Reichsparteitage gemacht, jener obszönen Orgien einer teutonischen Herde, bei denen deutsche Männer und Frauen freudig ihre Individualität, ihren Anstand, ihre Würde als menschliche Wesen aufgeben hatten und Bestandteil einer verdorbenen, inhumanen Masse wurden, wie sie Hitler formte.

Oh, das hatte ich mit eigenen Augen gesehen! 1934 und erneut 1937 hatte man mich als amerikanischen Zeitungsmann nach Nürnberg geschickt, um die widerwärtigen Veranstaltungen zu schildern. Abend für Abend hatte ich unter den Strahlen der Scheinwerfer (die in Wirklichkeit für den herannahenden Krieg installiert worden waren), im Licht der barbarischen Fackeln und inmitten des blutrünstigen Gebrülls der Masse («Wir sind stark und werden noch stärker sein!» drang es immer wieder durch die Nacht) Hitler rasen

und Göring brüllen gehört, hatte den miserablen Judenfresser Streicher mit seiner kleinen Peitsche wippen sehen. War es nicht Beweis für den äussersten Verfall und letztlichen Tod, dass in diesem einst bedeutenden Zentrum europäischer Kultur, wo der unvergleichliche Albrecht Dürer gelebt und gearbeitet hatte, nun der abscheuliche und verdorbene Julius Streicher (der sich mit seinen pornographischen Publikationen, seiner pornographischen ‚Bibliothek‘ und seiner eigenen wollüstigen Unzucht brüstete) oberster politischer Herrscher geworden war, in der Tat der erste Mann von Nürnberg?

In dieser einst von der ganzen zivilisierten Welt geachteten Stadt hatte ich erlebt, wie die Menschen dem Wahnsinnigen zujubelten, als Hitler am 5. September 1934 seine lächerliche Prophezeiung losliess: «Die deutsche Lebensform ist bestimmend für die nächsten tausend Jahre. In den nächsten tausend Jahren wird es in Deutschland keine Revolution geben!»

Die einstmals stolzen Bürger von Nürnberg waren ebenso wie alle anderen Deutschen von dem unheilvollen Nazigeist vergiftet worden, und sie waren stolz darauf, dass ihre schöne Stadt zum Schauplatz der monströsen jährlichen Parteitage auserkoren war.

Erinnern sie sich jetzt daran, inmitten der bizarren Ruinen? Was bewegte sie heute, am Sonntagnachmittag? Das ist schwer zu sagen. Sie schienen mir ein wenig würdevoller, ein wenig kühler gegen uns – in der Uniform des Feindes – zu sein als die Berliner oder die Menschen in Frankfurt. Natürlich waren sie nachtragend und trotzig. Ja, einst hatten sie den wilden Drohungen heftig applaudiert, die Hitler von diesem Ort aus gegen das Ausland losliess. Sie hatten die Braunhemden der SA und die schwarzen Uniformen der SS, wenn sie durch die Strassen der Stadt marschierten, mit Hurrarufen und Blumen überschüttet. Doch wie alle Bürger in Deutschland hatten sie niemals den Konsequenzen ins Auge blicken wollen, die aus den hier ausgeheckten und gross verkündeten Zielen der Nazis entstanden.

Diese Konsequenzen waren spät und plötzlich gekommen, mit schrecklicher Gewalt. Alles, was kundige Hände hier aus Stein und

Holz und Farbe in neunhundert Jahren geschaffen hatten, war in einem kurzen Moment zu Schutt und Asche geworden, durch eine Handbewegung junger Männer aus fernen anglo-amerikanischen Ländern, deren kurzes Leben wahrscheinlich niemals mit einer derartigen Blüte der Zivilisation in Berührung gekommen war und deren Bombenziel dies gewiss nicht war, sondern ein nahegelegenes tödliches Arsenal, das dem Krieg Hitlerdeutschlands diente und daher vernichtet werden musste.

Es war eine schreckliche Konsequenz. Flächendeckende Bombardierungen, erstmals von den Deutschen über London und Coventry exerziert, waren für die Alliierten niemals eine ideale Lösung, und einem Amerikaner können sich Herz und Geist zusammenkrampfen, wenn er die Konsequenzen ihrer Ungenauigkeit hier sieht. Aber war das nicht Schicksal im Krieg? Ein Schicksal, das Warschau und Rotterdam und so viele unschuldige nichtdeutsche Städte zuerst erfahren hatten, ein Schicksal, das von jenen bestimmt wurde, die den Krieg an deutschen Orten wie Nürnberg ausgebrütet hatten?

Immer noch ein wenig betäubt, ging ich am späten Nachmittag zum Gerichtsgebäude hinüber, um meine Sonntags-sendung zu machen. Das winzige Rundfunk, 'studio' liegt direkt über dem Gerichtssaal, durch ein Fenster kann man die Ereignisse verfolgen. Heute war der Saal noch leer. Einige Gis installierten Scheinwerfer und plazierten Stühle – Vorbereitungen für den Prozess gegen Göring, Hess, Ribbentrop, Rosenberg und siebzehn weitere Naziführer, die ich in dieser Stadt so arrogant erlebt hatte und die nun ab übermorgen die Konsequenzen für all das Blut erwarten, zu dessen Vergiessen in der Welt sie massgeblich beigetragen haben.

### *Nürnberg, 19. November*

Befinden wir uns, in dieser zerstörten alten deutschen Stadt, am Vorabend eines grossen historischen Ereignisses? Wird der Prozess gegen die Nazikriegsverbrecher, der Morgen im hiesigen Gerichtsgebäude beginnt, Prinzipien für die Menschheit begründen – wie viele glauben –, die ebenso bedeutend sind wie die Magna Charta, die Bill of Rights und die

Habeas-Corpus-Akte? Ist es möglich, dass dieser Prozess einen grösseren Beitrag zur Ausmerzung des Krieges leisten kann als alle vorangegangenen Friedensresolutionen von Nationen und Menschen, als die Haager Konvention, als tausend ernstgemeinte Verträge, als die Atlantikcharta und die Aktionen der neuen Weltorganisation der Vereinten Nationen?

Aufregende Fragen! Sie sind mir heute den ganzen Tag lang durch den Kopf gegangen. Klar ist, dass noch nie zuvor etwas Vergleichbares versucht worden ist. Einen Internationalen Gerichtshof für *Verbrechen* hat es noch nicht gegeben. Der Haager Gerichtshof befasste sich nicht mit den *Verbrechen* von Einzelpersonen und Nationen. Genaugenommen existierte ja auch kein allgemein anerkannter Kodex eines Völker-Strafrechts.

Wie haben wir dann den heutigen Stand von Nürnberg erreicht? Ein geschichtsbewandelter Anwalt könnte, so nehme ich an, eine allmähliche Entwicklung über zwei oder drei Jahrtausende verfolgen, seit der Zeit, da die Menschen krank genug waren, Kriege zu führen. Doch selbst am Ende des Ersten Weltkriegs waren wir noch nicht sehr weit fortgeschritten. Damals gab es einen schwachen Versuch, die deutschen Kriegsverbrecher zu bestrafen. Das stellte sich als Farce heraus, allerdings war es kaum lustig. Wie ich mich erinnere, legten die Alliierten zunächst eine Liste von dreitausend Deutschen vor, die wegen Kriegsverbrechen angeklagt werden sollten. Rasch reduzierte man die Zahl auf achthundertzweiundneunzig, von denen schliesslich ganze *zwölf* in Leipzig vor ein deutsches Gericht gestellt wurden. Drei von ihnen erschienen nicht zum Prozess. Die Anklagen gegen drei weitere wurden auf Beschluss des deutschen Gerichts fallengelassen. Die sechs verbleibenden Männer, allesamt kleinere Übeltäter, kamen mit geringen Strafen davon. Den meisten Deutschen erschien die ganze Sache als Witz, als ein weiteres Beispiel dafür, wie dumm die Sieger sein konnten.

Diesmal sieht es so aus, als würden wir klüger verfahren. Und dafür schuldet die ganze Welt Richter Robert H. Jackson Dank, der mit einer in unseren wankelmütigen Zeiten seltenen Beharrlichkeit zunächst seine eigene Regierung und dann die Regierungen unse-

rer britischen, französischen und russischen Alliierten davon überzeugt hat, dass es ebenso klug wie notwendig ist, die Nazi Verbrecher vor ein Internationales Militärtribunal zu bringen. Nur wenige Leute bei uns daheim erkennen die Grösse seiner Leistung, und hier sind es noch weniger. Ich denke aber, eines Tages wird die Geschichte Jackson würdigen.

Das wichtigste an diesem Prozess, wie Richter Jackson nie müde wurde zu erklären, ist nicht die Tatsache der Anklage und Verurteilung der elenden Nazimörder (so wünschenswert eine Vergeltung ihrer Verbrechen auch erscheint), sondern vielmehr, dass die vier Grossmächte dieser Erde – Russland eingeschlossen – sich zu dem Prinzip bekannt haben, dass Angriffskrieg ein Verbrechen darstellt und dass jene, die ihn ausgeheckt und geführt haben, der Anklage, Verurteilung und Bestrafung in einem angemessenen und fairen Prozess unterliegen. Darauf haben sich die vier Mächte am 8. August vergangenen Jahres in London geeinigt.

Natürlich gibt es einige Leute, besonders unter den ängstlichen Haarspaltern der Juristerei in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten, die einwenden, dies könne gar kein fairer Prozess sein, da es ja niemals ein international anerkanntes Recht gegeben habe, das Angriffskrieg oder auch nur gewisse brutale Kriegspraktiken verbiete. Daher würden wir also versuchen, die Naziführer nach einem Recht *ex post facto* zu behandeln, das heisst, sie für Verbrechen haftbar zu machen, die zum Zeitpunkt ihrer Verübung nicht unter Strafe standen. Wir hätten also, behaupten diese ängstlichen Seelen, erst nach dem Begehen von Verbrechen dafür das entsprechende Recht ausgearbeitet.

Für einen Laien wie mich scheinen zwei starke Argumente gegen diese legalen Haarspalter zu sprechen. Erstens gibt es schon seit langen Zeiten Rechtsnormen gegen Mord, Folter und Sklaverei, die von sämtlichen zivilisierten Völkern allgemein anerkannt und in ihrem jeweiligen nationalen Recht verankert sind. Darauf wies Jackson in seinem Bericht für den Präsidenten vom 7. Juni hin, als er schrieb: „Wir schlagen vor, solche Taten zu bestrafen, die seit Kains Zeiten als

1945 verbrecherisch gelten und als solche in jedem zivilisierten Rechtskodex festgeschrieben sind.’

Zweitens haben die Alliierten – was bei den meisten Menschen anscheinend bereits vergessen ist – den Nazibarbaren die faire Warnung zukommen lassen, dass man sie für ihre verbrecherischen Taten verantwortlich machen werde. Diese Warnung war in einer Erklärung Roosevelts, Churchills und Stalins enthalten, die am 1. November 1943 in Moskau veröffentlicht wurde. Die Regierungen ihrer Länder, so führten die drei Staatsmänner aus, seien schockiert angesichts der vorliegenden Beweise von Greuelthaten, Massakern und kaltblütigen Massenhinrichtungen, begangen von den Kräften Hitlers.

Weiter hiess es: ‚Angesichts dieser Tatsachen erklären die drei alliierten Mächte, wobei sie gleichzeitig im Interesse der dreiunddreissig vereinten Nationen sprechen, hiermit feierlich und zugleich mit der Warnung, diese Erklärung ernst zu nehmen: Zu dem Zeitpunkt, da irgendeiner dann in Deutschland bestehenden Regierung eine Waffenruhe gewährt wird, werden jene deutschen Offiziere und Personen und Mitglieder der Nazipartei, die für Greuelthaten, Massaker und Hinrichtungen Verantwortung tragen oder an der Ausführung beteiligt waren, den jeweiligen Ländern überstellt werden, wo ihre abscheulichen Taten stattfanden, auf dass sie nach dem Recht dieser befreiten Länder verurteilt und bestraft werden‘.

Die Hauptverbrecher, deren Vergehen nicht geographisch lokalisiert sind – so die Moskauer Erklärung –, würden in gemeinsamer Entscheidung der Alliierten bestraft werden. Sie sind es, die morgen hier ihrem Prozess entgegensehen.

‚Möge dies all jenen, an deren Händen bisher kein unschuldiges Blut klebt, eine Warnung sein, damit sie sich nicht den Reihen der Schuldigen anschliessen‘, endet die offenbar von Churchill formulierte Warnung, ‚denn sie können sicher sein, dass die drei alliierten Mächte sie bis ans äusserste Ende der Welt verfolgen und dann ihren Anklägern übergeben werden, damit die Gerechtigkeit ihren Lauf nehmen kann.‘

Und so befinden wir uns heute Abend hier in Nürnberg, wie



Jackson in seinem Bericht für den Präsidenten wortgewaltig formulierte, ‚an einem jener seltenen Momente, da das Denken, die Institutionen und die Lebensgewohnheiten der Welt erschüttert sind von den Einwirkungen eines Weltkriegs auf das Leben zahlloser Millionen. Solche Gelegenheiten kommen nur selten und vergehen rasch.‘

*Nürnberg, 20. November*

Das ist nun der Höhepunkt! Das ist der Moment, auf den du all die dunklen, verzweifelten Jahre gewartet hast! Zu sehen, wie Gerechtigkeit das Böse einholt. Zu sehen, wie sie diese barbarischen kleinen Männer erreicht, die unsere Welt beinahe vernichtet haben. Das ist tatsächlich das Ende der langen Nacht, des scheusslichen Alptraums.

Und wie tief sind die Mächtigen gefallen! Entkleidet der Macht und des Ruhms und der glitzernden Insignien des Nazitums, wie klein und unbedeutend und mittelmässig sehen sie doch aus – die zwanzig Angeklagten heute in ihren Bänken! Wie war es nur möglich, fragst du voller Erstaunen, dass diese unscheinbar aussehenden Gestalten, die da nervös in ihrer ziemlich schäbigen Kleidung herumzappeln, nur fünf Jahre zuvor, als du sie zum letzten Mal sahst, eine so monströse Macht ausüben konnten? Wie hatten *sie*, die da ohne jede Spur von Haltung auf ihren Stühlen hocken, eine grosse Nation und fast die ganze Welt erobern können? Ihre Metamorphose verblüfft dich. Waren *das* die Eroberer, die sich brüstenden Anführer der Herrenrasse? Nun, der plötzliche Verlust ihrer Macht scheint sie aller Arroganz, Unverschämtheit und Grausamkeit entkleidet zu haben, die in all den Jahren, da ich sie kannte, ihr Wesen ausgemacht hat. Wie schnell sind aus ihnen gebrochene, elende kleine Männer geworden!

Als ich um 9.40 Uhr den Saal betrat, sassen sie bereits in ihren Anklagebänken. Den ersten Anblick kann man nur schwer beschreiben.

Da ist Göring. Er sitzt in der ersten der beiden Reihen der Anklagebank auf dem vordersten Platz, als habe sich endlich sein langer Ehrgeiz erfüllt, die Nummer eins in der Nazihierarchie zu sein – freilich anders, als er es einst erträumte. Auf

1945 den ersten Blick erkannte ich ihn kaum. Er hat ziemlich viel Gewicht verloren – dreissig Kilo, wie mir ein Arzt unserer Army zuflüsterte. Das fette, aufgeschwemmte Gesicht, wie ich es kannte, ist nun viel schmaler. Er sieht jünger und gesünder aus, nachdem das Übergewicht verschwunden und seine Drogensucht auskuriert ist, eine Leistung unserer Armeemediziner. Seine ausgebleichene Luftwaffenuniform, ohne Rangabzeichen und Orden, die er so sehr liebte, hängt ihm am Körper. Damit könnte er nun kaum noch herumstolzieren. Verschwunden sind seine Belebtheit, die alte Arroganz, die glänzende Ausstrahlung. Tatsächlich sitzt er während der fünfeinhalb Stunden dauernden Prozesseröffnung ziemlich ergeben da, obwohl er dem Geschehen sehr aufmerksam und eifrig folgt. Öfters greift er mit einer fast bescheidenen, fast demütigen Geste nach seinen Kopfhörern und setzt sie sich auf, damit er der deutschen Simultanübersetzung von Englisch, Französisch oder Russisch vorgetragenen Erklärungen folgen kann. In solchen Momenten, kann ich mir nicht helfen zu denken, sieht er eher wie ein eifriger Schiffsfunker auf hoher See aus und nicht wie der frühere Tyrann, den ich so oft seine Drohungen gegen die ganze Welt hatte donnern hören. Es ist schon wunderbar, wie ein Wechsel des Schicksals einen solchen Mann auf normale Grösse reduzieren kann.

Neben Göring sitzt Rudolf Hess, bis zu seinem lächerlichen Flug nach England die Nummer drei im Dritten Reich. Wie, um Himmelswillen, so fragst du dich erneut, konnte *dieser* Mann einer der höchsten Führer einer grossen Nation gewesen sein? Hier sitzt ein tatsächlich gebrochener Mensch, mit fast skelettähnlich eingefallenem Gesicht, mit nervös zuckendem Mund, dessen einst leuchtende Augen nun leer und dümmlich in den Saal blicken. Es ist das erste Mal, dass ich Hess ohne Uniform sehe. Im schwarzen Uniformmantel der SS war er mir immer als strammer Bursche erschienen. Heute, in einem fadenscheinigen Zivilanzug, sieht er klein und eingeschrumpft aus. Im Gegensatz zu den anderen Angeklagten schenkt er den Vorgängen im Saal kaum Aufmerksamkeit und liest die meiste Zeit in einem Buch, das er auf seinen Knien hält. Wir wissen, dass er Gedächtnisschwund vorschützt,

doch ich finde, er verhält sich ganz normal. Er war niemals eine grosse Leuchte, und heute erscheint er gewiss auch nicht so. Was mich erschreckt, ist sein Verfall. Hier sitzt das Wrack eines Mannes, den Hitler noch vor nicht allzulanger Zeit zu seinem Nachfolger als Diktator in Deutschland bestimmt hatte.

Es folgt in der ersten Reihe der unerträgliche Marktschreier Joachim von Ribbentrop, Hitlers früherer Aussenminister. Wie oft hatte ich während der düsteren Jahre im Aussenministerium in der Wilhelmstrasse gesessen und beobachtet, wie dieser arrogante Einfaltspinsel zu einer Pressekonferenz hereinstolzigt kam und mit schnarrender Stimme verkündete, dass ein weiteres unschuldiges, anständiges Land Deutschland dazu ‚proviziert‘ habe, es anzugreifen. Er war ein übler, pompöser kleiner Ignorant, dieser ehemalige Sektvertreter, der die Tochter des Chefs (des deutschen Sektkönigs Henkell) geheiratet hatte – nur in der Unterwelt der Naziverbrecher konnte solch eine Kreatur solch eine Karriere machen. Selbst dort waren den meisten seine Eitelkeit und Arroganz zuviel, doch Hitler mochte ihn aus irgendeinem Grund und hielt ihn bis zum Schluss als seinen Botenjungens im Aussenministerium. Ein einziger Blick heute genügt, um zu sehen, dass die Wende der Ereignisse auch diesen intriganten Wurm zerschmettert hat. Ja, jetzt sitzt er ungläublich gekrümmt, geschlagen und gealtert auf seinem Stuhl. Während einer Unterbrechung der Verhandlung schlurfte er an mir vorbei, als ihn zwei Wachen zur Toilette führten. Sein Körper ist eingefallen, sein Gesicht fahl, seine Augen leer – ein besiegter, zerbrochener Mann, wenn ich denn je einen gesehen habe.

Links neben Ribbentrop sitzt Wilhelm Keitel, in der Offiziersuniform der Wehrmacht, von der alle Rangabzeichen entfernt sind. Einst hatte er etwas von einem eleganten Preussen, dieser frühere Feldmarschall und Chef des OKW. Das letzte Mal hatte ich ihn in Compiègne gesehen, aus nächster Nähe, als er in den traurigen Junitagen von 1940 den Franzosen Hitlers Waffenstillstandsbedingungen diktierte. Ich erinnere mich noch, wie eingebildet er damals auftrat (wie alle Deutschen, wenn sie an der Spitze angelangt sind),

wie stolzierend sein Gang war, wie schneidig er seine Uniformmütze trug. Heute ist nichts Eingebildetes oder Schneidiges mehr an dem alten Feldmarschall. Auch er sitzt ergeben da, allerdings macht er nicht den gebrochenen Eindruck der meisten anderen. Das Massaker an so vielen Seelen scheint ihn nicht übermässig zu belasten. Auch sein Appetit ist noch gut entwickelt. Geräuschvoll verzehrt er während der Verhandlung Cracker – sie stammen aus der K-Ration unserer Armee.

Links von ihm hockt Alfred Rosenberg, der falsche ‚Philosoph‘ und einstige Mentor Hitlers wie der Nazibewegung. Auch er hat Gewicht verloren, die aufgeblasenheit des bleichen, eckigen Gesichts ist verschwunden, er sieht jünger und gesünder aus als zu der Zeit, da ich ihn das letzte Mal gesehen hatte. Im dunkelbraunen Anzug rutscht er nervös auf seinem Stuhl herum, dieser schwerfällige, verwirrte, aber gefährliche Balte (der so viel zum Rassenhass der Nazis beigetragen hat, der den Kunstraub aus den eroberten Ländern beaufsichtigte und der schliesslich an der schrecklichen Vernichtung der slawischen Völker in den eroberten russischen Gebieten beteiligt war), und lehnt sich mit zitternden Händen weit nach vorn, um jedes Wort mitzubekommen.

Der nächste ist ein leibhafter eingefangener Barbar! Hans Frank, gelernter Anwalt, der als Generalgouverneur im okkupierten Polen das dortige Volk dezimierte und Millionen von Juden auf dem Gewissen hat. Er erscheint auf Anhieb als jener Typ des verfeinerten Mörders, der – wie Himmler – ungerührt töten und töten konnte, ohne dass er persönlich besonders brutal wirkte. Heute ist er ohne Zweifel der selbstsicherste Mann auf der Anklagebank. Er wendet sich ab, während die Ankläger die lange Liste seiner Verbrechen vortragen.

An seiner Seite Wilhelm Frick, hinter dessen ziemlich bescheidenem Äusseren sich ein kalter und grausamer Mann verbirgt. Er war einer von Hitlers führenden Gefolgsleuten, geriet aber gegen Ende des Regimes etwas in Vergessenheit. Heute erscheint er in seiner karierten Sportjacke als verlorene Figur. Doch darüber darf man seine Grausamkeit als Hitlers erster Innenminister und dann,

am Ende, als ‚Protector‘ von Böhmen und Mähren nicht vergessen.

Schwer ist es, den nächsten Mann zu erkennen, Julius Streicher. Der ehemals unbestrittene Herr dieser Stadt, mit einer Reitpeitsche durch die alten Strassen stolzierend und sich seiner Judenfresserei rühmend, ist ziemlich dahingewelkt. So sitzt er nun stark schwitzend da, ein gemeiner, kahlköpfiger, verlebter alter Mann. Gelegentlich, wenn er zu den Richtern hinüberstarrt, tritt der alte finstere Blick wieder in seine Augen. Die Wachen berichten mir, Streicher sei davon überzeugt, dass sie allesamt Juden wären. Zu sehen, dass dieser abstossende Deutsche nun vor seinen Richtern steht, stärkt den Glauben an letzte Gerechtigkeit.

Der nächste ist Walter Funk, der einst Schacht vom Amt des Reichsbankpräsidenten und Wirtschaftsministers verdrängte. Er gleicht noch mehr als früher einer gealterten, plumpen, schlüpfriegen und durchtriebenen Kröte. Neben ihm, als letzter in der ersten Reihe, sitzt der Mann, der zehn Jahre lang kein Wort mit seinem heutigen Nachbarn gewechselt hätte – der unnachahmliche Dr. Hjalmar Horace Greeley Schacht. Von der ersten Minute an spürt man, dass der verschlagene Bankier, der mehr als irgendein anderer in Deutschland dafür getan hat, Hitler an die Macht zu bringen, zornig darüber ist, den Prozess gemeinsam mit Männern gemacht zu bekommen, die er heute – sehr bequem – als Räuber bezeichnet. Er sitzt kerzengerade da, mit steifem Stehkragen, der seinen Kopf vom übrigen Körper abhebt, und hält die Arme trotzig vor der Brust verschränkt. Da er fließend englisch spricht, folgt er der Anklage ohne Kopfhörer, mit gespannter Aufmerksamkeit. Gelegentlich wendet er sich herablassend dem von ihm gehassten Funk zu und wechselt ein Wort mit ihm. Wie man mir berichtet, ist sich Schacht seines Freispruchs sicher.

Die zweite Reihe der Angeklagten können wir kürzer behandeln. Die ersten beiden Herren sind die Grossadmiräle Karl Dönitz und Erich Raeder. Dönitz, Erfinder der ‚Wolfsrudel‘-Taktik für die deutsche U-Boot-Flotte und später Nachfolger von Raeder als Oberkommandierender der Marine, sitzt aufrecht da und gleicht in seinem Zivilanzug eher

1945

einem kleinen Ladenangestellten. Es fällt schwer, sich ihn als Nachfolger Hitlers vorzustellen, was er für einen kurzen Zeitraum tatsächlich war. Raeder trägt immer noch Uniform, immer noch einen steifen Kragen, doch er ist, über seine bereits beträchtlichen Jahre hinaus, sehr gealtert. Die Energie, welche ihn einst zum Aufbau der deutschen Marine nach dem Ersten Weltkrieg befähigte, hat ihn nun vollständig verlassen. Heute ist er nur noch ein verwirrter alter Mann.

Neben ihm sitzt der ansehnlichste und jüngste aller Angeklagten, Baldur von Schirach, Führer der Hitlerjugend und während des Krieges verhasster Gauleiter von Wien. Er sieht eher amerikanisch als deutsch aus, ich glaube, seine Eltern waren Amerikaner, einer seiner Grossväter hatte während des Bürgerkriegs bei den Unionierten gedient. Schirach junior glaubte tatsächlich an den Nazionsens und diente Hitler mit ebenso fanatischer Loyalität wie grosser Grausamkeit, insbesondere bei der Vergiftung der deutschen Jugend mit dem Nazibazillus. Heute scheint er etwas verwundert zu sein, sich auf dieser Bank wiederzufinden.

Neben ihm Fritz Sauckel, Chef der Sklavenarbeit, der mit seinen engen kleinen Schlitzaugen wie ein Schwein aussieht. Wäre Deutschland ein normales Land gewesen, so hätte er seinen Platz im Leben wohl hinter dem Ladentisch einer Metzgerei gefunden, denn er wirkt wie ein kleinstädtischer Fleischer. Heute ist er nervös, hat hin und wieder Schweissausbrüche. Der steife Rücken des Mannes neben ihm, Alfred Jodl, bewegt sich keinen Zentimeter. In seiner abgetragenen Uniform sitzt dieser schmallippige Bayer, der zum mächtigsten General der Wehrmacht und engsten Vertrauten Hitlers aufstieg, würdevoll vor seinen Anklägern. Wie Keitel konnte er Hitler gegenüber niemals nein sagen, was wohl der Hauptgrund für die Karriere der beiden Männer gewesen ist.

Und als nächster der alte Franz von Papen, unglaublich gealtert, die Augen eingesunken, die Haut über dem vertrockneten Gesicht straff gespannt, die Schultern heruntergezogen, doch immer noch an seine Rolle des alten Fuchses erinnernd. Oft in seinem Leben war er knapp davongekommen, doch hier scheint die Gerechtigkeit ihn endlich festzunageln. Und das gefällt ihm gar nicht, wie man

sehen kann. Neben ihm sitzen Arthur Seyss-Inquart, der österreichische Verräter, später während des Krieges brutaler Unterdrücker der Holländer, und Albert Speer, Hitlers Minister für Rüstung und Munition. Beide zeigen kaum irgendwelche Regungen.

An vorletzter Stelle sehen wir Konstantin von Neurath, den typischen Karrierediplomaten, ohne Überzeugungen und bar jeder Integrität. Hitler hatte ihn einige Zeit als Aussenminister benutzt und danach als Frontmann für die Schlächtereier in Prag, wo Neurath erster ‚Protektor‘ wurde. Heute sitzt er als gebrochener alter Mann da, offenbar verwirrt von der Entdeckung, dass man auf der Strasse der Kompromisse auch einmal ans Ende gelangen kann. Er weiss kaum, dass er aufzustehen hat, wenn man ihn anspricht. Dieser verlorene Überrest einer alten konservativen deutschen Familie ist niemals in seinem Leben für etwas eingestanden, hat stets seinem jeweiligen Herrn blind gedient. An letzter Stelle sitzt der Unwichtigste von allen, Hans Fritzsche, dessen Stimme im Radio so sehr der von Goebbels glich, dass man die beiden oft kaum auseinanderhalten konnte. Er steht wohl hier, so nehme ich an, als eine Art Goebbels-Ersatz vor Gericht und scheint verblüfft zu sein über die ihm zugemessene Bedeutung.

Pünktlich um 10 Uhr forderte der Gerichtsdienner – nach Auftreten und Stimme war klar, dass er nur aus England importiert sein konnte – die Anwesenden im Saal auf, ihre Gespräche einzustellen und sich zu erheben. Auch die Angeklagten, gewohnt an rasche Ausführung jeglichen Befehls, standen auf. Dann betraten die Richter den Raum.

Sie stellen eine interessante Mannschaft dar. Der Vorsitzende Richter Lawrence repräsentiert, mit der zurückhaltenden Selbstsicherheit aller bedeutenden englischen Richter, beste britische Justiztradition. Bereits nach wenigen Augenblicken, so spürt man, drückt er allen Anwesenden im Saal, einschliesslich der Angeklagten, den Stempel seiner Dominanz auf. Er wird fest agieren, ohne Emotionen und fair. Im Vorsitz wechselt er sich mit Sir Norman Birkett ab, dem wahrscheinlich klügsten juristischen Geist im Raum,

einem dünnen, hochgewachsenen Burschen, den ich während meiner früheren Tage in London oft im Gericht erlebt hatte, wo er zu den zwei oder drei bedeutendsten Männern seiner Zeit zählte.

Francis Biddle, unser ehemaliger Generalstaatsanwalt, erscheint etwas sehr selbstbewusst, beim Betreten des Saales stolperte er fast über die eigene Robe. An seiner Seite ist Richter John J. Parker, der Mann aus North Carolina, dessen Wahl in den Obersten Gerichtshof ein erzürnter Senat einst verhindert hatte. Man spürt, dass ihm Europa und besonders die kranke Welt der Nazis etwas fremd sind, doch er stellt sich ihnen mit fester Haltung. Der französische Richter, Donnedieu de Vabres, erinnert mich einmal an Clemenceau, dann wieder an Pétain. Er alterniert mit Robert Falco, der aufs Haar all jenen französischen Richtern gleicht, die ich einst über die Korridore des Pariser Palais de Justice eilen sah.

Alle diese Richter tragen schwarze Roben, während ihre russischen Kollegen, Generalmajor Jona Timofejewitsch Nikitschenko (Vizepräsident des Obersten Gerichts der UdSSR) und sein alternierender Partner Oberstleutnant Alexander Fedorowitsch Woltschkow, in Uniform und Ordensschmuck erscheinen.

Ohne Umschweife eröffnet Richter Lawrence die Sitzung und verliest eine Eröffnungserklärung.

«Der jetzt beginnende Prozess», führt er mit klarer Stimme aus, «ist einmalig in der Weltgeschichte der Justiz, und er ist von höchster Bedeutung für Millionen von Menschen in der ganzen Welt. Aus diesen Gründen trägt ein jeder, der an diesem Prozess beteiligt ist, die ernste Verantwortung, ohne Furcht oder Begünstigung, in Übereinstimmung mit den heiligen Prinzipien von Recht und Gerechtigkeit, seine Pflicht zu erfüllen ... Es ist die Pflicht aller Beteiligten, darauf zu achten, dass der Prozess in keiner Weise von diesen Prinzipien und Traditionen abweicht, die allein der Gerechtigkeit ihre Autorität und den ihr zustehenden Platz in den Angelegenheiten aller zivilisierten Staaten verleihen.»

Warnend weist er darauf hin, dass das Tribunal «auf vollständi-



ger Einhaltung von Ordnung und Anstand bestehen» und dazu die «strikteste Verfahrensweise anwenden» werde.

Danach geht er ohne Verzug zum Geschäft über und ordnet das Verlesen der Anklageschrift an. Jeder im Saal kennt die bevorstehenden Anklagen beinahe auswendig, doch die Prozessordnung verlangt das Vortragen. Richter Jackson bedeutet seinem ersten Assistenten, Sidney S. Alderman, mit dieser ermüdenden Aufgabe zu beginnen, später lösen ihn die britischen, französischen und russischen Vertreter dabei ab. Und Alderman hebt an: «Die Vereinigten Staaten von Amerika, die Französische Republik, das Vereinigte Königreich von Grossbritannien und Nordirland und die Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken *gegen* Hermann Wilhelm Göring, Rudolf Hess und so weiter als Angeklagte ...»

Nacheinander werden die vier Hauptpunkte der Anklage verlesen: Punkt eins – Verschwörung mit dem Ziel von Verbrechen gegen den Weltfrieden, Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit; Punkt zwei – die speziellen Verbrechen gegen den Frieden; Punkt drei – die speziellen Kriegsverbrechen; Punkt vier – die speziellen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. All jene scheusslichen Grausamkeiten, denen gegenüber wir schon verhärtet scheinen, werden einzeln beschrieben und aufgezählt. Die Angeklagten langweilen sich, desgleichen alle anderen im Saal.

Ich lasse meinen Blick über diese seltsame, nie dagewesene Szenerie streifen. Von der Pressetribüne aus rechts gesehen befindet sich die erhöhte Bank der Richter. Ihnen direkt gegenüber, auf der anderen Seite des Saales, die Anklagebank. Hinter den vorgeführten Gefangenen stehen acht amerikanische Militärpolizisten in blankgeputzter GI-Uniform, mit weissem Gürtel, Helme auf dem Kopf, bewaffnet mit Schlagstock und Revolver. Sie haben besonders darauf zu achten, dass die Angeklagten von ihren Verteidigern, die an kleinen Tischen direkt vor ihnen sitzen, keinerlei Mittel zum Selbstmord zugesteckt bekommen können. Direkt vor uns ist der Platz der Ankläger der vier Nationen. Am anderen Ende des Saales arbeiten, abgetrennt durch Glasscheiben, die Simultandolmetscher und sprechen eifrig auf

Englisch, Französisch, Russisch und Deutsch in ihre Mikrofone. Man kann seinen Kopfhörer auf die gewünschte Sprache einstellen. Diese von unserer Marine installierte Anlage spart unendlich viel Zeit, da sie dem ermüdenden Geschäft des Wartens auf die Übersetzung jedes Wortes in drei verschiedene Sprachen ein Ende bereitet. Jetzt wird simultan gedolmetscht. Richter Lawrence zum Beispiel stellt einem der deutschen Anwälte, der nur seine Sprache beherrscht, eine Frage auf englisch. Dieser aber hört sie im Kopfhörer sofort auf Deutsch. Er antwortet deutsch, und gleichzeitig hat der Richter die Antwort per Kopfhörer auf englisch. Das erleichtert natürlich heutzutage internationale Prozesse mit ihren ärgerlichen Sprachbarrieren ganz ungemein.

Über dem Haupteingang zum Saal bemerke ich ein ziemlich stümperhaftes Werk deutscher Kunst – ein Wandbild, darstellend Justitia mit dem Schwert. Die elenden kleinen Männer auf der Anklagebank und das System, welches sie repräsentieren, haben stets all jenen Gerechtigkeit verweigert, die ihnen im Weg standen. Vielleicht aber ist diese Justitia, allgemein gesprochen, etwas Ewiges, etwas Dauerhaftes, das man bei aller Stärke und Tyrannei nicht für immer verbannen konnte? War sie nicht, in aller Stille und mit Anstand, heute in diesen Saal zurückgekehrt?

*Nürnberg, 21. November*

Ich denke, wir haben heute eine der grossen Prozessreden der Geschichte gehört. Die Eröffnungserklärung der Vereinigten Staaten, vorgetragen von Richter Jackson, war mit Sicherheit kein Meisterwerk der Redekunst, denn er ist nun mal kein Cicero. Auch macht die Notwendigkeit des langsamen Vortrags (damit die Dolmetscher folgen können) es unmöglich, hier flammende Reden zu halten – selbst wenn Mr. Jackson dazu in der Lage wäre. Was die Rede so bedeutend machte, war ihr Inhalt. Die einzelnen Worte, Wendungen und Sätze sprachen für sich selbst und trafen genau die Gefühle und Hoffnungen, die Erwartungen und die grosse Herausforderung dieses grossen Moments und dieser grossen Gelegenheit.

Während ich ihm zuhörte, verspürte ich wieder jene Spannung des Jungen, der in den Büchern seines Vaters atemlos die Texte grosser Gerichtsreden der Vergangenheit nachlas: Ciceros Anklage gegen Catilina, der heftige Angriff von Richard B. Sheridan (auch ein bedeutender Dramatiker) im Prozess gegen Warren Hastings und so weiter. Später dann war ich an die bewegende Erklärung Sir Roger Castlements geraten (abgegeben am Ende des Prozesses, da er wegen Verrats zum Tode verurteilt wurde, und enthaltend so unvergessliche Sätze wie: ‚Irland hat noch stets das Scheitern all seiner Hoffnungen überlebt‘ oder: ‚Die schmerzlichen Stufen irischer Geschichte – das sind die Bretter der Treitmühle einer Nation, deren Anstrengungen für den Aufstieg ebenso nutzlos sind wie die Hinrichtung eines Verurteilten als Sühne für seine Taten‘). Jahre später dann, in Indien, die Erregung, die mich beim blossen Lesen von Gandhis historischer Rede vor dem Gericht in Allahabad (kurz bevor er zu seiner Gefängnisstrafe verurteilt wurde) erfasste!

Heute erfasste mich solche Erregung wieder, als Jackson auf dem Platz des Anklägers stand, in der Mitte zwischen Richtern und Angeklagten, und die Kraft der Sprache dazu nutzte, Stunde um Stunde sein meisterliches Anklagegebäude gegen den Nazibarbarismus und jene zwanzig verlorenen Männer, die massgeblich an dessen Untaten beteiligt waren, zu errichten. Niemals in den zurückliegenden Jahren hatten sie eine derart schlüssige Rede gehört, niemals auch waren sie gezwungen gewesen, einer Auflistung der schrecklichen Einzelheiten ihrer Verbrechen zu folgen. Mit Ausnahme von Hess hörten sie alle aufmerksam zu.

Die Rede wird morgen bei uns daheim veröffentlicht, wie ich erfuhr. Ich nehme daher nur einige wenige Passagen ins Tagebuch auf:

«Hohes Gericht», so Jacksons Beginn, «das Privileg, den ersten Prozess der Geschichte, der sich mit Verbrechen gegen den Weltfrieden befasst, eröffnen zu dürfen, legt mir eine schwere Verantwortung auf. Die Untaten, die wir zu verurteilen und zu bestrafen versuchen, erfolgten so bedacht, so ausgeklügelt und mit so verheerender Wirkung, dass die Zivilisation ihre Ignorierung nicht dulden kann, weil sie ihre

Wiederholung nicht überleben würde. Dass vier grosse Nationen, stolz auf den Sieg und empört über das Unrecht, jetzt nicht einfach Rache üben, sondern ihre gefangenen Feinde freiwillig dem Urteil des Rechts übergeben, ist eines der bedeutsamsten jemals erfolgten Tribute der Macht an die Vernunft...

Der gesunde Verstand der Menschheit fordert, dass das Recht nicht bei der Bestrafung unbedeutender Verbrechen kleiner Leute haltmachen darf. Es muss auch solche Menschen erreichen, die im Besitz grosser Macht sind und diese absichtlich und gemeinsam dazu nutzen, Unheil in Gang zu setzen, welches niemand in der Welt unberührt lässt...

Hier auf der Anklagebank sitzen zwanzig gebrochene Männer. Für sie bedeutet die Demütigung derer, die sie geführt haben, einen fast ebenso bitteren Vorwurf wie das Elend jener, die sie angegriffen haben. Ihre unheilvolle Machtposition gehört für immer der Vergangenheit an. Beim Anblick dieser elenden Gefangenen kann man nur schwer die Macht erahnen, mit der sie einst als Naziführer einen grossen Teil der Welt beherrscht und die ganze Welt in Schrecken versetzt haben. Als blosse Einzelpersonen ist ihr Schicksal für die Welt von geringer Bedeutung.

Was diese Untersuchung wichtig macht, ist die Tatsache, dass diese Gefangenen unheilvolle Einflüsse repräsentieren, die noch lange, nachdem ihre Körper vergangen sind, in der Welt lauern werden. Diese Männer sind lebende Symbole für Rassenhass, für Terrorismus und Gewalttätigkeit, für die Arroganz und Grausamkeit von Macht ... Sie haben sich auf eine Weise mit der von ihnen entwickelten Philosophie und den von ihnen dirigierten Kräften identifiziert, dass jegliche Nachsicht ihnen gegenüber einen Sieg und eine Ermutigung jenes Bösen bedeuten würde, das mit ihrem Namen verbunden ist.»

Dann behandelte Jackson den Kern des Prozesses, die Verschwörung der Nazis mit dem Ziel eines Angriffskriegs und die damit verbundenen Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Er zählte in detaillierter Ausführlichkeit Tatsachen und Zahlen auf und zitierte dazu immer wieder aus geheimen Dokumenten der Nazis. «Unsere Beweise werden grauenhaft sein», warnte er zuvor das

Gericht, «und Sie werden sagen, ich habe Ihnen den Schlaf geraubt.»

Ich lasse hier nur eines von vielen Beispielen Jacksons folgen. «Die Experimente der Nazis waren nicht nur grausam, sondern einfach widerwärtig. In Dachau tauchte man die Opfer so lange in kaltes Wasser, bis ihre Körpertemperatur auf 28 Grad gesunken war und sie daraufhin starben. Das war im August 1942. Doch der ‚Arzt‘ sollte seine Technik noch verbessern. Im Februar 1943 konnte er berichten, dass er dreissig Menschen auf 27 bis 29 Grad ‚abgekühlt‘ hatte und ihre Hände und Füsse bereits weissgefroren waren. Doch dann ‚erwärmte‘ er die Körper wieder mittels eines heissen Bades. Der wissenschaftliche Triumph aber war die ‚Erwärmung mittels animalischer Hitze‘. Dabei wurde der Körper eines fast erfrorenen Mannes zwischen nackte, warme Frauen gelegt, bis er wieder zum Leben erwachte und schliesslich auf die Situation mit einem Geschlechtsakt reagierte. Hier erreichte die Degeneriertheit der Nazis ihren Zenit.»

An anderer Stelle enthüllte Jackson anhand deutscher Dokumente, dass sich Hitler im Oktober 1940 «mit der Frage der Okkupation von Inseln im Atlantik beschäftigte, um von dort aus später den Krieg gegen Amerika zu beginnen».

Um 11.05 Uhr hatte er mit seiner Rede begonnen, die, unterbrochen durch eine Mittagspause, bis zum späten Nachmittag dauerte und mit den Worten schloss:

«Dieser Prozess verkörpert die verzweifelte Anstrengung der Menschheit, Staatsmänner der Strafe des Gesetzes zu unterziehen, die ihre Staatsmacht dazu benutzt haben, die Fundamente des Weltfriedens anzugreifen ... Dies ist ein weiterer Schritt, um sicherzustellen, dass jene, die einen Krieg beginnen, persönlich dafür zu zahlen haben. Hohes Gericht, der eigentliche Ankläger in diesem Saal ist die Zivilisation.»

Ein nobles Konzept. Umso nobler, wenn man es mit jenem schäbigen Konzept von Recht und Moral vergleicht, das die ziemlich gemischte Gruppe der deutschen Verteidiger zu Beginn der heutigen Verhandlung bei dem Versuch erkennen liess, die ganze Anklage als solche zurückzuweisen. Ihre dabei gebrauchte Argumentation erinnerte ein weiteres Mal daran, wie wenig die Deutschen aus dem Desaster des Nazi-

1945 experiments gelernt haben. Einzelpersonen für die Auslösung eines Krieges, also für Handlungen des Staates, verantwortlich zu machen – so der gemeinsame Antrag der Verteidigung –, ‚ist weitreichender als alle, selbst die strengsten Rechtsauffassungen seit dem Mittelalter‘. Und weiter: ‚Das internationale Recht hat niemals auch nur in Erwägung gezogen, Staatsmänner, Generäle, Wirtschaftsführer eines Landes wegen Gebrauchs der Staatsmacht zur Verantwortung zu ziehen, geschweige denn, sie vor ein internationales Gericht zu stellen ... Was also Verbrechen gegen den Frieden betrifft, so basiert der gegenwärtige Prozess auf keinerlei Grundlagen im internationalen Recht, sondern gründet sich ausschliesslich im Strafrecht; einem Strafrecht, das zudem erst nach der Tat geschaffen wurde. Dies steht im Widerspruch zu einem legalen Prinzip, das überall in der Welt geachtet wird: Jeder Angeklagte muss sich ungerecht behandelt fühlen, wenn er bestraft wird nach einem ex post facto entstandenem Recht.‘

Und diese studierten deutschen Anwälte, von denen einige immer noch überzeugte Nazis sind (und demnach natürlich von ihren wackeren Klienten auf den Tod eingeschüchtert), begründen mit solcher Argumentation den lachhaften Antrag, der ganze Prozess als solcher müsse aufgeschoben werden, man müsse den Vorgang zunächst ‚begrenzen auf die Untersuchung dessen, was geschehen ist‘. Dann zogen sie einen weiteren Joker aus der Tasche und schlugen vor: ‚Nach dieser Untersuchung sollte *dann* die Gemeinschaft der dem Gesetz verpflichteten Nationen ein Recht schaffen, das die Bestrafung solcher Einzelpersonen vorsieht, die *zukünftig* mit voller Absicht einen Angriffskrieg beginnen‘.

Damit würden die Nazi Verbrecher dann automatisch straffrei ausgehen! Richter Lawrence zeigt sich nicht beeindruckt. Geduldig erläutert er den Verteidigern, dass dieser Antrag im Widerspruch zu Artikel III der Charta stehe, der besagt, dass das Tribunal weder von der Anklage noch von der Verteidigung in Frage gestellt werden kann. Daher, so lautet seine Entscheidung, könne dem Antrag nicht stattgegeben werden.

Nach einer kurzen Pause, um den Verteidigern Gelegenheit zur

Konsultation mit ihren Mandanten zu geben, verkündet der britische Richter: «Ich werde jetzt die Angeklagten aufrufen, damit sie sich im Sinne der Anklage schuldig oder nicht schuldig erklären.»

Göring ist als erster dran. Als sein Name fällt, erhebt er sich und geht zu einem Mikrofon in der Mitte der Anklagebank. Man kann sehen, wie er zu einer dramatischen Ansprache ansetzt.

«Bevor ich hier ...», beginnt er, doch Richter Lawrence lässt ihn nicht weiterkommen. Man hört den harten Schlag seines kleinen Hammers. «Ich habe bereits erklärt», sagt er mit harter Stimme, «dass die Angeklagten jetzt keine Reden halten dürfen.» Der Reichsmarschall ist verblüfft. Das ist eine ganz neue Behandlung für ihn. Er schnaubt. Und sagt dann ärgerlich: «Ich bin nicht schuldig.»

Hess ist der nächste. Er spricht nur ein einziges Wort, trotzig herausgestossen: «Nein!»

Worauf Richter Lawrence betont ruhig feststellt: «Das wird als ‚nicht schuldig‘ ins Protokoll aufgenommen.»

Und so, mit leicht variiertes Wortwahl, bekennen sich alle, einer nach dem anderen, als nicht schuldig. Dann begehrt Göring ein zweites Mal auf und zeigt an, dass er gehört werden will. Doch Lawrence lässt sich nicht einschüchtern, auch nicht von Göring. «Sie sind zu diesem Zeitpunkt nicht berechtigt», sagt er fast sanft, «sich an das Gericht zu wenden, ausser durch Ihren Anwalt.» Mit finsterem Blick sinkt der einst mächtige Mann auf seinen Sitz nieder. Nun kommt der Zeitpunkt für Jackson, mit der Anklage zu beginnen.

Am Abend erkältet und fiebernd zurück ins ‚Schloss‘, zugleich im Innersten glücklich darüber, dass sich in einer Welt voll so vieler Schandtaten die Stimme des Anstands immer noch erheben und immer noch gehört werden kann.

*Nürnberg, 22. November*

Thanksgiving Day, ein rauher und kalter Tag. Ich verbrachte die meiste Zeit im Bett, um meine Erkältung auszukurieren. Stand erst bei Sonnenuntergang auf, der jetzt hier bereits kurz nach 16 Uhr einsetzt, und ging dann in die Bar des ‚Schlosses‘. Dort sass bereits Ed Morgan von den ‚Chi-

1945

cago Daily News', einer der Klügsten aus der neuen Korrespondentengeneration. Wir hatten ein langes Gespräch. Wie das Zeitungsleute in der Bar zu tun pflegen, versuchten wir, die Antwort auf eine Frage zu finden, nämlich: warum diese Desintegration der US-Army (wie General Marshall gestern in der ‚Herald Tribune‘ die Entwicklung bezeichnet hat) so rasch nach ihren gewaltigen Eroberungen?

Ist das nicht, so fragten wir uns, im Grunde eine Reflexion der Desintegration daheim in Amerika, unserer unbesonnenen Eile, den Krieg zu vergessen, die Jungs nach Hause zu holen und so schnell wie möglich zur ‚Normalität‘ zurückzukehren? Natürlich ist es für einen amerikanischen Mann ein völlig menschlicher und natürlicher Wunsch, nach Hause zu wollen, nun, da der Krieg vorbei ist. Aber wer soll dann in Deutschland bleiben – wenigstens so lange, bis er ersetzt werden kann – und die neuen, wenig angenehmen, doch notwendigen Aufgaben übernehmen, wenn wir nicht einen *dritten* deutschen Krieg wollen? (Den die Deutschen vielleicht gewinnen würden.)

Ed sah verschiedene Gründe dafür, warum wir unseren Job als Besatzer so lausig schlecht erledigen.

*Erstens* denken speziell die amerikanischen Offiziere (doch auch viele Gis) immer zunächst an ‚Lebenskomfort‘. (Doch ach, ist das nicht charakteristisch für uns alle Amerikaner, mit unserem Streben nach materiellen Dingen?) Gegenwärtig, so berichtete Ed, seien unsere Offiziere ganz von den persönlichen Vorbereitungen auf den Winter in Anspruch genommen und verwendeten den Grossteil ihrer Energie darauf, ein komfortables Quartier zu finden, mit ausreichend Heizung, dazu ausreichend Lebensmitteln und Getränken und natürlich einem hübschen Mädchen.

*Zweitens* – Der typische Amerikaner besitzt den natürlichen und gesunden Drang, eine ihm unmittelbar gestellte Aufgabe auch zu erledigen. Wenn also die Deutschen in dieser Stadt nicht genügend Nahrung oder Benzin erhalten, so wird er unverzüglich versuchen, diesen Zustand zu ändern. Wenn in dieser Stadt eine Fabrik stillliegt, so wird er versuchen, sie wieder zum Laufen zu bringen. Doch es wird ihm schwerlich einfallen, sich darüber hinaus Gedan-



ken zu dem grösseren politischen Problem zu machen, wie Deutschland insgesamt behandelt werden sollte; oder zum Beispiel darüber, ob die zusätzliche Nahrung oder Kohle, die er den Deutschen besorgt, nicht zuerst an die Holländer oder Belgier oder andere Opfer der Deutschen gehen müssten. Er hat keine Vorstellung davon, was diese Opfer während der deutschen Okkupation in Europa durchmachen mussten. Er will das auch gar nicht erfahren. Daraus folgt dann:

*Drittens* – unser sonderbarer Mangel an politischem Gefühl. Ed erzählte von seinem gestrigen Besuch im Daimler-Benz-Werk für Lastkraftwagen. Verantwortlich dort ist ein amerikanischer Captain, doch der eigentliche ‚Durchreisser‘ im Werk ist ein junger Sergeant vom ‚Die-Dinge-müssen-erledigt-werden‘-Typ. Im Ergebnis werden mehr Lkws produziert als vorgesehen. Das Ganze hat nur einen Haken, von dem unser junger Sergeant allerdings nichts hören will: Der deutsche Betriebsleiter ist durch und durch Nazi, natürlich ehemaliges Parteimitglied. Nun hat General Eisenhower bekanntlich den strikten militärischen Befehl erteilt, dass Parteimitglieder nicht in leitenden Wirtschaftsfunktionen verbleiben dürfen. Doch unser Sergeant (und mit ihm der Captain) kümmert sich nicht um Eisenhower, mag er auch der Oberbefehlshaber sein. Von ihren unmittelbaren Vorgesetzten, so erklären die beiden, würden sie danach beurteilt, wie viele Lkws sie bereitstellten. Und liege die Zahl über der geforderten Menge, so erfülle sie das mit Stolz. Die deutschen Arbeiter protestieren. Sie drohen mit Streik, wenn der Nazibetriebsleiter nicht entfernt wird. Captain wie Sergeant reagieren scharf. Kein Unfug, kein Streik, nicht bei ihnen. Und so müssen die Arbeiter zu dem Schluss kommen, glaubt Ed, dass die Amerikaner entweder politische Idioten sind oder Deutschland erobert haben, um es für die Nazis zu bewahren.

Ich fürchte, im Kleinen haben wir hier das wahre Bild unserer Besetzung Deutschlands.

Während des Gesprächs eine Menge Drinks und danach am Abend ein Puten-Festessen, die erste anständige Mahlzeit in dem ganzen Trubel hier. Hinterher begegnete ich zufällig Silliman, meinem alten Debattierfreund vom College.

1945 Er ist jetzt Major und war mit der Festnahme einiger Naziverbrecher befasst. Dabei hat es ihn überrascht, wie leicht sie sich ergeben haben. Vielleicht waren sie Narren genug, um anzunehmen, die gutmütigen Amerikaner würden nicht so hart mit ihnen verfahren wie etwa die Russen.

*Nürnberg, 23. November*

Kein anderer Prozess in der Geschichte kann so verlaufen sein wie dieser, das steht fest. Denn die angeklagten Naziführer werden aufgrund ihrer eigenen Worte, ihrer eigenen Aufzeichnungen, ihrer eigenen Protokolle und Dokumente überführt. Diese Narren haben alles haarklein schriftlich festgehalten und waren im Chaos des Zusammenbruchs dann nicht mehr in der Lage, diese Beweise zu vernichten.

Heute Nachmittag hat die amerikanische Anklage mehrere Stunden lang geheime Dokumente der Nazis präsentiert und verlesen, die den absichtlichen Weg in den Angriffskrieg belegen. Die Angeklagten waren sichtlich schockiert. Alle Leichen aus all ihren Kellern tauchten plötzlich wieder auf. Da war nichts von dem zu hören, was Hitler, Göring, Hess oder Ribbentrop immer für den öffentlichen Gebrauch verkündet hatten – die Propagandalügen vom Friedenswillen Nazideutschlands. Zu hören aber war, was sie auf ihren Geheimkonferenzen, bei denen der Krieg ausgeheckt und geplant wurde, gesagt und festgelegt hatten. Hier endlich erfuhr die Welt die *Wahrheit*.

Die meisten dieser Dokumente hatte ich bereits in Berlin durchgesehen. Einiges davon findet sich im Tagebuch an früherer Stelle. Es gab aber auch Neues zu hören, etwa über die schon früh, nämlich am 4. April 1941, erfolgte Verständigung zwischen Hitler und dem damaligen japanischen Aussenminister Yosuke Matsuoka über den Krieg gegen die Vereinigten Staaten. Hitler, so erfahren wir jetzt, sagte an diesem Tag zu, dass Deutschland im Fall eines Konflikts zwischen Japan und Amerika *unverzüglich* mit dem Krieg gegen die Vereinigten Staaten beginnen werde.

Dieser 4. April 1941 also war der Tag, von dem ab Amerikas Einbeziehung in den Krieg feststand. Ich betrachte es als schlimme Ironie, ja als schlimmen Vorwurf gegen die Vereinigten Staaten

und ihren Mangel an politischem Gespür, dass unser Schicksal in diesem Fall nicht von uns selbst, sondern von einem Deutschen und einem Japaner entschieden wurde, die in Berlin zusammensassen und ein äusserst aufschlussreiches Gespräch führten. Wie gewöhnlich wurde ein vollständiges Protokoll für das Geheimarchiv angefertigt.

Ich zitiere aus den hier interessanten Passagen:

‚Der Führer erklärte (gegenüber Matsuoka – W. S.), Deutschland werde unverzüglich die Konsequenzen ziehen, sollte Japan in Konflikt mit den Vereinigten Staaten geraten ... In einem solchen Fall werde Deutschland ohne Verzögerung losschlagen.‘

Matsuoka liess seinerzeit keinen Zweifel daran, dass Japan in Kürze beabsichtige, die Vereinigten Staaten anzugreifen. Das Protokoll spricht dazu eine klare Sprache:

‚Was die japanisch-amerikanischen Beziehungen betrifft, so erklärte Matsuoka, dass ein Krieg mit den Vereinigten Staaten früher oder später unvermeidlich sei ... Seiner Meinung nach werde der Konflikt eher früher als später eintreten. Denn, so argumentierte er: Warum sollte Japan nicht im geeigneten Moment einen entscheidenden Schlag führen?‘

An dieser Stelle räumte der verschlagene japanische Aussenminister dem Führer gegenüber ein, es gäbe allerdings auch Leute in Japan, die ‚zögern, diesem Gedankengang zu folgern, und ihn, den Minister, als gefährlichen Mann‘ betrachten. Hitler fühlte sich offenbar genötigt, Matsuoka etwas zu ermutigen, was die Amerikaner betraf. Das Protokoll fährt fort:

‚Der Führer erklärte, Deutschland habe alle Vorkehrungen dafür getroffen, dass kein Amerikaner in Europa landen könne. Deutschland würde mit seinen U-Booten und seiner Luftwaffe einen äusserst energischen Kampf gegen Amerika führen, es würde dank seiner überlegenen Erfahrung auch in diesem Kampf weitgehend überlegen sein, ganz abgesehen von der Tatsache, dass der deutsche Soldat natürlich weit über dem amerikanischen steht.‘

Aus den an früherer Stelle zitierten Dokumenten wissen wir, dass Hitler zu diesem Zeitpunkt bereits die Entscheidung

**1945** zum Angriff auf Russland getroffen hatte. Der Krieg mit der Sowjetunion begann nur wenige Monate nach diesem Gespräch mit dem japanischen Außenminister. Natürlich unterrichtete er diesen nicht von seinen Plänen. Einen kleinen Hinweis aber gab er doch, wie das Protokoll zeigt:

„Der Führer erklärte, er werde keinen Augenblick mit der Antwort zögern, sollte sich der Krieg ausweiten, sei es durch Russland, sei es durch Amerika“.

Das ist vielleicht die Stelle, um sich der Frage zuzuwenden: In welchem Mass war Russland von Hitlers tatsächlichen Absichten informiert? Dazu gibt es ein interessantes Dokument, das zweifellos hier in Nürnberg nicht als Beweismittel vorgelegt werden wird, da im Prozess sowohl ein russischer Richter wie ein russischer Ankläger agieren. Es handelt sich um das geheime deutsche Protokoll eines Gesprächs zwischen Hitler, Ribbentrop und Molotow am 12. November 1940 in Berlin. Zu diesem Zeitpunkt waren das nazistische Deutschland und das kommunistische Russland Verbündete. Aus dem Protokoll ist zwar ersichtlich, dass bereits eine bestimmte Abkühlung der Beziehung erfolgt war, es zeigt aber zugleich, wie die Sowjetunion danach strebte, als Partner in die dreiseitige Allianz Deutschland-Italien-Japan aufgenommen zu werden, die sich in Wirklichkeit hauptsächlich gegen die Vereinigten Staaten richtete! Ich zitiere aus dem Protokoll:

„Danach sprach Molotow über die Wichtigkeit des Dreimächtepakts, über die Bedeutung der Neuordnung Europas und Asiens und darüber, in welcher Beziehung die UdSSR sich daran beteiligen könnte. Fragen betreffs der russischen Interessen auf dem Balkan und in der Schwarzmeerregion müssten dazu geklärt werden. Bezüglich Rumäniens, Bulgariens und der Türkei sei es für die russische Regierung leichter, eine bestimmte Position zu beziehen, wenn sie dazu den Standpunkt der drei Mächte erläutert bekäme. Russland sei sehr interessiert, Einzelheiten der geplanten Neuordnung zu erfahren, besonders, was das Tempo und die ins Auge gefasste Form betrifft. Es würde auch gern einen Eindruck von der Neuordnung in Asien gewinnen wollen.“

Hitler erwiderte, dass der Dreimächtepakt die Angelegenheiten

in Europa entsprechend der natürlichen Interessen der europäischen Staaten regeln werde und dass Deutschland die Sowjetunion vor endgültigen Festlegungen konsultieren werde. Dies gelte auch für Asien, wo Russland direkt einbezogen werden würde. Hitler hält es für möglich, im Zusammenwirken mit der Sowjetunion die Schwarzmeer-, Balkan- und Türkeifrage anzufassen. Die Schwierigkeit des Ganzen bestehe darin, jeglichen Versuch Amerikas zur Dominanz in Europa zu verhindern.

Molotow sagte, er befinde sich in voller Übereinstimmung mit Hitlers Bemerkungen zur Rolle der USA und Englands. Er glaube, Russland könne sich am Dreimächtepakt unter der Bedingung beteiligen, dass es als Partner aufgenommen werde.'

Man bedenke: Ohne Hitlers wahnsinnigen Entschluss, Russland anzugreifen, wäre die Sowjetunion – Zitadelle des Sozialismus, Paradies der Arbeiter – mit aller Wahrscheinlichkeit zum aktiven Partner der faschistischen Regime von Deutschland, Italien und Japan geworden! In diesem Fall hätten die Vereinigten Staaten dann in der Tinte gesessen. Ohne Zweifel aber hätten unsere Genossen der amerikanischen KP auch dann noch Ausflüchte gefunden, um eine derartige Allianz zu rechtfertigen und sogar zu verteidigen.

(In Nürnberg erfuhr man auch, dass zu dem am 23. August 1939 – eine Woche vor dem deutschen Angriff auf Polen – in Moskau unterzeichneten Nazi-Sowjet-Pakt ein geheimes Zusatzprotokoll existiert, in dem die Aufteilung Osteuropas in deutsche und russische Einflussphären festgelegt wurde. Unser Außenministerium ist im Besitz einer Kopie dieses interessanten Dokuments, verweigerte mir aber sowohl die Einsicht als auch den Abdruck in diesem Buch. Den Hauptinhalt aber kennen wir nun durch die Aussage von Baron Ernst von Weizsäcker, ehemals Staatssekretär im deutschen Außenministerium. Er erklärte am 21. Mai 1946 vor dem Nürnberger Tribunal: «Ich kenne dieses Dokument gut. Es stellte einen geheimen Zusatz zum Nichtangriffspakt dar und legte Einflussphären fest, wobei klare Linien gezogen wurden zwischen den Gebieten, die unter Kontrolle Deutschlands und Russlands kommen sollten. Zur sowjetischen

1945 Sphäre gehörten Finnland, Estland, Lettland, der östliche Teil Polens und gewisse Gebiete Rumäniens, wohingegen alle westlich dieser Linie liegenden Gebiete zur deutschen Sphäre gehörten. Im September oder Oktober 1939 erfolgte dann noch ein wesentlicher Zusatz, mit dem Litauen der sowjetischen Sphäre eingefügt und die Grenzlinie in Polen weiter nach Westen verlegt wurde.»)

*Nürnberg, 25. November*

Den ganzen Tag an meiner Sendung gearbeitet. Habe nämlich Originalmitschnitte von den Verhandlungen der vergangenen Woche eingefügt – zum ersten Mal. Das ist ein Feld, auf dem der Rundfunk viel tun könnte, doch bis vor kurzem hat der Sender die Verwendung von Aufzeichnungen abgelehnt. Und damit haben wir eine grossartige Gelegenheit verpasst, etwa während des Krieges das Geräusch und die Atmosphäre einer Schlacht direkt in die amerikanischen Wohnzimmer zu bringen. Jetzt aber können wir den Hörer direkt in den Nürnberger Gerichtssaal versetzen – wenn daheim dafür Interesse besteht. Ich nehme an, es besteht nicht.

Während ich am Abend auf die Schaltung der Leitung wartete, hatte ich Zeit, einige weitere geheime deutsche Dokumente durchzusehen. Zwei interessante Punkte:

1. In seiner auf Verlangen des alliierten Oberkommandos verfassten Ausarbeitung erklärt General Halder: Hätte Chamberlain während der tschechischen Krise seinen berüchtigten Flug nach München aufgeschoben, so wäre der gut vorbereitete Versuch einer Gruppe deutscher Offiziere zur Ausführung gelangt, Hitler abzusetzen und damit – wie Halder meint – die Welt vor dem Krieg zu bewahren. Er behauptet, es sei damals alles dafür vorbereitet gewesen, dass General von Witzleben (der später wegen seiner Beteiligung am Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 gehängt wurde) mit einer Panzerdivision vor der Reichskanzlei auffahren und Hitler festnehmen sollte. Das Unternehmen sei dadurch aufgehalten worden, dass Hitler länger als erwartet in Berchtesgaden blieb. Als der Führer dann endlich in Berlin eintraf, hätten sich die Verschwörer in von Witzlebens Wohnung getroffen und beschlossen, sofort zu

handeln. Als sie eben das Signal zum Start der Aktion geben wollten, kam im Radio die Meldung, Chamberlain werde am nächsten Tag nach München fliegen. Daraufhin wurde das Ganze verschoben und nach Chamberlains Kapitulation in München – vergessen.

Der frühere Generalstabschef berichtet zugleich von einem ähnlichen Vorhaben seines Vorgängers, General Beck, sowie Goerdelers in den Jahren 1939/40. (Beide Männer verloren später ihr Leben im Zusammenhang mit dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli 1944. Beck beging Selbstmord, Goerdeler wurde hingerichtet.)

Dann wendet sich Halder einem Problem zu, das auch uns oft bewegt hatte:

„Häufig ist gefragt worden – besonders auf Seiten des Feindes –, warum das deutsche Offizierskorps und besonders die Generalität der Entwicklung der Ereignisse in Deutschland zuzusehen hat, ohne einzugreifen. Darauf lautet die erste Antwort, dass ein solcher Versuch des Eingreifens nur durch das Heer hätte erfolgen können. Von der Luftwaffe und der Marine war keine Unterstützung zu erwarten, im Gegenteil ... Der Kampf gegen den obersten Befehlshaber (Hitler – W. S.) konnte daher nur von dazu bereiten Einzelpersonen (im Heer – W. S.) geführt werden. Die Zahl solcher Personen war sehr gering. Und jeder einzelne, weitblickende Mann musste in solchem Fall mit Konsequenzen rechnen, was seine Person betraf.“

Aha – es war also keiner dazu bereit, diese Konsequenzen auf sich zu nehmen! Halder führt dazu verschiedene, nicht sehr überzeugende Entschuldigungen an und schreibt dann: „Als die Generäle schliesslich erkannten, dass das Heer dem Untergang geweiht war, war es zu spät für kollektive Massnahmen der militärischen Führer, selbst wenn sie ihre Abneigung gegenüber einem derartigen Schritt überwunden hätten, der nach deutscher Auffassung Meuterei bedeutete. Solch eine Atmosphäre macht dann den 20. Juli 1944 verständlich, als Einzelpersonen, die in ihrer Verzweiflung zum Opfer des eigenen Lebens bereit waren, zu Mitteln griffen, die man nicht gutheissen kann ... Insgesamt fehlte klarer

Wille ebenso wie entschlossene Führungspersönlichkeiten, und also taten sie (die Generäle – W. S.) schweigend ihre militärische Pflicht, bis zum bitteren Ende.’ Seine Ausführungen zu diesem Thema beschliesst Halder wie folgt:

„Die Prophezeiung des Generals von Fritsch hat sich erfüllt. (Er war bis 1938 Oberbefehlshaber des Heeres, wurde dann von Hitler abgesetzt und beging im September 1939 vor Warschau Selbstmord – W. S.) Er hatte mir 1937 auf meine erregt vorgetragene Aufforderung, etwas gegen Hitler zu unternehmen, resigniert geantwortet: ‚Es ist sinnlos. Dieser Mann ist Deutschlands Schicksal. Und dieses Schicksal muss seinen Lauf bis zum Ende nehmen.’

Mit anderen Worten, die deutschen Militärs marschierten mit. Kein einziger General hatte den Mut – bis es zu spät war –, sich tatsächlich gegen Hitler zu erheben.

2. Endlich ist die Wahrheit darüber ans Licht gekommen, *wer* am ersten Tag des Krieges den Cunard-Dampfer ‚Athenia’ versenkt hat, was hundert Menschen, darunter achtundzwanzig Amerikanern, das Leben kostete. Es waren natürlich die Deutschen, wie Admiral Dönitz jetzt bestätigt.

Doch jahrelang behauptete die deutsche Regierung offiziell, die Briten hätten den Untergang des Schiffes mittels einer Zeitbombe bewerkstelligt, um die antideutschen Gefühle in den USA anzuheizen – ein weiterer fauler Propagandatricks, dem allerdings damals viele Amerikaner aufsassen. Selbst 1941, als ich aus Deutschland nach Hause zurückkehrte, glaubte man vielerorts noch immer daran. Ich erinnere mich noch an einen Sonntagabend in Berlin – es war der 22. Oktober 1939 –, als plötzlich und ohne vorherige Ankündigung Goebbels im Radio sprach und heftige Vorwürfe an Churchill richtete, weil dieser verantwortlich sei für den Untergang der ‚Athenia’.

Jetzt hat Admiral Dönitz unter Eid erklärt, was damals tatsächlich geschehen ist:

«Etwa Mitte September kehrte U-30 von Feindfahrt in den Heimathafen zurück. Ich traf den Kapitän, Oberleutnant Lemp, am Kai in Wilhelmshaven. Er ersuchte mich um ein Gespräch unter vier Augen ... Dabei erklärte er, er sei offenbar verantwortlich für den



Untergang der ‚Athenia‘ in der nördlichen Kanalzone ... Er habe dort ein Schiff torpediert, das er erst im nachhinein anhand aufgefangener Funksprüche als die ‚Athenia‘ identifiziert habe. Ich wies Lemp an, unverzüglich einen Bericht anzufertigen und diesen per Funk an das Oberkommando in Berlin zu senden. In der Zwischenzeit ordnete ich vorsorglich strenge Geheimhaltung an. Später an diesem Tag oder am Morgen des nächsten Tages erhielt ich mündlich Befehl von Kapitän Fricke, dass

1. der Vorfall absolut geheimzuhalten sei;
2. das Oberkommando der Marine es nicht für nötig erachte ein Kriegsgerichtsverfahren einzuleiten, da man davon ausgehe, der U-Boot-Kapitän habe in gutem Glauben gehandelt;
3. das Oberkommando der Marine die nötigen politischen Erklärungen veranlassen werde.

Ich hatte also keinerlei Anteil an der späteren Erklärung des Führers, der Untergang der ‚Athenia‘ sei nicht von einem deutschen U-Boot herbeigeführt worden.»

Die Anklage hat jedoch herausgefunden, dass Admiral Dönitz in seinem Tagebuch die Notizen über jenen Tag, da U-30 nach Wilhelmshaven zurückkehrte, später sehr sorgfältig verändert hat. Jetzt liest man an dieser Stelle nur noch, der Kapitän habe ihm von der Versenkung zweier kleiner Frachtschiffe Meldung gemacht.

Ein Mitglied der Besatzung von U-30, Adolf Schmidt, hat beim Verhör durch die Alliierten zu Protokoll gegeben, dass die Mannschaft seinerzeit vom Kapitän zur Unterzeichnung des folgenden Eides gezwungen worden war: ‚Ich schwöre, dass ich Freunden wie Feinden gegenüber absolutes Stillschweigen über die Ereignisse des 3. September 1939 an Bord von U-30 bewahren und diese Ereignisse aus meinem Gedächtnis auslöschen werde.‘

So also sieht deutsche ‚Ehre‘ aus, über die zu schwätzen die Deutschen niemals müde werden. –

Gestern Abend traf ich zufällig einen deutschen Zeitungsmann, alter Bekannter aus den Vorkriegstagen, entschiedener Hitlergegner.

1945

«Wie reagieren die Deutschen auf diesen Prozess gegen die Nazikriegsverbrecher?» fragte ich ihn.

«Sie halten ihn für Propaganda», lautete die Antwort.

*Nürnberg, 26. November*

Draussen der erste Schnee dieses Jahres, ein schöner Anblick. Die Erkältung hat mich erneut gepackt.

*Nürnberg, 27. November*

Wachte auf, ziemlich schwach vom Fieber. Hatte kaum die Augen richtig offen, als sich schon Howard Smith von seinem Bett zu mir herüberlehnte und sagte: «Schlechte Nachricht für dich. Deine Mutter ist tot. New York hat es heute Nacht durchgegeben. Tüt mir leid.» Arme Mutter – ich möchte wissen, wie dein Ende war. Hoffentlich erträglich und rasch und ohne Schmerzen.

*Nürnberg, 28. November*

So war es. Tess telegraphiert mir, Mutter sei ‚rasch und schmerzlos‘ gestorben. Später ein zweites Telegramm: ‚Mutter fühlte sich bis zur letzten Minute gut, fiel plötzlich mitten im Gespräch mit einer Nachbarin in Ohnmacht, aus der sie nicht mehr aufwachte. Zwanzig Minuten später verstorben‘.

Welch gute Art des Weggehens! Während ich heute hier den Tag im Bett zubrachte und die Trauer mir tausend vergangene Bilder unseres Familienlebens ins Gedächtnis zurückrief, dachte ich auch an jenen Tag in unserer Kleinstadt in Iowa, während des ersten deutschen Krieges, da Mutter das Schlafzimmer im Erdgeschoss betreten und dort *ihre* Mutter kalt und tot vorgefunden hatte. Auch sie war friedlich mitten im Schlaf gestorben ... Das letzte Mal habe ich meine Mutter an jenem Abend gesehen, da Roosevelt gestorben war ... der Schock ... die Trauer ...

*Nürnberg, 29. November*

Ein Telegramm aus Cedar Rapids, Iowa. Morgen findet die Beerdigung statt, der Pastor der First Presbyterian Church wird sprechen. Ich kabelte daraufhin meinem Bruder, wie sehr es mich

schmerzt, nicht dasein zu können, und fügte einige Gedanken über unsere Mutter hinzu.

Gegen Abend aufgestanden. Fühle mich etwas besser und werde morgen wieder arbeiten. Höchste Zeit. Wie ich höre, habe ich heute Nachmittag eine dramatische Szene beim Prozess versäumt. Dem Gericht wurden Filmaufnahmen unserer Army von den Nazigreueln in den deutschen Konzentrationslagern vorgeführt. Vor Beginn ordnete Richter Lawrence an, keiner dürfe während der Vorführung den Saal verlassen, «es sei denn, jemand wird es übel».

Wie reagierten die Nazigrössen auf der Anklagebank angesichts der filmischen Präsentation einiger ihrer widerlichsten Verbrechen? Wir haben dazu einen ziemlich genauen, ja wissenschaftlichen Bericht. Als das Licht im Saal ausging, schaltete man spezielle, unter dem Aufsatz der Anklagebank installierte Leuchtröhren an, deren fahles Licht die genaue Beobachtung der wenig glücklichen Gesichter der zwanzig Männer ermöglichte. Diese Beobachtung nahmen zwei amerikanische Psychiater vor, Major Kelley aus San Francisco und Lieutenant Gilbert aus New York. Hier sind Auszüge aus ihrem Protokoll:

„Alle Angeklagten reagierten offensichtlich betroffen, bei der Mehrzahl war ein tiefes Gefühl der Scham angesichts dessen festzustellen, was sie nun als Deutschlands Schande vor der Welt begreifen mussten. Während der Vorführung zeigten sich sowohl Erstaunen als Depression, hinterher waren die Wirkungen einer starken emotionalen Belastung deutlich sichtbar.“

Zu den einzelnen Angeklagten heisst es:

„Göring: Verdeckte sein Gesicht mit dem rechten Arm und schien besonders erregt während der Sequenzen über Folterungen.“

Hess: Zeigte gleichmässiges Interesse, starrte auf die Leinwand.“

Keitel (man erinnere sich, der frühere Feldmarschall! – W. S.): War nervös und angespannt. Nestelte an dem Kabel seines Kopfhörers herum und verzog mehrfach das Gesicht.“

Dönitz (der hartgesottene frühere Oberkommandierende

1945 der Marine, denken wir daran!): War sehr erregt, ballte die Fäuste, hielt sich öfters die Augen zu.

Schacht: Weigerte sich, dem Film zu folgen, und wandte der Leinwand den Rücken zu. Zeigte keinerlei Gemütsbewegung.

Frank (der Schlächter von Polen, falls das vergessen sein sollte): Sehr erregt. Kaute an den Fingernägeln, rieb sich nervös die Hände, zeigte starke emotionale Bewegung.

Ribbentrop: Sichtbar bedrückt und sehr angespannt. (Der kalte, berechnende Kerl konnte es über weite Strecken nicht ertragen und wandte das Gesicht von der Leinwand ab, wie übrigens auch von Papen.)

Streicher (der Judenfresser mit der Peitsche): Sah den Film ohne erkennbare emotionale Bewegung.'

Als die Lichter wieder angingen, konnte man auf der Anklagebank, wie mir berichtet wurde, eine versteinerte Gruppe von Männern mit kalkweissen Gesichtern erkennen. Im Saal herrschte Grabesstille. Richter Lawrence, mit seiner trockenen und sachlichen Art bisher jeder Situation des Prozesses gewachsen, verkündete nicht einmal die nun folgende Verhandlungspause. Schweigend erhoben sich die Richter von ihren Plätzen und verliessen langsam den Raum. Als man auch die Angeklagten hinausführte, war Keitel noch immer so betroffen, dass er kaum gehen konnte.

Heute Nachmittag besuchte mich Kurt R. am Krankenbett, ein ehemaliger deutscher Journalist, jetzt amerikanischer Staatsbürger. Er meinte, der heutige Tag bedeute für die Angeklagten einen Wendepunkt. Bis zur Vorführung des Films hätten sie wohl, nach annähernd zwei Wochen vorwiegend angelsächsischer Justiz, immer noch geglaubt, es gäbe eine gute Chance, den eigenen Hals zu retten. Denn die Briten und Amerikaner schienen ja höfliche und gutherzige Narren zu sein. Doch nach diesem grausamen Film, der ihre schrecklichen Verbrechen beweist, hätten sie nun – so Kurt – wohl erkannt, dass sie ihren Hals nicht aus der Schlinge ziehen können.

*Nürnberg, 30. November*

Heute war beim Prozess der Tag von Rudolf Hess, und was für ein Tag! Leidet die ehemalige Nummer drei des Reiches wirklich an

Gedächtnisschwund, oder ist dieser nur vorgeschützt? Richter Lawrence hatte angekündigt, das Gericht werde sich heute um 16 Uhr mit dieser Frage befassen und sie wahrscheinlich klären.

Schon seit einiger Zeit wird Hess auf Anordnung des Gerichts von Psychiatern aus Amerika, Grossbritannien, Frankreich und Russland untersucht. Die Ärzte haben dabei einige seltsame Fakten festgestellt und sind zu interessanten Schlüssen gelangt. Die beste Zusammenfassung bietet vielleicht ein Bericht der russischen Spezialisten Dr. Krasnuchkin, Dr. Sepp und Dr. Kuraskow (Professoren der Psychiatrie, Neurologie und Medizin), der dem Tribunal am 17. November vorgelegt wurde.

Darin wird zunächst Bezug genommen auf einen Bericht von Dr. Reece, Hauptgutachter des britischen Kriegsministeriums, der Hess während seines Aufenthaltes in England beobachtet hatte. Die Russen zitieren aus dem Reece-Bericht: ‚Nach seiner Festnahme und Verbringung in ein englisches Gefängnis begann Hess Anzeichen von Verfolgungswahn zu zeigen. Er fürchtete, vergiftet oder getötet zu werden, sein Tod würde dann als Selbstmord präsentiert werden, all dies würden die Engländer unter dem hypnotischen Einfluss der Juden tun. Dieser Verfolgungswahn steigerte sich noch mit den Nachrichten von der Katastrophe der deutschen Wehrmacht bei Stalingrad. Danach wurden derartige Äusserungen abgelöst von Gedächtnisschwund ... In der Folge gab es zwei Selbstmordversuche. Beim zweiten brachte er sich eine Messerverletzung nahe am Herzen bei, was deutlich auf einen hysterisch-demonstrativen Charakter verweist. Nach diesem Zwischenfall war ein erneuter Wechsel zu verzeichnen, diesmal vom Gedächtnisschwund wieder hin zu Verfolgungswahn. Während dieser Periode schrieb Hess, er habe den Gedächtnisschwund simuliert. Schliesslich folgte wieder ein Zustand von Gedächtnisschwund, der bis zum heutigen Tag andauert ...‘

Der russische Bericht fährt nun fort: ‚Psychologisch gesehen befindet sich Hess in einem Zustand klaren Bewusstseins ... Der Verlust des Gedächtnisses ist nicht das Resultat einer Geisteskrankheit, sondern stellt sich als hysterischer

**1945** Gedächtnisschwund dar, basierend auf dem unterbewussten Drang nach Selbstverteidigung ... Solches Verhalten endet oft, wenn sich die betreffende Person der unausweichlichen Notwendigkeit korrekten Verhaltens gegenübersehen. Deshalb könnte der Gedächtnisschwund bei Hess beendet sein, wenn er vor Gericht gestellt wird.'

Die russischen Ärzte kommen daher zu dem Schluss, es lägen keine medizinischen Gründe vor, um Hess ‚seiner Verantwortung vor der Anklage‘ zu entziehen. Die britischen Experten sehen das etwas anders. Zwei Tage nach dem russischen Bericht lag dem Tribunal am 19. November ihr Bericht vor, unterzeichnet von Lord Moran, Dr. Reece und Dr. Ruddock. Darin heisst es:

‚Hess ist nicht krank im strengen Sinn. Sein Gedächtnisverlust wird das Verfolgen und Verstehen der Verhandlung nicht wesentlich beeinträchtigen, er wird jedoch seine Fähigkeit zur Verteidigung beeinträchtigen und ebenso zum Verstehen von Einzelheiten aus der Vergangenheit, die in den Beweisen eine Rolle spielen.‘

Daher empfehlen die britischen Ärzte, ihm künftig ‚Beweise mittels narkoanalytischer Methoden ins Bewusstsein zu bringen‘.

Doch das war, wie sich herausstellte, genau jene Art von Analyse, der sich Hess nicht unterziehen wollte und zu der ihn Richter Jackson auch nicht zwang – zu Hess' Vorteil, wie ich annehme. Schon am 16. Oktober hatte Major Kelley, unser Gefängnispsychiater hier in Nürnberg, den für die Sicherheit der Gefangenen verantwortlichen Offizieren unserer Army mitgeteilt, der tatsächliche Gesundheitszustand von Hess könne am besten mittels einer ‚Narkohypnose‘ festgestellt werden. Diese Behandlung sei bei guten Psychiatern allgemein üblich, es gäbe zwar gelegentlich Komplikationen dabei, in seiner eigenen, ausgedehnten Praxis sei jedoch noch nie eine aufgetreten.

Doch Hess wird keine Narkohypnose erleben. Vielleicht nach dem Prozess, doch eher nicht. Richter Jackson akzeptierte seinen diesbezüglichen Wunsch und empfahl dem Gericht, ‚jegliche Be-

handlung dieses Falles abzulehnen, die die Anwendung von Drogen einschliesst’.

Danach begründete er seine Empfehlung: ‚Ich lehne die Behandlung als solche nicht ab. Ich billige sie und würde sogar auf ihrer Anwendung bestehen, wenn das Opfer ein Mitglied meiner eigenen Familie wäre. Doch hier bin ich der Meinung, dass die Anwendung irgendwelcher Drogen bei Hess gefährlich wäre, denn wenn er danach sterben sollte, selbst aus natürlichen Gründen, so würde dies in der Öffentlichkeit heftige Kontroversen hervorrufen.‘

So stand der Fall heute um 16 Uhr, als Richter Lawrence anordnete, die übrigen Angeklagten in ihre Zellen zurückzubringen, da nun der Antrag des Hess-Verteidigers auf Nichtverhandlungsfähigkeit seines Mandanten aus Krankheitsgründen verhandelt werde. Als wir nach einer kurzen Unterbrechung wieder den Saal betraten, sass nur noch Hess auf der Anklagebank, sehr gelassen und sehr gesund wirkend. In den vorausgegangenen zwei Prozesswochen hatte er den Verhandlungen wenig Aufmerksamkeit geschenkt und auf seinem harten Sitz lieber Romane gelesen. Jetzt aber sah es so aus, als würde er das, was gleich beginnen sollte, mit grösster Aufmerksamkeit verfolgen wollen.

Sein deutscher Verteidiger, ein dumm aussehender Mensch, begann unverzüglich mit einer langen Rede. Sehr bald schien er damit sogar die Geduld seines Mandanten zu strapazieren. Hess riss ein Blatt aus seinem Notizbuch, schrieb eilig etwas nieder und liess das Papier durch einen unserer MPs dem Anwalt reichen. Der schaute kurz drauf und fuhr in seiner Litanei fort, des Inhalts, Hess leide an Gedächtnisschwund und könne daher weder der Verhandlung folgen noch Fragen an die Zeugen stellen, er könne sich also generell nicht angemessen verteidigen.

Während er das umständlich vortrug, schüttelte der Angeklagte fortgesetzt den Kopf, was den verängstigten Verteidiger so verwirrte, dass er schliesslich etwas in der Richtung stotterte, Hess hätte ihn nicht persönlich aufgefordert, diesen Antrag zu stellen. Dann sank er auf seinen Stuhl zurück, und die Anklage gab kurze Erklärungen ab. Sie gehe davon aus, wie Jackson es formulierte, dass Hess zu grossen Teilen ein

**1945** Opfer freiwilligen Gedächtnisschwunds sei und daher verhandlungsfähig.

Der kleine deutsche Verteidiger sprang zu einer letzten Erwidern auf. Hess war nun sichtbar verärgert. Er bedeutete seinem Anwalt, dies zu unterlassen, was der Mann schliesslich tat. Schon schien es, dass Richter Lawrence die Verhandlung für heute schliessen wollte, doch dann, nach einem Moment, der wie kurzes Nachdenken erschien, fragte er den Verteidiger beinahe zögernd, ob dieser Einwände dagegen habe, wenn Hess für sich selbst sprechen würde.

Der Gerichtssaal zeigte sich elektrisiert. Richter Lawrence hatte noch nicht richtig ausgedet, als Hess bereits aufsprang und zum Platz des Verteidigers eilen wollte. Ein MP mit herrlich dämlichem Gesicht hielt ihn fest, einen Moment lang sah es so aus, als wolle Hess ihn beiseite schieben. Doch dann riss er sich zusammen und blickte erwartungsvoll zur Richterbank. Lawrence hatte den Zwischenfall nicht bemerkt, wohl aber Richter Birkett, dem nichts im Saal entgeht. Im Kopfhörer konnten wir ihn Lawrence zuflüstern hören: «Er braucht ein Mikrofon. Lassen Sie ihm ein Mikrofon bringen!»

Das geschah durch einen MP. Hitlers ehemaliger Paladin, einmal wieder im Zentrum der Aufmerksamkeit und sich dessen voll bewusst, wirkte ganz gelassen und zuversichtlich. Völlig verschwunden war sein verwirrtes Gebaren der letzten vierzehn Tage. Hier stand wieder der alte Hess, den ich so oft in den grossen Tagen der Nazis erlebt hatte.

«Herr Vorsitzender», sagte er mit klarer, fester Stimme – und im Saal hätte man eine Stecknadel zu Boden fallen hören können –, «zu Beginn der heutigen Nachmittagsverhandlung habe ich meinem Verteidiger eine Notiz zukommen lassen, in der ich schrieb, ich sei der Meinung, man könne diese Verhandlung abkürzen, wenn ich die Gelegenheit zu einer kurzen Erklärung bekäme. Was ich zu sagen habe, ist: Um jegliche Möglichkeit auszuschliessen, dass ich für verhandlungsunfähig erklärt werde, und weil ich zusammen mit den anderen an der Verhandlung teilnehmen möchte, würde ich gern vor dem Tribunal die folgende Erklärung abgeben.»



Er machte eine kleine Pause und sah sich Notizen auf der Rückseite eines alten Briefumschlags an.

«Ursprünglich hatte ich nicht die Absicht, diese Erklärung schon jetzt abzugeben, sondern erst zu einem späteren Zeitpunkt. Mein Gedächtnis ist wieder in Ordnung.»

Eine weitere wohlgesetzte Pause, um diese Worte wirken zu lassen.

«Der Grund, aus dem ich Gedächtnisschwund simuliert habe, war ein taktischer. In Wirklichkeit ist nur meine Konzentrationsfähigkeit etwas geschwächt. Alles andere aber, die Fähigkeit, dem Prozess zu folgen, mich zu verteidigen, Fragen an Zeugen zu stellen und selbst Fragen zu beantworten – in allen diesen Dingen sind meine Fähigkeiten nicht beeinträchtigt. Ich unterstreiche die Tatsache, dass ich die volle Verantwortung für alles trage, was ich getan oder unterschrieben oder mitunterzeichnet habe. Meine grundsätzliche Haltung, dass dieses Tribunal keine legale Kompetenz besitzt, um mich zu verurteilen, wird durch die soeben abgegebene Erklärung nicht verändert.

In den Gesprächen mit meinem Verteidiger habe ich bis zu dieser Stunde Gedächtnisschwund vorgeschützt. Er hat daher in gutem Glauben gehandelt, als er dem Gericht versicherte, ich leide unter Gedächtnisverlust.»

Worauf Hess – der Sensation sehr wohl bewusst, die er ausgelöst hatte – mit lächelndem Gesicht zu seinem Platz zurückschritt, ein Funkeln in seinen Augen, die seit Prozessbeginn so verlassen vor sich hingestarrt hatten. Im Saal herrschte Erregung, und Richter Lawrence, der zum ersten Mal ein wenig verblüfft zu sein schien, fand nur mit Mühe zum gewohnten juristischen Prozedere zurück, um die Verhandlung für heute offiziell zu schliessen.

Draussen auf dem Korridor begegnete ich dem immer noch heftig schwitzenden und etwas schnaubenden Hess-Verteidiger.

«Wer ist denn nun eigentlich verrückt?» murmelte er vor sich hin.

*Nürnberg, 1. Dezember*

Mein Gott, wie schnell ist es Dezember geworden! Der Tag heute jedoch nicht sonderlich kalt, sogar die Sonne kam ab

und zu heraus, und ich nehme an, die Deutschen in ihren Löchern inmitten der Ruinen werden nicht allzusehr leiden.

Beim Prozess benutzte Hess heute Vormittag zum ersten Mal seine Kopfhörer. Nach dem gestrigen Start auftritt scheint er definitiv Interesse für die Verhandlung zu zeigen. Als erstes bekam er die Entscheidung des Gerichts zu hören, es gäbe ‚keinerlei Gründe‘, dem Antrag auf Verhandlungsunfähigkeit stattzugeben.

Am Nachmittag führen wir – John Scott, Howard Smith, Peggy Poore und ich – in Johns luxuriösem Cadillac los, um uns anzusehen, was aus den Riesenbauten geworden war, die Hitler als Szenerie für seine jährlichen Naziparteitage aus schwedischem Granit hatte erbauen lassen (damit sie tausend Jahre überdauern sollten, wie er sagte). Welche Ironie! Im Gegensatz zum mittelalterlichen Nürnberg, dessen städtebauliche Schönheit wohl für immer verloren ist, zeigt sich das weite Parteitagsgelände, errichtet im schlimmsten Nazi-Stil, kaum beschädigt von den alliierten Bombenangriffen. Die Riesenhalle dicht dabei, einst für Hitlers Triumphe entworfen in einer Dimension, dass man mit Leichtigkeit den Madison Square Garden ein halbdutzendmal hineinpacken könnte, war bei Kriegsbeginn erst zur Hälfte fertig gewesen. Offenbar hatte man danach nicht weitergebaut. Überall sahen wir grosse, numerierte Granitblöcke herumliegen. John erzählte, dass er in Schweden noch mehr davon gesehen hatte, deren Abtransport nach Nürnberg wohl durch den Krieg verhindert worden sei. Wie alles andere, was Hitler versuchte, war auch dieses Projekt fehlgeschlagen. Erinnern wir uns: Er wollte als grosser Baumeister in die deutsche Geschichte eingehen, seine Pläne zur Neugestaltung von Berlin, Hamburg und einigen anderen Grossstädten sahen Bauwerke von, gelinde ausgedrückt, schwindelerregender Monstrosität vor. Und diese titanischen Strukturen wollte er auf den Leibern der nicht-deutschen Völker Europas errichten – ohne dass deshalb etwa allzuviele Deutsche aus dem Schlaf erwachten und begriffen, dass dies kein Fundament war, auf dem man grosse Gebäude errichten konnte; dessen Wegsacken mit fast absoluter Gewissheit vorhersehbar war.

Heute krochen deutsche Kriegsgefangene in dem gigantischen halbfertigen Auditorium herum und verschlossen die Lücken in den Aussenmauern, so dass unsere Army den Bau diesen Winter als Lebensmittellager für die deutsche Bevölkerung nutzen kann. Ihren amerikanischen Bewachern warfen sie ausgemacht böse Blicke zu. Vielleicht deshalb, musste ich denken, weil es eben hier gewesen war, an der Stätte der Parteitage, wo man die berüchtigten Nürnberger Rassengesetze verkündet hatte und wo rassische Intoleranz stets besonders stark konzentriert gewesen war? Denn die amerikanischen Soldaten, das sah ich, waren Schwarze.

### *Nürnberg, 2. Dezember*

Endlich zeigte ein Deutscher – noch dazu ein General (gut, er ist Österreicher, aber lassen wir den Unterschied beiseite) – die Courage, vor aller Welt aufzustehen und Nazi-deutschland wie die Nazis für das geschehene Unheil zu brandmarken.

Die Rede ist von Generalmajor Erwin Lahousen, hohes Tier in der deutschen Abwehr, enger Vertrauter von Abwehrchef Admiral Canaris (einer der schillerndsten Männer unserer Zeit, von seinen engen Freunden ‚Kanarienvogel‘ genannt). Es scheint jetzt festzustehen, dass Canaris der führende Kopf bei mehreren erfolglosen Versuchen war, Hitler zu beseitigen. Wegen seiner Beteiligung am letzten dieser Versuche – der am 20. Juli 1944 nur knapp fehlschlug – wurde er, wie ich schon an früherer Stelle erwähnt habe, fast ein Jahr lang von der Gestapo gequält und schliesslich auf Himmels direkten Befehl langsam zu Tode stranguliert. Soweit er wisse, gibt Lahousen an, sei er die einzige noch lebende Person aus dem engeren Umkreis von Canaris. Alle anderen seien beseitigt worden.

Ich muss mit Freitag beginnen, vorgestern also, da die Anklage ohne vorherige Ankündigung Lahousen als ihren ersten Zeugen im Prozess präsentierte. Im gleissenden Licht der Scheinwerfer machte er einen merkwürdigen Eindruck, sein fast kahler Kopf schien mit dem schwitzenden Gesicht zu verschmelzen. Und doch war da etwas Bewegendes, eine Art von Aufrichtigkeit, von Integrität, von menschlichem

1945

Anstand, die aufmerken liess – wahrscheinlich, denke ich, weil man plötzlich daran erinnert wurde, dass genau diese Züge (in etwas normaleren Ländern so alltäglich, dass man sie nicht besonders registriert) in den Gesichtern jener Naziführer völlig fehlen, die da, besorgt angesichts des Zeugen, in ihren Bänken sitzen.

Göring, Ribbentrop und Keitel blickten Lahousen zornig an, als er in den Zeugenstand trat. Als er dann sprach, gab es Momente, in denen man spürte: Hätten sie einen letzten Wunsch vor ihrem Tode frei, so würden sie diesem mutigen Österreicher gern eigenhändig den Hals umdrehen. Der Zeuge aber liess sich nicht beirren. Bald zeigte es sich, dass seine Verachtung gegenüber diesen Männern keine Grenzen kennt.

Lahousens Aussage ist zu lang und detailliert, um sie hier aufzunehmen. Ich kann nur einiges, was er allein zur Grausamkeit der führenden Männer Deutschlands zu Protokoll gab, kurz zusammenfassen, etwa

- dass Hitler, Himmler sowie die Angeklagten Göring, Ribbentrop, Keitel und Jodl bei einer Konferenz in Hitlers Sonderzug am 12. September 1939 in der Nähe von Warschau vorsätzlich die Bombardierung und Vernichtung der polnischen Hauptstadt beschlossen, obwohl dazu keinerlei militärische Notwendigkeit bestand;
- dass auf dieser Konferenz gleichzeitig die Auslöschung der polnischen Intelligenz sowie des Adels und des Klerus festgelegt wurde und natürlich die Auslöschung aller Juden;
- dass später von der Führung die massenweise Erschiessung russischer Kriegsgefangener befohlen wurde;
- dass jene SS-Männer, die man – um einen Anlass zum Krieg präsentieren zu können – in polnischen Uniformen einen deutschen Radiosender nahe der Grenze hatte ‚überfallen‘ lassen, später alleamt erschossen wurden, damit sie nichts mehr erzählen konnten.

Bei den bisher vorgelegten Dokumenten der Anklage hatten wir schon mehrfach Codenamen – Operation Soundso – für deutsche Pläne gehört, gerichtet gegen Österreich, die Tschechoslowakei, Russland und so weiter. Lahousen erwähnte einen weiteren, ‚Operation Gustav‘, von dem ich noch nie gehört hatte. Dabei handelte

es sich um einen Plan, dessen Ausführung von Generalfeldmarschall Keitel persönlich befohlen worden war, nämlich die Ermordung zweier berühmter französischer Generäle, Weygand und Giraud. Ersterer sass bereits in einem Gefängnis und sollte dort ‚eliminiert‘ werden, der letztere war in Nordafrika ‚zu ergreifen und zu töten‘.

Der französische Ankläger sprang etwas skeptisch auf und fragte: «Wer, sagten Sie, gab den Befehl zur Ermordung der Generäle Weygand und Giraud?»

«Keitel», bestätigte Lahousen noch einmal.

Auch Richter Biddle hatte eine Nachfrage: «Lagen die Befehle zur Erschiessung russischer Kriegsgefangener, von denen Sie sprachen, schriftlich vor?»

«Soweit mir bekannt ist, ja.»

«Es waren also offizielle Befehle?»

«Ja.»

Schliesslich erfuhren wir auch noch, dass bereits während des

Sommers 1939, also noch vor Kriegsbeginn, eine spezielle Aufklärungsstaffel der Luftwaffe von einem geheimen Stützpunkt in der Nähe Budapests aus in grosser Höhe Erkundungsflüge über London und Leningrad unternommen hatte. Das nun war den Briten wie den Russen offenbar völlig neu – und damit war das Erstaunen der Franzosen ausgeglichen.

### *Nürnberg, 3. Dezember*

Wieder den ganzen Tag mit Fieber im Bett, die Erkältung hat sich jetzt auf die Brust gelegt. Am Abend dennoch aufgestanden und dann zufällig David Low getroffen, das Genie unter den britischen Karikaturisten. Er sieht genauso aus, wie er sich oft selbst in einer Ecke seiner meisterlichen Zeichnungen porträtiert. Heute hatte er die Nazigrössen, so oft von ihm mit beissendem Spott gezeichnet, zum ersten Mal leibhaftig erlebt.

«Sahen sie denn anders aus, als Sie erwartet hatten?» fragte ich ihn.

«Ganz anders», sagte er. «Sie machten sehr viel stärker, als ich vermutet hatte, den Eindruck ganz gewöhnlicher kleiner Männer.»

1945

Gutes Gespräch mit ihm sowie mit einigen russischen Korrespondenten über den traurigen Zustand der Welt, so bald nach dem ruhmreichen Sieg der Alliierten.

Sehr interessant zu sehen, wie gut die russischen und amerikanischen Korrespondenten hier im ‚Schloss‘ miteinander auskommen, dem Pressezentrum, wo Hunderte von Journalisten aus zahlreichen Nationen unter einem Dach wohnen. Trotz des Grabens zwischen unseren beiden Welten entdecken viele von uns Amerikanern Gemeinsamkeiten mit den russischen Kollegen. Zum einen sind sie starke Trinker. Zum anderen sitzen sie gern die ganze Nacht herum und reden. Die meisten von ihnen sind äusserst intelligente und gutinformierte Burschen. So wurde ich zum Beispiel gefragt, was denn unsere bedeutenden amerikanischen Schriftsteller seit Kriegsbeginn getan hätten. Über das Vorkriegsschaffen fast aller unserer Spitzenautoren wissen die Russen erstaunlich viel. Und nun fragen sie: Was hat Steinbeck in den letzten Jahren vorgelegt, was Hemingway und Faulkner, Upton Sinclair und Sinclair Lewis und Dos Passos? Was haben unsere Komponisten geschrieben?

Gestern Abend schlug einer der Sowjetkorrespondenten (ein Schriftsteller, wie ich weiss) vor, wir sollten doch ein «russisch-amerikanisches Bankett» veranstalten.

«Ihr könnt uns bei dieser Gelegenheit von den während des Krieges entstandenen Werken eurer Dichter und Musiker erzählen, und umgekehrt», meinte er. «Ich könnte zum Beispiel am Klavier einige neue Sachen von Prokofjew und Schostakowitsch vorstellen.»

Dann ging er zu praktischen Dingen über: «Damit es auch ein richtiges Bankett wird, bringt ihr ein Dutzend Flaschen Whisky mit und wir ein Dutzend Flaschen Wodka – dann können wir die ganze Nacht reden.»

Ich fand das eine ausgezeichnete Idee und hoffe, es kommt dazu.

*Nürnberg, 4. Dezember*

Bitterkalt geworden heute und am Nachmittag Schneefall. Die in Trümmern liegende Stadt unter dem weissen Mantel von eigenartiger Schönheit.

Die Nazigrößen (besonders die Militärs auf der Anklagebank) erhielten heute unerwarteten Zuspruch, aus ebenso unerwarteter Quelle – nämlich dem ‚U.S. Army and Navy Journah. Dort erschien ein sehr seltsamer Kommentar zum Prozess, der in der heutigen Ausgabe von ‚Stars and Stripes‘ teilweise wiedergegeben ist. Er ist natürlich den Angeklagten nicht entgangen, die über ihre Anwälte Zugang zu unserer Armeezeitung haben. Dort konnten sie nun lesen, Jackson versuche das ‚Waffenhandwerk‘ in Misskredit zu bringen, indem er Männer wie Keitel und Jodl wegen ihres Dienstes in der Wehrmachtsführung anklage.

Natürlich gefiel den Nazis diese Ansicht unseres ‚Army and Navy Journal‘ ebenso, wie sie die alliierten Ankläger schockierte. Jackson wies den Vorwurf zurück und führte aus, die Nazigeneräle würden nicht deshalb angeklagt, weil sie den Soldatenrock trügen, sondern weil sie an der Entfesselung eines Krieges beteiligt gewesen seien, der die Welt beinahe vernichtet hätte. (Eine Tatsache, die eigentlich selbst unseren Uniformträgern daheim klar sein müsste!)

Sir Hartley Shawcross, Generalstaatsanwalt der neuen Labour-Regierung und hier in Nürnberg britischer Hauptankläger, hat heute nach Eröffnung der Verhandlung zu Punkt zwei der Anklageschrift das Wort ergriffen. Seinem Vortrag, der fast den ganzen Tag beanspruchte, schien mir etwas die geübte Eloquenz von Richter Jacksons Eröffnungsanklage zu fehlen, doch er war angefüllt mit Fakten und Logik. Shawcross klagte die Deutschen an, sechsundzwanzig internationale Vereinbarungen gebrochen zu haben, beginnend mit der Haager Konvention von 1899 und endend mit den deutschen Zusicherungen gegenüber Jugoslawien vom 6. Oktober 1939. Eine ganz schöne Liste!

Bekam ein Telegramm von Carl Brandt. ‚Readers Digest‘ will einen Extrakt meiner Notizen von der Rückkehr nach Berlin haben, etwa fünfzehn Seiten. Die Auswahl wird schwierig werden. Denn ein Schreiber, denke ich, hält jeden niedergeschriebenen Satz für so wichtig, dass er ihn lieber gedruckt statt gestrichen sieht.

1945 *Nürnberg, 5. Dezember*

Von heute an werden die Historiker ihre Einschätzung des infamen Münchner Abkommens revidieren müssen, mit dem die erste tschechische Republik vernichtet und der Weltkrieg um ein Jahr aufgeschoben wurde. Das ergibt sich eindeutig aus einer grossen Zahl deutscher Geheimdokumente, die während der letzten Prozesstage vorgelegt und verlesen wurden. Sie zeigen, ohne dass die Spur eines Zweifels übrigbleibt, dass der wahnsinnige Führer während der ‚Münchner Krise‘ nicht geblufft hat. Er war absolut bereit, den Krieg zu beginnen. Ich selbst hatte nach meiner Berichterstattung von den kritischen Treffen in Godesberg und München, während der spannungsgeladenen Septembertage des Jahres 1938, angenommen, dass Hitler einen gigantischen Bluff vorführte. Doch nun enthüllen die Dokumente, dass der Führer und sein Oberkommando der Wehrmacht – hätte man ihnen nicht mit Duldung Chamberlains und Daladriers das Sudetenland auf silbernem Tablett überreicht – darauf vorbereitet waren und in der Tat die Absicht hatten, mit ihrer Übermacht an Land- und Luftstreitkräften am 1. Oktober 1938 die Tschechoslowakei anzugreifen. Mehr noch: Aus den Dokumenten geht klar hervor, dass Hitler und seine Generäle sich der Tatsache voll bewusst waren, dass der Angriff auf die Tschechoslowakei einen Weltkrieg auslösen würde. Und auch *dies* waren sie 1938 (mit Ausnahme weniger Generäle) zu riskieren bereit!

Für diese Informationen (und andere mehr) sind wir dem getreuen Adjutanten des Führers, Major (später Oberst) Schmundt, zu Dank verpflichtet, der die meisten, wenn nicht alle geheimen Befehle, Protokolle und Pläne zur ‚Operation Grün‘ – dem vorgesehenen Angriff auf die Tschechoslowakei – in einer dicken Akte zusammengefasst hat. Sie wurde unverseht aufgefunden und nun hier dem Gericht präsentiert. Ihr Inhalt allein würde ein faszinierendes Buch ergeben, ich kann hier nur auf einige Dokumente kurz eingehen.

Am 21. April 1938, fünf Wochen nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs, konferierte Hitler mit General Keitel über die ‚Operation



Grün'. Eingangs wurden die Varianten und politischen Aspekte eines Angriffs auf die Tschechoslowakei erörtert:

1. Strategischer Überraschungsangriff aus heiterem Himmel, ohne Anlass oder Rechtfertigungsmöglichkeit; wird als ungeeignet angesehen, da das Resultat die feindliche Haltung der Welt wäre, was zu einer kritischen Situation führen könnte. Eine solche Massnahme ist nur gerechtfertigt, wenn es um die Ausschaltung des *letzten* Gegners auf dem Festland geht.
2. Handeln nach einer Pause diplomatischen Schlagabtauschs, der allmählich in die Krise gerät und zum Krieg führt.
3. Blitzschnelles Handeln im Ergebnis eines Zwischenfalls (z.B. Ermordung des deutschen Botschafters in Verbindung mit antideutschen Demonstrationen)‘.

Danach wandten sich der Führer und sein General den militärischen Schlussfolgerungen zu und legten fest: ‚Es sind Vorbereitungen für die politischen Möglichkeiten 2. und 3. zu treffen, wobei letztere die beste wäre‘ – das heisst also, einen ‚Zwischenfall‘ zu provozieren, den eigenen Botschafter in Prag ermorden zu lassen, um dann mit dem blitzschnellen Handeln‘ zu starten!

Erste drohende Töne in Hitlers Plänen zum Überfall auf die Tschechoslowakei finden sich in einer Weisung vom 20. Mai. Dort schreibt er: ‚Mit grosser Wahrscheinlichkeit sind Versuche Russlands zu erwarten, der Tschechoslowakei militärische Unterstützung zu geben. Wenn also im Ergebnis der Bodenoperationen nicht während der ersten Tage konkrete Erfolge erreicht werden, so wird zweifellos eine europäische Krise ausbrechen.‘ Einigen seiner Generäle, so erfahren wir jetzt, bereitete diese Aussicht offenbar grössere Sorgen als dem Führer selbst. Das geht aus Jodls persönlichem Tagebuch hervor – einem weiteren interessanten Dokument, das den Alliierten unversehrt in die Hände gefallen ist.

Am 30. Mai notiert Jodl: ‚Der Führer unterzeichnet Operation Grün, womit sein endgültiger Entschluss besiegelt ist, die Tschechoslowakei in Bälde zu vernichten ... Einmal mehr wird damit der Gegensatz deutlich zwischen der In-

1945 tuition des Führers, dass wir es dieses Jahr tun *müssen*, und der Meinung des Heeres, dass wir es noch nicht tun können, da die westlichen Mächte mit hoher Gewissheit intervenieren werden und wir es noch nicht mit ihnen aufnehmen können‘.

Das erste Mal spricht hier ein wichtiger Militär von Hitlers später so gerühmter ‚Intuition‘, der es die deutschen Armeen allerdings drei Jahre später zu verdanken hatten, dass sie im russischen Schnee Schiffbruch erlitten.

In einem Begleitbrief Keitels zur Weisung vom 30. Mai heisst es, die strategische Konzentration‘ an der Grenze zur Tschechoslowakei müsse ‚bis spätestens 1. Oktober 1938‘ abgeschlossen werden. Hier also haben wir das Datum für den geplanten deutschen Überfall auf den kleinen tschechischen Staat. Hitlers Weisung vom gleichen Tag trägt die Überschrift ‚Zweifrontenkrieg mit Hauptanstrengung im Südosten (Strategische Konzentration ‚Grün‘)‘ und beginnt mit den Sätzen:

‚Es ist mein unabänderlicher Entschluss, die Tschechoslowakei in naher Zukunft durch eine militärische Aktion zu zerschlagen ... Eine unvermeidliche Entwicklung der Bedingungen innerhalb der Tschechoslowakei oder andere politische Ereignisse in Europa, die eine überraschend günstige Gelegenheit schaffen, die zudem vielleicht nie wieder kommt, wird mich vielleicht zu raschem Handeln veranlassen ... Dementsprechend sind sofort die nötigen Vorbereitungen zu treffen.‘

Die Weisung zeigt, dass Hitler auch nicht im Entferntesten mit der Möglichkeit rechnete, Grossbritannien, Frankreich und Russland würden im Falle eines deutschen Krieges mit der Tschechoslowakei vielleicht nicht untätig zusehen. Alle militärischen Daten besagen, dass Deutschland 1938 noch nicht über die Stärke verfügte, um es mit den drei grossen Mächten aufnehmen zu können. Hitler wusste das. Doch den nötigen Schlussfolgerungen wich er aus. Also unterstrich er, die deutschen Streitkräfte im Westen müssten ‚zahlenmässig begrenzt‘ sein, rechnete aber gleichzeitig fest mit ihnen für den Fall, dass die Franzosen oder Briten eingreifen würden. An die Luftwaffe gerichtet, schreibt er: ‚Die *wichtigste Aufgabe* besteht in der Vernichtung der tschechischen Luftwaffe

und ihrer Stützpunkte, und zwar innerhalb kürzestmöglicher Zeit, damit ihr Einsatz ebenso unmöglich gemacht wird wie derjenige der russischen und französischen Luftwaffe'. Er erwartet also eine militärische Reaktion seitens der Russen und Franzosen. Was die Briten betrifft, so ist er sich nicht ganz sicher, denn er instruiert seine Marine, sie habe all jene Massnahmen zu ergreifen, 'die notwendig erscheinen für den sorgsamsten Schutz der Nord- und Ostsee gegen ein plötzliches Eingreifen anderer Staaten in den Konflikt'.

Je näher der Sommer herankam, desto stärker geisterte in Hitlers Hirn das Gespenst eines Zweifrontenkrieges herum (ein Jahrhundert lang der Alptraum des deutschen Generalstabs!). Bereits Ende Juni erscheint erstmals in den Dokumenten der Codename einer weiteren 'Operation'. Sie heisst 'Operation Rot' und betrifft den Krieg im Westen.

Am 18. Juni ergeht eine 'streng geheime' Weisung Hitlers mit der Überschrift 'Strategische Konzentration'. Punkt zwei behandelt den 'Zweifrontenkrieg mit Hauptanstrengungen im Westen (Operation Rot)'. Dazu heisst es:

'Angesichts der heutigen Lage *muss* selbst ein von den westlichen Nationen gegen uns begonnener Krieg mit der Zerstörung der Tschechoslowakei beginnen. Daher besitzt die Vorbereitung einer strategischen Konzentration für den Krieg mit Hauptanstrengungen des Heeres und der Luftwaffe gegen den Westen nicht länger primäre Bedeutung.

Jedoch bleiben die bisher für den Fall 'Rot' getroffenen Vorbereitungen wirksam. Sie tragen im Fall der Luftwaffe dazu bei, die Hauptanstrengungen vom Osten nach dem Westen zu verlagern, was unter bestimmten Umständen plötzlich nötig sein könnte. Sie dienen gleichzeitig als Vorarbeiten für die künftigen Möglichkeiten eines Krieges im Westen.'

Die Rede ist auch von 'Aufgaben, die mit der Operation Rot auf die Marine zukommen'. Aus anderen Dokumenten wissen wir, dass diese Aufgaben unter anderen darin bestanden, am Tag des Angriffs auf die Tschechoslowakei in der Nordsee und sogar im Kanal vor England wirksame U-Boot-Abschirmung zu garantieren.

So sieht Hitler also einem Krieg an zwei Fronten entgegen. Am 7. Juli, seine Kühnheit (oder Halsstarrigkeit?) ist noch

1945 grösser geworden, ist er bereit, sich nicht nur in diesen Krieg einzulassen, sondern rechnet zusätzlich mit der Notwendigkeit, im Osten neben der Tschechoslowakei auch gegen Russland kämpfen zu müssen. In einer ‚streng geheimen‘ Weisung an das OKW räumt er erstmals ein: ‚Wie sich die politische Situation während der Ausführung oder nach Abschluss von ‚Grün‘ entwickelt, kann nicht vorausgesagt werden ... Dennoch scheint es angebracht, wenigstens theoretische Überlegungen und Berechnungen für verschiedene mögliche Eventualitäten anzustellen, um zu vermeiden, dass wir geistig unvorbereitet sind.‘

Was für Eventualitäten?

‚Wenn im Verlauf der Ausführung von ‚Grün‘ Frankreich interveniert, so werden die für ‚Operation Rot‘ vorgesehenen Massnahmen in Kraft gesetzt. Am wichtigsten ist in diesem Zusammenhang, die westlichen Befestigungen so lange zu halten, bis die Ausführung der ‚Operation Rot‘ es erlaubt, Kräfte von dort freizusetzen. Sollte Frankreich von England unterstützt werden, so wird das zunächst nur geringe Auswirkungen auf den Landkrieg haben ...

Bei den östlichen Mächten ist Intervention höchstwahrscheinlich von Russland zu erwarten. Diese wird, auf jeden Fall zu Beginn, wahrscheinlich in Rüstungshilfe und Verstärkung der tschechischen Luftwaffe bestehen. Jedoch darf auch die Entscheidung darüber nicht vernachlässigt werden, welche Massnahmen zu ergreifen sind, sollte Russland zu dem Punkt kommen, einen See- und Luftkrieg gegen uns zu führen, oder auch nur die Absicht zeigen, durch die Grenzstaaten nach Ostpreussen vorzudringen.‘

Der deutsche Diktator ist sich nicht einmal sicher in Bezug auf Polen. ‚Im Falle einer Einmischung Polens‘, schreibt er, ‚müssen wir die östlichen Befestigungen und Ostpreussen haltens

Hitler ist vielleicht ein wenig unsicher, einige seiner besten Generäle aber zeigen sich alarmiert. Die kleine ‚Tschechei‘ zerschmettern – ja. Aber es mit Frankreich, Grossbritannien und Russland aufnehmen – das grenzt an Wahnsinn. Das bedeutet Weltkrieg. General Ludwig Beck, Chef des Generalstabs des Heeres, erklärt im August ‚verstimmt‘ (wie sein Nachfolger, General Hal-

der, es formuliert) seinen Rücktritt. Bevor er geht, schickt Beck Hitler ein Memorandum mit den warnenden Worten, dessen Politik werde «schliesslich zu einem neuen Weltkrieg führen und für Deutschland ein tragisches Ende mit sich bringen». Später wird Halder erklären, der gesamte Generalstab sei gegen den Angriff auf die Tschechoslowakei gewesen und hätte diesen als «militärisches Abenteuer» betrachtet.

Wie dem auch sei, am 10. August erreichte die Entwicklung ihren bisherigen Höhepunkt. Hitler beorderte die Führung des Heeres auf den Berghof bei Berchtesgaden. Das Tagebuch General Jodls vermittelt uns ein anschauliches Bild dieses Treffens:

«Nach dem Abendessen hält der Führer eine fast dreistündige Rede, in der er seine politischen Gedanken entwickelt. Die in der darauffolgenden Aussprache von einigen Generälen des Heeres unternommenen Versuche, die Aufmerksamkeit des Führers auf den mangelhaften Stand unserer Vorbereitungen zu lenken, sind ziemlich unglücklich. Das gilt besonders für die Bemerkung General Wietersheims,... unsere westlichen Befestigungen könnten allenfalls drei Wochen gehalten werden. Der Führer reagiert äusserst unwillig, braust auf und erklärt erregt, das Gesagte würde ja bedeuten, dass das gesamte Heer nichts taue. Dem hält er entgegen: Ich versichere Ihnen, General, dass die Stellung nicht nur für drei Wochen, sondern für drei Jahre gehalten wird/

Die hier zum Ausdruck kommende verzagte Haltung, unglücklicherweise im Generalstab des Heeres weitverbreitet, fusst auf mehreren Gründen. An erster Stelle wird er (der Generalstab – W. S.) durch alte Erinnerungen behindert; auch politische Überlegungen sind im Spiel – statt einfach der militärischen Aufgabe zu folgen und sie auszuführen. Das tut man sicherlich mit traditioneller Hingabe, ihr fehlt jedoch die Seelenkraft, weil die Generäle am Ende nicht an den Genius des Führers glauben ... Dieser Defätismus kann nicht nur möglicherweise immensen politischen Schaden anrichten, da der Gegensatz in der Meinung der Generäle und des Führers bereits öffentlich im Gespräch ist, sondern auch eine Gefahr für die Moral der Truppe bedeutens

1945 Ein hübscher Zustand für eine militärische Führung, die gerade dabei ist, sich auf einen ungewissen Krieg einzulassen! Ungeachtet dessen aber gehen die Pläne und Vorbereitungen weiter. Am 25. August schickt der Generalstab der Luftwaffe ein ‚streng geheimes‘ Papier an alle Befehlshaber, überschrieben ‚Lageeinschätzung – Operation Grün‘. Darin heisst es:

‚Wir gehen davon aus, dass Frankreich während der Operation Grün den Krieg erklären wird. Es ist allerdings anzunehmen, dass sich Frankreich nur zum Krieg entschliesst, wenn *aktiver militärischer Beistand durch Grossbritannien* definitiv zugesagt wird. Die Sowjetunion wird sich wahrscheinlich unverzüglich den westlichen Mächten anschliessen ... Die Vereinigten Staaten von Amerika werden den Kampf der westlichen Mächte unverzüglich mit starken ideologischen und wirtschaftlichen Mitteln unterstützen. Italien, das nationalistische Spanien, Ungarn und Japan werden als wohlwollend neutral betrachtet...

*Das Kriegsziel der Ententemächte* wird in der Überwindung Deutschlands durch Angriff auf seine Kriegswirtschaft bestehen. Mit anderen Worten: durch einen *langen* Krieg.’

Als deutsches Kriegsziel wird das ‚Herbeiführen einer Entscheidung durch Niederwerfung der westlichen Mächte‘ bezeichnet.

Weiter erfahren wir aus dem Dokument, dass bereits 1938 ‚die wesentlichen Zielgebietskarten für britische Militärflugplätze zu fast 90 Prozent vorliegen ... Die entsprechenden Karten für Belgien und die Niederlande sind druckfertig.‘ Also auch die beiden kleinen neutralen Staaten hatte man bereits 1938 im Visier!

Der Tag des Angriffs auf die Tschechoslowakei – vorgesehen am oder um den 1. Oktober – rückt näher. Am 3. September gibt es dazu auf dem Berghof eine Besprechung zwischen Hitler und den Generälen von Brauchitsch (Oberbefehlshaber des Heeres) und Keitel (Chef des OKW). Wieder hat uns Major Schmundt das Protokoll überliefert. Brauchitsch berichtet, die Truppenzusammenziehung nahe der tschechischen Grenze werde am 28. September abgeschlossen sein. Hitler verspricht, am Mittag des 27. Sep-

tember das genaue Angriffsdatum festzusetzen. Gleichzeitig befiehlt er die Verstärkung der vorgeschobenen Stellungen um Aachen und Saarbrücken im Westen.

Besonders dieser Westen raubt einigen deutschen Generälen den Schlaf. Am 8. September notiert Jodl in seinem Tagebuch, General Stülpnagel äussere ‚zum ersten Mal‘ Zweifel bezüglich Hitlers Plänen, da diese davon ausgingen, dass ‚die westlichen Mächte nicht entscheidend eingreifen‘ würden. Jodl bekennt seinerseits: ‚Ich muss zugeben, dass ich mir ebenfalls Sorgen mache.‘

In der Nacht vom 9. zum 10. September gibt es in Nürnberg (wo gerade der Naziparteitag mit hysterischen Tiraden gegen die Tschechen zu Ende gegangen war) ein weiteres Treffen Hitlers mit führenden Generälen. Es dauert von neun Uhr abends bis morgens halb vier. General Halder, der neue Chef des Generalstabs, erläutert im Detail die letzte Version der Operation Grün. Hitler, der ihn nicht mag, besteht auf Änderung der Pläne. Er brauche, erklärt er den Militärs, innerhalb von acht Tagen einen entscheidenden Erfolg – aus politischen Gründen.

Bis zum Angriff verbleiben jetzt noch reichlich zwei Wochen. Doch da interveniert Neville Chamberlain. Am 22. September trifft er in Godesberg mit Hitler zusammen. Ungeachtet der Friedenswünsche des verängstigten Premierministers gibt General Stülpnagel noch am Abend der Begegnung – wie wir aus Jodls Tagebuch erfahren – aus Godesberg telefonisch Keitels Weisung nach Berlin durch, ‚die Vorbereitungen planmässig fortzusetzen‘. Am 26. September erklärt ein brüllender und kreischender Hitler (im schlimmsten Zustand der Erregung, den ich je bei ihm erlebt hatte) vor der versammelten Menge im Berliner Sportpalast, wenn man ihm nicht bis zum 1. Oktober das Sudetenland übergebe, so werde das Krieg bedeuten.

Das nächste Dokument in der Akte ‚Grün‘, ein Protokoll vom 27. September, beweist, dass der Führer fest davon ausging, dieser Krieg werde beginnen:

‚Streng geheim.

Am 27. September um 13.00 Uhr befahlen der Führer und der Chef des OKW die Verlegung der Angriffseinheiten aus

ihren Bereitstellungsräumen in die Ausgangsstellungen. Die Angriffseinheiten müssen am 30. September bereit sein zum Beginn der Aktion gegen ‚Grün‘. Die Entscheidung wird einen Tag zuvor um 12 Uhr getroffen

Die Würfel sind gefallen. Am nächsten Tag, 28. September, notiert Jodl in seinem Tagebuch: ‚Göring erklärt, dass nun ein grosser Krieg kaum noch zu vermeiden ist. Er kann sieben Jahre dauern, und wir werden ihn gewinnen.‘

Es gab eine Anzahl deutscher Generäle, die ihre Zweifel hatten. Einige von ihnen waren am schicksalsschweren 28. September in Berlin versammelt (ich habe darüber bereits an früherer Stelle berichtet), um den Führer festzunehmen, das Naziregime zu überwinden und Deutschland – wie die Welt – vor dem Krieg zu bewahren. Es sollte ihr eigener Tag des Losschlagens werden.

Am späten Nachmittag schreibt Jodl eine zusätzliche Eintragung in sein Tagebuch: ‚17 Uhr. Die Spannung löst sich. Der Führer hat sich zu einer Konferenz mit Chamberlain, dem Duce und Daladier in München entschlossene

Ich befand mich an diesem Tag ebenfalls in Berlin. Etwa zur gleichen Stunde vertraute ich meinerseits dem Tagebuch an: ‚Es wird keinen Krieg geben! Hitler hat Mussolini, Chamberlain und Daladier für morgen zu einer Konferenz nach München gebeten. Die drei werden ihn gewiss aus seiner Isolation befreien, und er wird sein Sudetenland ohne Krieg bekommen‘.

Die Verschwörer unter General Witzleben waren konsterniert, wie wir später von Halder erfahren sollten. Bei ihm heisst es: ‚Die Ausführung des Planes sollte gerade beginnen, als völlig überraschend die Nachricht vom bevorstehenden Treffen mit Chamberlain in München kam. Damit waren die Grundlagen für die geplante Aktion nicht mehr gegeben‘.

Lassen wir den Tagebuchschreiber Jodl die Geschichte beenden: ‚29. September. Das Münchner Abkommen ist unterzeichnet. Mit der Tschechoslowakei als Macht ist es aus ... Der Genius des Führers und seine Entschlossenheit, selbst einem Weltkrieg nicht auszuweichen, haben wieder einmal gesiegt, ohne dass Gewalt an-



gewendet werden musste. Es ist zu hoffen, dass damit die Ungläubigen, die Schwachen und die Zweifelnden eines Besseren belehrt worden sind.'

München war also kein Bluff, wie die meisten von uns geglaubt hatten. Hitler war bereit zum Krieg und hätte ihn begonnen – wenn Chamberlain und Daladier nicht klein beigeben hätten. Einige werden nun denken, dies rechtfertige die Haltung des unfähigen britischen Premierministers. Ich bin anderer Meinung. Abgesehen von der Unehrenhaftigkeit, die Tschechoslowakei derart gemein zu opfern, hat er mit seinem Verhalten den Weltkrieg lediglich um elf Monate aufgeschoben. Hätte Deutschland ihn schon 1938 begonnen, kann man mit Recht (wie die deutschen Dokumente belegen) davon ausgehen, dass er nicht lange gedauert hätte, dass Deutschland leicht und rasch geschlagen worden wäre und dass damit der Welt jene schrecklichen Verwüstungen und Leiden des langen Krieges erspart geblieben wären, der ein Jahr später ausbrach. Wie wir gesehen haben, war selbst nach Meinung der meisten deutschen Militärexperten das Dritte Reich 1938 noch nicht stark genug, um es gleichzeitig mit Grossbritannien, Frankreich, Russland, der Tschechoslowakei und wahrscheinlich Polen aufzunehmen. Diese mächtige Koalition, so kann man berechtigterweise annehmen, hätte unverzüglich auf die deutsche Bedrohung reagiert. Als dann 1939 der Weltkrieg tatsächlich ausbrach, existierte die Tschechoslowakei nicht mehr (die noch ein Jahr zuvor über eine exzellente Armee und beträchtliche Befestigungen verfügt hatte), und Russland war aus der möglichen Koalition ausgeschieden. So war Hitler in der Lage, nun die anderen gleichzeitig anzugreifen.

Ich lasse noch ein kurzes Postskriptum zur Operation Grün folgen. Eine weitere ‚streng geheime‘ Weisung des Führers zeigt die besondere Perfidie dieses Mannes, den Jodl für einen ‚Genius‘ hielt. Wiederholt hatte Hitler versichert, er habe nach Lösung der Sudetenfrage keine weiteren Interessen bezüglich der Tschechoslowakei. Nur drei Wochen nach Unterzeichnung des Münchner Abkommens aber weist er am 21. Oktober die deutschen Streitkräfte an, sie müssten jederzeit vorbereitet sein auf die Liquidierung der Rest-

1945 Tschechoslowakei. Am 17. Dezember folgt dazu eine Ergänzung Keitels:

„Betrifft Liquidierung der Rest-Tschechoslowakei“.

Der Führer hat dazu folgenden ergänzenden Befehl erteilt: Die Vorbereitungen für diese Eventualität sind fortzuführen mit der Annahme, dass kein nennenswerter Widerstand zu erwarten ist. Auch muss es vor der Welt deutlich so aussehen, dass es sich lediglich um einen Akt der Befriedung handelt und nicht um ein kriegsähnliches Unternehmen.“

Wie wir wissen, fand die verbrecherische „Liquidierung“ dann im darauffolgenden März blitzartig statt, im Verlauf eines einzigen Tages.

#### *Nürnberg, 6. Dezember*

Abendessen gestern mit dem Maler George Biddle, Bruder des hiesigen amerikanischen Richters. Wie Low findet auch er die Gesichter der Nazigrößen viel gewöhnlicher, als er erwartet hatte. –

Heute beim Prozess eine weitere Flut von Dokumenten. Ergebnis: Wir verfügen jetzt über die unglaublichen Einzelheiten des verräterischen deutschen Überfalls auf Dänemark und Norwegen im Frühjahr 1940. Und lernen erstmals die tatsächliche Rolle jenes unheilvollen Mannes kennen, dessen Name inzwischen in allen Sprachen zum Synonym für Verrat geworden ist: Quisling. Dieser ganz besondere Norweger, so zeigen die Dokumente, sah einer deutschen Okkupation seines Landes mit grösserer Begeisterung entgegen als die Deutschen selbst. Tatsächlich hat er länger als ein Jahr versucht, die Nazis zur Invasion und Besetzung Norwegens zu überreden. Anfangs zeigte ihm Hitler dabei allerdings die kalte Schulter.

Vidkun Quisling, seit Jahren in Kontakt mit Alfred Rosenberg, wie dieser bestätigt, traf Hitler das erste Mal am 16. Dezember 1939. Schon am 18. folgte das zweite Gespräch. Rosenberg und Grossadmiral Erich Raeder, Oberbefehlshaber der Marine, hatten nach einigen Schwierigkeiten den Führer endlich dazu gebracht, jenen kleinen Mann zu empfangen, der zum notorischsten Fünfte-Kolonnie-Anführer des Krieges werden sollte.

‚Während des Gesprächs‘, heisst es in einem vorgelegten Memorandum Rosenbergs, ‚unterstrich der Führer wiederholt, die wünschenswerteste Haltung für Norwegen wie für ganz Skandinavien bestehe in vollständiger Neutralität. Er habe nicht die Absicht, das Kriegstheater zu erweitern und andere Nationen zusätzlich in den Konflikt einzubeziehen. Sollte jedoch der Feind Vorbereitungen zur Ausweitung der Kriegszonen treffen mit dem Ziel, das Reich noch stärker einzuschnüren und zu bedrohen, so sei er natürlich gezwungen, sich gegen solche Schritte zu rüsten. Der Führer sagte Quisling finanzielle Unterstützung für dessen Bewegung zu.‘

Der kleine norwegische Verräter muss ziemlich enttäuscht gewesen sein von der kühlen Haltung Hitlers bei diesen ersten Gesprächen. Hatte er doch Rosenberg und Raeder fortgesetzt Warnungen zukommen lassen, nach seinen Erkenntnissen würden die Briten – mit heimlicher Zustimmung der norwegischen Regierung – eine Besetzung Norwegens planen, und dem müsse Deutschland zuvorkommen. Dabei könne er äusserst wertvolle Hilfe leisten. Tatsächlich hatte er seine Aktion bereits geplant, wie aus einem Memorandum Raeders vom 12. Dezember 1939 hervorgeht, vier Tage vor dem ersten Gespräch zwischen Hitler und Quisling:

‘Quisling verfügt über gute Verbindungen zu Offizieren der norwegischen Armee und wird von Leuten in wichtigen Positionen (z.B. bei der Eisenbahn) unterstützt. Er ist im entsprechenden Fall bereit, die Regierung zu übernehmen und Deutschland offiziell um Hilfe zu ersuchen. Er ist weiter bereit, im Zusammenwirken mit den deutschen Streitkräften Vorbereitungen militärischen Charakters zu treffen.’

Wie das geschehen sollte, geht aus einer Aufzeichnung Rosenbergs hervor: «Quisling hat den Plan für einen möglichen Staatsstreich entwickelt. Dafür sollen eine Anzahl ausgewählter Norweger in Deutschland spezielle Ausbildung erhalten, gemeinsam mit erprobten und stahlharten Nationalsozialisten, die über Erfahrungen bei derartigen Operationen verfügen. Diese Männer sollen dann nach Norwegen gebracht werden und unverzüglich einige wichtige Punkte in Oslo unter ihre Kontrolle bringen. Gleichzeitig würde die

1945

deutsche Marine, gemeinsam mit angemessenen Kräften des Heeres, in Aktion treten und, auf offizielles Ersuchen der neuen norwegischen Regierung, die deutschen Truppen in einem festgelegten Küstenstreifen vor Oslo an Land setzen. Quisling hat keinen Zweifel, dass ein solcher erfolgreicher Staatsstreich von jenen Kreisen der Armee, mit denen er bereits jetzt in Verbindung steht, begrüsst würde. ... Was den König betrifft, so glaubt er, dieser würde die Aktion als vollendete Tatsache respektieren. Quisling nennt dann die seiner Meinung nach benötigte deutsche Truppenstärke, die mit deutschen Berechnungen übereinstimmt.'

Zu Beginn des Jahres 1940 wächst das deutsche Interesse an Quislings Plan. Am 27. Januar heisst es in einem ‚streng geheimen‘ Papier Keitels:

‚Der Führer wünscht, dass die Studie ‚N‘ (für Norwegen – W. S.) jetzt unter meiner persönlichen und direkten Leitung weiter ausgearbeitet wird. Sie erhält ab sofort die Bezeichnung ‚Weser-Übung‘.‘

Am 5. Februar notiert Jodl in seinem Tagebuch: ‚Treffen des Sonderstabs ‚Weser-Übung‘. Immer noch kein Vertreter der Luftwaffe dabei.‘ Wie wir später sehen werden, zeigte Göring kaum Begeisterung für den ganzen Plan.

Ein weiteres Problem. Was sollte zuerst stattfinden: die Operation Rot gegen den Westen oder die Weser-Übung gegen Dänemark und Norwegen? Am 26. Februar notiert Jodl: ‚Der Führer wirft die Frage auf, ob es besser sei, die Weser-Übung vor oder nach der Operation Rot stattfinden zu lassen‘.

Zwei Tage später, am 28. Februar, heisst es dann dazu: ‚Ich schlage vor, Operation Rot und Weser-Übung auf solche Weise vorzubereiten, dass sie unabhängig voneinander sind. Wenn das möglich ist, erklärt der Führer, dann stimme er völlig zu.‘

Inzwischen hat man General von Falkenhorst das Kommando der gesamten Expedition übertragen, am 1. März 1940 unterzeichnet Hitler die ‚streng geheime‘ Weisung für die Weser-Übung. Hier sind einige Auszüge:

‚Die Entwicklung der Lage in Skandinavien macht es erforderlich, alle Vorbereitungen für die Besetzung Dänemarks und Nor-

wegens durch Teile der deutschen Streitkräfte (Operation Weser-Übung) zu treffen. Mit dieser Operation soll der britische Übergriff auf Skandinavien und das Baltikum verhindert werden. Weiterhin soll sie unsere Erzbasis in Schweden garantieren und unserer Marine und Luftwaffe eine ausgedehntere Startbasis gegen Grossbritannien verschaffen ...

Angesichts unserer – im Vergleich mit den skandinavischen Staaten – militärischen und politischen Übermacht werden die einzusetzenden Kräfte so gering wie möglich gehalten. Ihre zahlenmässige Schwäche wird durch kühnes Vorgehen und überraschende Ausführung ausgeglichen. Prinzipiell werden wir unser Äusserstes tun, damit die Operation als *friedliche* Besetzung erscheint, deren Ziel im militärischen Schutz der Neutralität der skandinavischen Staaten besteht. Entsprechende Erklärungen werden zu Beginn der Besetzung den Regierungen übermittelt. Wenn nötig, werden Demonstrationen unserer Marine und Luftwaffe für den entsprechenden Nachdruck sorgen. Sollte dessenungeachtet Widerstand auftreten, so werden wir diesen unter Einsatz aller militärischen Mittel niederschlagen ...

Überschreitung der dänischen Grenze und Landung in Norwegen müssen *gleichzeitig* erfolgen. Ich unterstreiche, dass die Operation so schnell wie möglich vorbereitet werden muss ... Äusserst wichtig ist, dass die skandinavischen Staaten wie auch die westlichen Feinde von unseren Massnahmen *überrascht werden*. Alle Vorbereitungen, besonders die des Transports, müssen strikt unter dieser Voraussetzung getroffen werden. Für den Fall, dass die Vorbereitungen nicht länger geheimgehalten werden können, werden die Befehlshaber und Mannschaften fiktive Einsatzorte genannt bekommen. Den Mannschaften wird erst, wenn sie sich bereits auf See befinden, der wirkliche Zielort genannt

An anderer Stelle heisst es: ‚Nach Abschluss der Besetzung werden die norwegischen Stützpunkte von unserer Luftwaffe für den Luftkrieg gegen Grossbritannien genutzt‘. In der deutschen Note an die norwegische Regierung (einem der zynischsten und dreistesten offiziellen Staatspapiere der Nazis überhaupt) konnte man allerdings am Tag der Inva-

sion, dem 9. April 1940, ganz anderes lesen: ‚Das deutsche Oberkommando beabsichtigt nicht, die von deutschen Truppen besetzten Standorte als Stützpunkte für Operationen gegen England zu benutzen‘.

Da er sich nun entschlossen hat, das Wagnis in Skandinavien einzugehen, ist Hitler ungeduldig und will so rasch wie möglich damit beginnen. Schon am 3. März notiert Jodl in seinem Tagebuch: ‚Führer verwies äusserst scharf auf die Notwendigkeit eines schnellen Eindringens in Norwegen, mit starken Kräften. Keine Verzögerung, bei keiner Waffengattung. Äusserste Beschleunigung ... Führer entscheidet Ausführung der ‚Weser-Übung‘ vor der Operation ‚Rot‘, mit einem Zwischenraum von wenigen Tagen.‘

Also, Skandinavien ist eher dran als die Beneluxstaaten und Frankreich! Jodl notiert an diesem Tag noch etwas anderes: ‚Oberbefehlshaber Luftwaffe widersetzt sich der Unterstellung von Einheiten der Luftwaffe unter das Kommando des 21. Armeekorps.‘ Göring, der fette Feldmarschall, ist also immer noch nicht scharf auf das ‚Weser‘-Abenteuer. Das wird zwei Tage später noch deutlicher. Am 5. März vertraut Jodl seinem Tagebuch an: ‚Grosse Konferenz mit den drei Oberbefehlshabern zur ‚Weser-Übung‘. Feldmarschall in Rage, da bisher nicht konsultiert. Will auf keinen hören und damit zeigen, dass alle bisher getroffenen Vorbereitungen wertlos seien.‘

Wertlos vielleicht in den Augen des ordengeschmückten Luftwaffenchefs – doch sie gehen weiter. Plötzlich taucht ein neues Problem auf. Jodl teilt uns mit, worum es sich dabei handelt: ‚31. März. Führer gibt noch keinen Befehl zu ‚W‘. Sucht noch nach einer Begründung.‘

Diese einzigartige Suche dauert an. Jodl am nächsten Tag: ‚Führer hat sich noch nicht entschieden, welche Gründe für ‚Weser-Übung‘ genannt werden sollen‘.

Der arme Führer! Genius, der er doch in solchen Angelegenheiten ist, kann er keine gute ‚Begründung‘ dafür finden, das friedliche Dänemark und Norwegen anzugreifen. Und es gibt weitere Schwierigkeiten. Die Marine, die ja Hitler ursprünglich in das Abenteuer hineingezogen hatte, beginnt nun, wenige Tage vor dem beabsichtigten Beginn, kalte Füsse zu zeigen. Am 14. März notiert

Jodl: ‚Oberbefehlshaber Marine äussert Zweifel und fragt, ob es nicht besser wäre, Operation ‚Rot‘ vor der ‚Weser-Übung‘ zu unternehmen. Sieht Gefahr, dass andernfalls die Engländer unverzüglich in Narvik landen würden, da wir alsdann als erste die Neutralität verletzt hätten.‘

Selbst das Heer wird von bösen Ahnungen geplagt. Jodl am 21. März: ‚Besorgnis beim verstärkten 21. Armeekorps wegen des langen Zeitraums zwischen Beziehen der Bereitschaftsstellungen um 5.30 Uhr und Abschluss der diplomatischen Gespräche. Führer verweigert früheren Beginn der Gespräche, da sonst Hilfeersuchen an England und Amerika erfolgen würden.‘

Am 28. März ist es wieder die Marine. Jodl: ‚Einzelne Marineoffiziere scheinen ziemlich gleichgültig, was die Weser-Übung betrifft, und brauchen einen Ansporn‘. Offenbar auch das Heer und die Luftwaffe, denn Jodl fährt fort: ‚Auch General von Falkenhorst und die anderen beiden Kommandierenden zeigen sich besorgt über Dinge, die sie nichts angehen. Kranke (Marine – W. S.) sieht mehr Nachteile als Vorteile. Am Abend erscheint der Führer im Kartenraum und erklärt, dass er der Absicht der Marine nicht zustimmt, die norwegischen Häfen gleich nach der Operation wieder zu verlassen. Narvik, Trondheim und Oslo müssen weiterhin von Marinekräften besetzt bleiben. Schlechter Eindruck auch von den Bodentruppen.‘ Am nächsten Tag heisst es: ‚Raeder lehnt Narvik ab.‘

Offenbar aber werden diese Dinge in Ordnung gebracht. Am 2. April notiert Jodl: ‚Führer befiehlt Ausführung der Weser-Übung am 9. April. Oberkommandierende der Luftwaffe und der Marine sowie General von Falkenhorst bestätigen Abschluss aller Vorbereitungen.‘

Und was ist in der Zwischenzeit mit dem ungeduldigen Quisling? Rosenberg und Jodl liefern uns dazu einige Informationen. Ende März heisst es in einem Rosenberg-Memorandum, Quisling habe ihm durch seinen Mittelsmann in Deutschland, ein Individuum namens Hagelin, die Nachricht zukommen lassen, ‚jede weitere Verzögerung würde ein ernstes Risiko bedeuten‘. Daraufhin habe Schmudt, immer

1945

noch des Führers treuer Adjutant und inzwischen zum Oberst befördert, ‚ein Treffen zwischen Quisling und einem Oberst des Generalstabs an neutralem Ort‘ vorgeschlagen.

Es fand Anfang April in Kopenhagen statt, wie Jodls Tagebucheintragung vom 4. April bestätigt: ‚Piepenbrock, Chef der Abwehrabteilung I, kehrt mit guten Ergebnissen vom Treffen mit Quisling in Kopenhagen zurück.‘

Es gibt noch einen letzten kleinen Betrug in dieser Chronik der Vorbereitung des betrügerischen Angriffs auf Norwegen. Ein Geheimbefehl der Marine vom 24. März weist alle für die Operation vorgesehenen Schiffe an, anfänglich britische Flaggen und Hoheitszeichen zu führen. Weiter: ‚Die Tarnung als britisches Schiff muss so lange wie möglich aufrechterhalten werden. Alle Funkprüche norwegischer Schiffe werden in Englisch beantwortet. Anfragen nach der Route sind etwa wie folgt zu beantworten: ‚Auf Route zu Kurzaufenthalt in Bergen. Keine feindlichen Absichten.‘ Für den Fall, dass ein anderer Warnschüsse abgibt, werden die Kapitäne angewiesen: ‚Antwort auf Englisch: ‚Stell Feuer ein. Britisches Schiff. Gut Freund.‘

Im Morgengrauen des 9. April wurden Dänemark und Norwegen überfallen. Ich erinnere mich noch gut der riesigen Schlagzeile in Hitlers ‚Völkischem Beobachter‘ am folgenden Tag: DEUTSCHLAND RETTET SKANDINAVIEN!

*Nürnberg, 7. Dezember*

Jahrestag von Pearl Harbor. Man denke: In nur vier Jahren hat Japan sich selbst zerstört! Eine Meldung aus Manila besagt, General Yamashita sei zum Tode verurteilt worden. Das wird auf der hiesigen Anklagebank alles andere als Freude auslösen.

Offenbar werden die geheimen Dokumente des deutschen OKW für die ‚Operation Seelöwe‘ – die Invasion Grossbritanniens – im Prozess nicht vorgelegt. Das ist schade, da wir immer noch nicht genau wissen, warum die Nazis diese Invasion niemals versucht haben. Oder haben sie? War da nicht eine Geschichte, im Herbst 1940 seien an der britischen Küste Leiber toter deutscher Soldaten angespült worden? –

(Die Dokumente zur ‚Operation Seelöwe‘ wurden tatsächlich in



Nürnberg nicht verwendet. Doch am 18. November 1946 hat Premierminister Attlee eine schriftliche Erklärung zu den deutschen Plänen für eine Invasion vorgelegt, basierend auf der Auswertung beschlagnahmter deutscher Dokumente und der Befragung deutscher Kriegsgefangener. Hier ist diese bemerkenswerte Zusammenfassung der Ereignisse: ‚Im Juli 1940 waren Hitlers ursprüngliche Pläne überholt, er sah sich dem ersten unerwarteten grösseren Hindernis bei seiner Strategie gegenüber. Wenn er einen ausgedehnten Krieg vermeiden wollte – mit der Gefahr, im Falle einer letztlichen Auseinandersetzung mit Russland an zwei Fronten kämpfen zu müssen –, dann musste er Mittel und Wege finden, um Grossbritannien zur Aufgabe des Kampfes zu zwingen. Die militärische Situation nach dem Fall Frankreichs scheint Hitler zu der Annahme ermutigt zu haben, Grossbritannien wäre nun bereit, einen Friedenskompromiss zu akzeptieren. Gleichzeitig mit seinen Anstrengungen, einen solchen Frieden zu erreichen, befahl er jedoch den Beginn der Planung sowie der schnellstmöglichen Vorbereitung einer Invasion im Vereinigten Königreich – sowohl als zusätzliche, das Friedensangebot begleitende Drohung wie auch als praktische Alternative, die bei Ablehnung des Angebots angewendet werden sollte.

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es bei den Deutschen keine langfristigen Pläne für eine Invasion gegeben, sieht man von einigen seit November 1939 von der Marine ausgearbeiteten Einsatzdirektiven ab. Am 21. Mai 1940 besprach Raeder die Angelegenheit mit Hitler, und am 2. Juli befahl Hitler dann die Ausarbeitung der Operation Seelöwe (Invasion Englands).

In einer Weisung Hitlers vom 16. Juli 1940 hiess es dann: ‚Da England trotz seiner militärisch hoffnungslosen Lage keine Anzeichen von Verständigungsbereitschaft zeigt, habe ich mich entschlossen, eine Landeoperation gegen England vorzubereiten und, wenn nötig, durchzuführen ... Die Vorbereitungen für die gesamte Operation sind bis Mitte August abzuschliessen.’

Den deutschen Stäben blieb also nur ein reichlicher Monat Zeit.

1945

Es ist klar, dass der Generalstab des deutschen Heeres die ins Auge gefasste Operation skeptisch beurteilte. Der Vorstoss zur Kanal-küste sollte unerwartet rasch erfolgen, bisher lagen keinerlei Pläne für solch ein ehrgeiziges Unternehmen vor. Ein Teil der Luftwaffe war bereits an anderer Stelle eingesetzt. Die Angriffsmöglichkeiten von See waren auf kleinere Schiffe und Barkassen begrenzt, die man über das Flusssystem via Niederlande heranführen konnte. Diese Binnenschiffe konnten nur bei ruhiger See operieren, nur mittels erheblicher Umrüstung waren sie für die Landung von Panzern und Fahrzeugen zu nutzen. Die Truppen verfügten über keinerlei Übung bei Landeoperationen, die Kommandeure besaßen keine Erfahrung in dieser ungewohnten Technik. Letztendlich aber hing der Erfolg der Operation ja gerade von den Transportmöglichkeiten der Marine ab.

Dönitz zufolge, später Oberkommandierender der Marine, ging man in der deutschen Führung allgemein davon aus, dass die Marine der Royal Navy nicht gewachsen sein würde, von der bis zum letzten Schiff und letzten Mann Widerstand gegen eine Invasion zu erwarten war. Deshalb erachtete man es für äusserst wichtig, dass die deutsche Luftwaffe die ihr zuge dachte Doppelrolle akzeptierte – Vernichtung der Royal Air Force und Verhinderung des Angriffs der Royal Navy auf die Landetruppen. Göring war überzeugt davon, dass seine Luftwaffe diesen beiden Aufgaben gewachsen sein würde. Jodl und Keitel akzeptieren seine Meinung und waren nun darauf vorbereitet, den Versuch unter der Voraussetzung zu unternehmen, dass die Aufgabe der deutschen Marine lediglich in der Bereitstellung des Transportraums für die benötigte Ausrüstung des Heeres bestand. Das, so Dönitz, hätte die Marine leisten können, nicht jedoch die wichtigere Aufgabe des Schutzes der Transporte.

Das Oberkommando der deutschen Marine sah das jedoch damals offenbar anders. Entgegen der Zuversicht Görings ging man davon aus, dass die Luftwaffe, selbst wenn sie ihre erste Aufgabe der Vernichtung der Royal Air Force in der Schlacht um Grossbritannien erfolgreich lösen könnte, dennoch nicht zur Ausführung der zweiten Aufgabe in der Lage wäre, nämlich einen Angriff der Royal Navy auf die Landetruppen zu verhindern. Dazu besäße die

Luftwaffe weder die nötigen Waffen noch seien die einsetzbaren Bomben von ausreichendem Kaliber, um grössere Schiffe tatsächlich ausser Gefecht zu setzen. Ungeachtet dieser Einwände aber wäre die Operation im Fall einer Niederlage der Royal Air Force im Luftkrieg höchstwahrscheinlich gestartet worden.

Die Vorbereitungsphase der Operation sollte in einer grossen Luftoffensive bestehen, mit dem Ziel der Vernichtung der Royal Air Force in der Luft sowie ihrer Stützpunkte am Boden, der Zerstörung von Häfen und Verkehrsverbindungen, der Lahmlegung der Flugzeugproduktion sowie der Zerbombung zentraler Lebensmitteldepots in London. Diese Offensive sollte am 13. August beginnen, während die Invasion selbst, aus verschiedenen marineteknischen Gründen, erst am 15. September möglich war. Erst im Licht eines Erfolgs der Vorbereitungsphase aber sollte konkret entschieden werden, ob eine Invasion in diesem Jahr stattfinden würde. Dies würde von zwei Faktoren abhängen: Ob nämlich die Luftwaffe die Royal Air Force neutralisieren und damit Lufthoheit im gesamten Invasionsgebiet herstellen konnte, und ob die Luftwaffe angesichts der Schwäche der deutschen Marine den nötigen Schutz der Invasionstruppen vor Angriffen durch die Royal Navy gewährleisten konnte.

Der Generalplan für Operation Seelöwe sah die Landung von zwei Armeen mit insgesamt fünfundzwanzig Divisionen im Küstengebiet zwischen Folkestone und Worthing vor. In den ersten vier Tagen sollten zehn Divisionen an Land gesetzt werden und einen Ausgangs-Brückenkopf für die Operation bilden. Innerhalb von etwa acht Tagen war dann der Vorstoss zur ersten Ziellinie vorgesehen, von der Themsemündung entlang der Hügel südlich von London bis nach Portsmouth. Der weitere Verlauf der Schlacht sollte von der Lage abhängig gemacht, jedoch London so schnell wie möglich vom Westen des Landes abgeschnitten werden. Fallschirmtruppen waren lediglich für die Einnahme von Dover eingeplant. Wenn nötig, sollte eine dritte Armee in der Bucht von Lyme Regis an Land gehen.

Die nach Ausarbeitung des Planes ergangenen Weisungen zeigten, dass Hitler mit der Entscheidung zur Operation See-

**1945** löwe sehr zögerte. Am 16. August hiess es, eine Entscheidung sei noch nicht getroffen, die Vorbereitungen aber seien bis zum 15. September abzuschliessen. Am 27. August wurde die Vorbereitung der Verschiffung in Rotterdam, Amsterdam und Le Havre angeordnet. Am 3. September wurde als Beginn der Operation nun der 21. September genannt, jedoch gleichzeitig die Möglichkeit eingeräumt, das Ganze vierundzwanzig Stunden vor dem Start abzusagen. Am 17. September entschied sich Hitler für einen weiteren Aufschub der Operation, am 19. September erging der Befehl, die strategischen Vorbereitungen zur Einschiffung abubrechen und bereits erfolgte Schiffskonzentrationen mit Blick auf alliierte Luftangriffe wieder aufzulösen. Am 12. Oktober schliesslich wurde die ganze Operation abgesagt und ins nächste Frühjahr verschoben, lediglich Täuschungsmanöver sollten fortgesetzt werden.

Im Ergebnis der Schlacht um Grossbritannien hatte nämlich die Luftwaffe nicht einmal ihre erste Aufgabe lösen können – die Vernichtung der Royal Air Force. Und da also diese wichtige Voraussetzung nicht geschaffen werden konnte, wurde die gesamte Operation verschoben.

Die oben erwähnten Täuschungsmanöver setzten sich im Frühjahr und Frühsommer 1941 fort. Im Juli dieses Jahres verschob Hitler die Operation erneut bis zum Frühjahr 1942, in der Annahme, dass dann ‚der Russlandfeldzug abgeschlossen sein‘ würde. Danach scheint das Projekt nie wieder ernsthaft erwogen worden zu sein.

Hierzulande haben viele Menschen geglaubt, dass 1940 tatsächlich ein deutscher Invasionsversuch stattgefunden hatte. Dieser Glaube beruhte teilweise auf der Tatsache, dass im August und September 1940 an der Südküste Englands eine Anzahl toter deutscher Soldaten angespült wurde, und teilweise auf dem Wissen, dass das Oberkommando unserer Streitkräfte am 7. September die Warnstufe ‚Unmittelbar bevorstehende Invasion‘ ausgelöst hatte. Was war tatsächlich geschehen?

Im August 1940 begannen die Deutschen in Häfen entlang der französischen Küste mit der Einschiffung ihrer Armee, es liegen jedoch keine Beweise dafür vor, dass diese Schiffe je-

mals die Häfen in Richtung England verlassen haben. Die Royal Air Force flog Angriffe auf diese Häfen, dabei wurden auch Schiffe versenkt, die bereits die offene See erreicht hatten, wahrscheinlich, um der Bombardierung der Häfen zu entgehen. Während der darauffolgenden sechs Wochen wurden dann an verschiedenen Punkten unserer Küste zwischen Cornwall und Yarmouth die Leiber toter deutscher Soldaten angespült (etwa sechsendreissig Leichen).

Am 7. September 1940 äusserte sich der britische Generalstab in einem Bericht zu den Möglichkeiten einer deutschen Aktion gegen Grossbritannien wie folgt:

a) Die Bewegung von kleinen Schiffen und Barkassen in Richtung der Häfen zwischen Ostende und Le Havre liess einen baldigen Beginn der Invasion naheliegend erscheinen, da man derartige Schiffskonzentrationen in Häfen, die für Bombenangriffe äusserst exponiert sind, nicht unnötig früh vornehmen würde.

b) Die Schlagkraft der deutschen Luftwaffe, stationiert zwischen Amsterdam und Brest, war durch die Verlegung von hundertsechzig Langstreckenbombnern aus Norwegen verstärkt worden; ausserdem hatte man Sturzkampfflugzeuge in vorgeschobene Stützpunkte der Gegend um Calais verlegt, offenbar in Vorbereitung des Einsatzes gegen unser Land.

c) Vier vor der südöstlichen Küste in einem Ruderboot festgenommene Deutsche hatten gestanden, Spione zu sein. Ihr Auftrag bestand darin, sich während der folgenden zwei Wochen ständig in Bereitschaft zu halten, um gegebenenfalls exakte Angaben über die Bewegungen der britischen Reserveformationen im Raum Oxford-Ipswich-London-Reading zu übermitteln.

d) Die Ebbe-Flut-Bedingungen an der Südostküste waren vom 8. bis 10. September äusserst günstig für eine Invasion von See aus/

Dieser Bericht zeigt, dass die deutschen Vorbereitungen für eine Invasion so weit fortgeschritten waren, dass eine solche jederzeit begonnen werden konnte. Nahm man nun noch die deutschen Luftangriffe hinzu, die sich zu diesem Zeitpunkt vor allem auf Stützpunkte der Royal Air Force konzentrierten, so war sich der Generalstab einig, dass die Möglichkeit einer Invasion unmittelbar gege-

1945 ben war und deshalb Warnstufe für die Verteidigungskräfte ausgelöst werden musste. Folglich gab man am 7. September um 20 Uhr das Codesignal ‚Cromwell‘ (für unmittelbar bevorstehende Invasion) an das östliche und südliche Kommando durch, was erhöhte Bereitschaft für die Divisionen entlang der Küste bedeutete. Das Signal erging auch an alle Formationen im Gebiet London sowie an das 4. und 7. Reservekorps. Alle anderen Kommandos im Vereinigten Königreich wurden von der ausgelösten Warnstufe informiert.

In einigen Teilen des Landes handelten Kommandeure der Home Guard auf eigene Initiative, läuteten die Kirchenglocken und riefen ihre Leute zusammen. Dies wiederum gab Anlass zu Gerüchten, feindliche Fallschirmspringer seien gelandet. Andere Berichte, die sich danach als falsch herausstellten, sprachen von der Annäherung deutscher Schiffe an unsere Küste.

Am darauffolgenden Morgen, 8. September, erfolgte vom Generalstab die Anweisung, dass auf das Codewort ‚Cromwell‘ hin künftig nicht mehr die Home Guard einzuberufen sei; dass ausserdem Kirchenglocken nur noch zu läuten seien, wenn man die Landung von mindestens fünfundzwanzig Fallschirmspringern selbst beobachtet hatte.‘)

### *Nürnberg, 8. Dezember*

Bitterkalt heute und eine geschlossene Schneedecke. Auf dem Kanal sah ich Kinder beim Schlittschuhlaufen. Für die Menschen aber, die in den ungeheizten Kellern unter den Ruinen hausen, ist die Kälte grausam. Ich sprach mit einigen von ihnen und auch mit Leuten, deren Wohnungen, in den Aussenbezirken gelegen, noch intakt sind.

Der Prozess? Ach, alles Propaganda! Ihr werdet sie doch ohnehin alle aufhängen. Also macht ihr ihnen den Prozess aus reinen Propagandagründen. Warum sollten wir uns dafür interessieren? Wir frieren. Wir haben Hunger.

Einer, von Beruf Ingenieur, meinte: «Was war denn schlecht daran, dass Göring seine Luftwaffe aufgebaut hat? Hätte er es nur besser getan, dann würde Nürnberg jetzt nicht in Trümmern liegen.» –

Die rührigen Leute von AP sind heute an eine Aussage von Rudolf Hess herangekommen, in der er darüber spricht, warum er seinerzeit am 10. Mai 1941 nach England geflogen ist. Dabei legt er eine unglaubliche Naivität an den Tag, was England betrifft, seine Worte sind verwirrt und voller Widersprüche. Dennoch will ich einen Auszug ins Tagebuch aufnehmen:

*Frage:* Was war der Zweck Ihres Fluges nach England?

*Antwort:* Während des Frankreichfeldzugs brachte ich im Juni 1940 gegenüber dem Führer zum Ausdruck, dass nach dem Friedensschluss mit England, dessen Zustandekommen wir unmittelbar erwarteten, die Forderung nach Rückgabe all dessen erhoben werden müsste, was man Deutschland durch den Versailler Vertrag geraubt hatte ...

Ich sagte mir, dass es höchstwahrscheinlich Gründe des Prestiges waren, die England von der Annahme der verschiedenen Verständigungsvorschläge des Führers abhielten. Unter Berücksichtigung der damaligen militärischen Lage, so meinte ich, konnte England ohne Verlust seines Ansehens nur verhandeln, wenn vor aller Welt sichtbar ein Grund für die Aufnahme von Gesprächen mit Deutschland vorhanden war. Um diesen Grund zu schaffen, entschloss ich mich, persönlich nach England zu gehen.

Ich hinterliess zum Zeitpunkt meines Abfluges einen Brief für den Führer, in dem ich meine Gründe darlegte. Ich argumentierte folgendermassen: Nach Kontaktaufnahme mit mir würde die britische Regierung in der Lage sein zu erklären: ‚Wir sind in den Gesprächen mit Herrn Hess zu der Überzeugung gelangt, dass die Vorschläge des Führers in Richtung auf Verständigung ernst gemeint sind. Unter diesen Umständen fühlt sich England nicht berechtigt, Verantwortung für eine Verlängerung des Gemetzels zu übernehmen, ohne alles versucht zu haben, um den Krieg zu einem für alle Parteien annehmbaren Ende zu bringen. England erklärt deshalb seine Bereitschaft, in Verhandlungen mit diesem Ziel einzutreten.‘

Was ich dem Führer geschrieben hatte, wiederholte ich gegenüber dem Personenkreis, den ich dann in England traf.

*Frage:* Wusste Hitler oder ein anderer führender Nazi vorher von dem Flug?

*Antwort:* Weder Hitler noch irgendein anderer, ausser meinem Adjutanten, den ich ins Vertrauen zog.

*Frage:* Auf welche Weise waren Willy Messerschmitt und Professor Haushofer einbezogen?

*Antwort:* Messerschmitt war von meiner Absicht nicht informiert. Ich erhielt von ihm ein Flugzeug unter dem Vorwand, ich brauche die Maschine für Langstrecken-Übungsflüge innerhalb Deutschlands. Was Haushofer betrifft, so bat ich ihn lediglich um einige empfehlende Zeilen für den Duke of Hamilton, unter dem Vorwand, ich würde den Herzog mit Wissen Hitlers auf neutralem Boden treffen.

*Frage:* Wann haben Sie sich zu dem Flug entschlossen?

*Antwort:* Ich entschloss mich dazu kurz nach dem bereits erwähnten Gespräch mit dem Führer im Juni 1940 ... Es dauerte bis zum 10. Mai 1941, ehe alle nötigen Vorbedingungen zusammenpassten. (Hier folgen detaillierte Angaben zu den Wetterbedingungen und so weiter – W. S.)

*Frage:* Von wo aus sind Sie gestartet?

*Antwort:* Von einem Rollfeld der Messerschmitt-Werke in Augsburg aus, wo ich bereits vorher verschiedene Übungsflüge absolviert und auch Versuchsstarts nach England unternommen hatte, die ich jedoch wegen schlechten Wetters wieder hatte abbrechen müssen.

*Frage:* Haben Sie damals in England, oder auch danach, erfahren, dass man Sie in Deutschland offiziell zum Geistesgestörten erklärt hat? Wenn ja, wie haben Sie darauf reagiert?

*Antwort:* In meinem Brief, den ich dem Führer hinterliess, hatte ich geschrieben, ich würde meine Absicht selbst mit dem Risiko ausführen, dass der Führer mich für verrückt erklärte. Deshalb haben mich die entsprechenden Nachrichten nicht überrascht...’ –

Sollte an dieser Stelle auf eine weitere deutsche Operation eingehen, die man ‚Felix und Isabella‘ nannte und mit der man Spanien helfen wollte, die Briten vom Felsen von Gibraltar (‚Felix‘) zu verjagen sowie danach Portugal (‚Isabella‘) zu okkupieren. Das kam heute beim Prozess zur Sprache.



(Am 4. März 1946 hat unser Aussenministerium eine Sammlung beschlagnahmter deutscher Dokumente zu diesem Gegenstand veröffentlicht, die weitaus vollständiger ist als das in Nürnberg vorgelegte Material. Ich habe bei Drucklegung des Buches meine Eintragungen daher ergänzen können. Angesichts der gegenwärtigen Pro-Franco-Propaganda bei uns sind die folgenden Passagen zur wahren Rolle des spanischen Generals im Zweiten Weltkrieg nötiger denn je.)

Im Juni 1940, unmittelbar nach dem Fall Frankreichs, versicherte Franco Hitler, dass Spanien unter folgenden zwei Bedingungen an der Seite der Achsenmächte in den Krieg eintreten werde: 1. Spanien müsse Gibraltar, Französisch-Marokko und einen Teil von Algerien (einschliesslich Oran) erhalten sowie Zustimmung zur Vergrösserung seiner Kolonien am Golf von Guinea; 2. Deutschland müsse Spanien für die Kriegführung bestimmte Rüstungs- und Wirtschaftshilfe gewähren.

Das geht aus einem ‚streng geheimen‘ Memorandum hervor, welches der deutsche Botschafter in Madrid, Dr. Eberhard von Stohrer, am 8. August 1940 nach Berlin schickte.

Dass Franco sein Land schliesslich doch nicht an der Seite der Achse in den Krieg warf, lag nicht etwa am mangelnden Willen des Caudillo, sondern hatte – wie die Dokumente zeigen – seinen Grund darin, dass Hitler zunächst nicht bereit war, auf Francos Bedingungen einzugehen. Als dann der Sommer 1941 nahte, war Hitler bereits zu sehr mit dem Balkan und mit Russland beschäftigt, um die Gespräche mit Franco fortzuführen.

Franco hatte – ebenso wie Mussolini – seine grosse Stunde kommen sehen, als im späten Frühjahr 1940 die deutschen Panzer nach Frankreich hineinrollten. Am 3. Juni 1940, kurz vor dem Fall von Paris, schrieb der Caudillo an Hitler: ‚In einem Augenblick, da die deutschen Armeen unter Ihrer Führung die grösste Schlacht der Geschichte zu einem siegreichen Ende bringen, muss ich Ihnen nicht versichern, wie stark mein Wunsch ist, Sie zu unterstützen, und wie gross meine Befriedigung sein wird, Ihnen jene Dienste zu leisten, die Sie als die wertvollsten betrachten ...‘

Sein erster Dienst bestand darin, am 14. Juni den interna-

tionalen Hafen von Tanger zu besetzen, direkt gegenüber von Gibraltar. Den ganzen Sommer über arbeitete er fieberhaft an Plänen, mit deutscher Hilfe Gibraltar einzunehmen und damit die Briten weiter zu schwächen, die bereits in Ägypten um ihr Überleben kämpften. Zur Besprechung der Einzelheiten schickte er seinen Vertrauten, Minister Serrano Suner, nach Berlin. Diesem versprach Hitler die gewünschten Flugzeuge, Waffen und Soldaten zur Einnahme der Festung Gibraltar. Was jedoch Francos territoriale Forderungen sowie die Wirtschaftshilfe betraf, drückte sich Hitler etwas vage aus. Suner eilte zur Berichterstattung nach Madrid zurück.

Inzwischen war der deutsche Aussenminister Ribbentrop nach Rom gereist. Am 19. September hatte er dort ein langes Gespräch mit Mussolini. Das geheime deutsche Protokoll zeigt, wie sich die Situation bezüglich Spanien darstellte:

„Der Reichsaussenminister kündigte eine Erklärung des Führers zum militärischen Teil des spanischen Problems an, d.h. zur Eroberung von Gibraltar. Die Spanier beabsichtigten zwar, Gibraltar allein einzunehmen, doch um ein eventuelles Misslingen auszuschliessen, wird Deutschland Spanien eine Spezialtruppe zur Verfügung stellen, ausgerüstet mit speziellen Waffen, sowie einige Flugzeugstaffeln ...

Nach der Rückkehr nach Berlin beabsichtigte er (Ribbentrop – W. S.), gemeinsam mit Serrano Suner Spaniens Eintritt in den Krieg sowie die Lieferung von Rüstungsmaterial in einem geheimen Protokoll festzuschreiben ... Spaniens Eintritt in den Krieg sei bereits mündlich zugesagt worden. Er soll erfolgen, wenn Franco seine Vorbereitungen abgeschlossen hat und die deutschen Spezialtruppen, Waffen und Flugzeuge an ihren Bestimmungsorten in Spanien eingetroffen sind.’

Das Protokoll erwähnt an dieser Stelle keine Erwiderung des Duce. Hat er nicht um Zustimmung für eine italienische Beteiligung an der Operation ersucht, wie das – in letzter Minute – auch beim Angriff auf Frankreich der Fall gewesen war? Das müsste man doch annehmen. Gleichzeitig aber wissen wir, dass die Deutschen nicht die Absicht hatten, ihren italienischen Verbündeten in Spanien einzubeziehen. In Hitlers Erlass zur Operation ‚Felix und

Isabella‘, der am 12. November ergehen sollte, heisst es klipp und klar: ‚Eine italienische Beteiligung wird nicht ins Auge gefasst‘.

Drei Tage nach der Begegnung zwischen Ribbentrop und Mussolini in Rom schrieb Franco am 22. September einen langen Brief an Hitler, in dem er detailliert zu dem gemeinsamen Plan eines Angriffs auf Gibraltar Stellung bezieht. ‚Was uns betrifft‘, teilt er mit, ‚so haben wir die Operation seit Langem insgeheim vorbereitet.‘ Abschliessend versichert er seine unveränderliche und feste Treue gegenüber Ihnen, dem deutschen Volk sowie dem Ziel, für das Sie kämpfen.

Einen Monat später, am 23. Oktober, trafen Franco und Hitler in Hendaye an der spanisch-französischen Grenze zusammen. Im Protokoll wird Franco unter anderen mit folgenden Sätzen zitiert: ‚Spanien war dem deutschen Volk stets geistig und in völliger Loyalität verbunden. In gleicher Weise hat sich Spanien von Anbeginn der Achse verbunden gefühlt ... Im gegenwärtigen Krieg wird Spanien freudig an der Seite Deutschlands kämpfen.‘

Am 11. November kabela Botschafter von Stohrer nach Berlin, der spanische Aussenminister habe das gemeinsame Geheimprotokoll unterzeichnet. Das bedeutete die offizielle Zustimmung zum Eintritt in den Krieg an der Seite Deutschlands.

Nun konnte Hitler am darauffolgenden Tag, dem 12. November, seine geheime Weisung Nr. 18 erlassen. Sie stellt ein äusserst interessantes Dokument dar; ich kann hier nur kurz daraus zitieren:

‚Das Ziel der deutschen Intervention auf der iberischen Halbinsel besteht in der Vertreibung der Briten aus dem westlichen Mittelmeerraum. Zu diesem Zweck wird Gibraltar eingenommen und die Strasse von Gibraltar abgeriegelt ... Der Angriff auf Gibraltar erfolgt durch deutsche Truppen. Sollten die Briten in Portugal Fuss fassen, so sind unsere Truppen auf den Einmarsch in das Land vorzubereiten. Eine spanische Unterstützung beim Abriegeln der Strasse von Gibraltar nach Einnahme der Festung wird, wenn nötig, angefordert.‘

Wenn nötig! Franco darf in seinem eigenen Teil des Krie-

**1945** ges möglichst nicht in Erscheinung treten! Doch das Datum für seinen Kriegseintritt wird festgelegt. ‚Felix und Isabella‘ soll am 10. Januar 1941 beginnen.

Im Dezember 1940 bekommt der kleine spanische Diktator kalte Füße. Das Kriegsglück – zu allen Zeiten schwankend – hat sich der Achse nicht sonderlich hold gezeigt. Die Invasion Englands ist verschoben. In Albanien befinden sich die Italiener auf dem Rückzug vor den tapferen Griechen. Der italienische Generalstabschef Marschall Badoglio ist deshalb zurückgetreten. An der Westgrenze Ägyptens verhindert eine kleine und schwache britische Streitmacht seit drei Monaten die lauthals verkündete italienische Invasion des Marschalls Graziani. Franco zögert.

Am 12. Dezember muss ein bestürzter deutscher Botschafter aus Madrid nach Berlin melden, Franco habe ihn davon in Kenntnis gesetzt, dass es ‚für Spanien unmöglich ist, zum vorgesehenen Zeitpunkt in den Krieg einzutreten‘. Als Gründe habe er genannt: fortgesetzte Bedrohung durch die britische Marine, Verzögerung des Abschlusses der militärischen Vorbereitungen Spaniens sowie die absolut unzureichende Ausrüstung Spaniens.‘ Franco habe sich darüber beklagt, dass nicht nur die von Berlin zugesagten Lebensmittel und Benzinlieferungen ausgeblieben seien, sondern Hitler auch niemals konkret zu den Gebietsforderungen Spaniens Stellung genommen habe.

Der geplante Tag des Beginns der Operation verstreicht ohne Aktionen. Am 6. Februar 1941 schreibt Hitler an Franco, jetzt werde ‚die Zeit knapp, wir haben schon einen Monat verloren‘. Die Achse habe eine grosse Gelegenheit verpasst, und dies ‚aufgrund Ihrer Weigerung, am 10. Januar wie vorgesehen in den Krieg einzutreten‘. Hitler schliesst mit der Warnung: ‚Wenn wir nicht siegen, dann wird es nicht länger ein nationalistisches Spanien geben.‘

In seiner Antwort vom 26. Februar akzeptiert Franco die Vorwürfe Hitlers. ‚Ich möchte jeden Schatten eines Zweifels ausräumen‘, versichert er dem Führer, ‚und erklären, dass ich heute an Ihrer Seite stehe, entschlossen und völlig zu Ihrer Verfügung, vereint mit Ihnen in gemeinsamer historischer Mission, vor der zu flie-

hen meinen Selbstmord bedeuten würde und das Ende der Aufgabe, die ich in Spanien verkörpere‘.

Tatsächlich hatte Hitler zu diesem Zeitpunkt seinen spanischen Freund bereits aufgegeben. Franco war sich dessen höchstwahrscheinlich nicht bewusst. Am 3. Februar, drei Tage vor seinem zornigen Brief an den Spanier, hatte Hitler auf einer Konferenz mit seinen führenden Militärs die Pläne für die ‚Operation Barbarossa‘ diskutiert. Alle Gedanken konzentrieren sich bereits auf das grandiose Vorhaben der Eroberung Russlands. Aus den Aufzeichnungen des Generals von Brauchitsch, Oberbefehlshaber des Heeres, geht hervor, dass Hitler bereits an diesem Tag den Einsatz der für die Gibraltar-Operation vorgesehenen Flugzeuge, Geschütze und Truppen ‚beim neuen Unternehmen im Osten‘ angewiesen hat. Spanien kann offenbar warten. Gibraltar wird, nach Vernichtung der Sowjetunion, eine Kleinigkeit sein.

Die Dokumente zeigen nun eine zweijährige Unterbrechung der deutsch-spanischen Affäre an. Dann jedoch, am 10. Februar 1943, unterzeichnen beide Länder erneut ein geheimes Protokoll. Jetzt ist Hitler in der Defensive – in Russland, in Afrika, in der Luft über Westeuropa. Er kann Franco nicht mehr dabei helfen, Gibraltar den Briten und Marokko wie Algerien den Franzosen zu entreissen. Er kann nur Hilfe anbieten für den Fall, dass die Alliierten Spanien angreifen. Und er möchte sichergehen, dass Franco in diesem Fall Widerstand leistet. Im Geheimprotokoll vom 10. Februar versichert der Caudillo, er werde sich jedem Versuch der amerikanischen und britischen Truppen entgegenstellen, in Nordafrika auf spanisches Territorium vorzudringen. Das tut der faschistische spanische Diktator dann tatsächlich und leistet damit Hitler seinen letzten Dienst. Mit der Mobilisierung starker Kräfte in Spanisch-Marokko – im Rücken der alliierten Expeditionsstreitkräfte, die gerade dabei sind, die Deutschen und Italiener aus Tunesien zu vertreiben – bereitet Franco General Eisenhower einige Sorgen.

Das aber ist die letzte Geste gegenüber seinen faschistischen Freunden in Deutschland. Das Kriegsglück wendete sich. Nicht länger mehr sah die Achse wie der Sieger aus. Daraufhin zog der eingebildete kleine Spanier seine ‚blaue

1945 Division' aus Russland zurück, stoppte das Nachtanken deutscher U-Boote in spanischen Häfen und begann seine britischen und amerikanischen Freunde zu hofieren. Erstaunlich genug: Grossbritannien und Amerika begrüßten die neue Haltung des erbärmlichen Wendehalses. Ihnen allein ist es zuzuschreiben, dass er bis zum heutigen Tag an der M<sup>acht</sup> geblieben ist. Es interessiert dabei offenbar nicht länger, was er getan hat, wofür wir den Krieg geführt haben. Ebenso blind sind wir heute gegenüber dem schrecklichen und blutigen Terror im letzten überlebenden faschistischen Regime Europas. –

Bis spät in die Nacht am Tagebuch gearbeitet, am Artikel für ‚Readers Digest‘ und an meiner morgigen Sendung – der letzten aus Nürnberg, der letzten aus Deutschland. Paul White, mein Boss bei CBS, meint, es sei nun an der Zeit für mich, nach Hause zu fahren. Vielleicht kann ich Weihnachten im Kreis der Familie feiern, wie schon letztes Jahr.

#### *Nürnberg, 9. Dezember*

Der Tag hat gerade begonnen. Bin erschöpft vom Schreiben des Sendemanuskripts, vom zweimaligen Sprechen (einmal für die Aufzeichnung, falls etwas mit der Übertragung nicht klappte, einmal ‚live‘) und von der schwierigen Übermittlung des Textes für das ‚Digest‘, die endlich kurz vor Mitternacht zustande kam. Muss jetzt noch meine Sachen packen und um sechs schon wieder aufstehen, um die Kuriermaschine nach Paris zu bekommen.

In die heftige Müdigkeit aber mischt sich zugleich ein seltsames Gefühl der Erleichterung, dieses komplizierte, tragische Land erneut zu verlassen, vielleicht zum letzten Mal. Deutschland! Sein Schicksal, sein Geist, sein Charakter, seine Kultur, seine Menschen (mit ihren barbarischen Exzessen und nun ihrem exzessiven Selbstmitleid) und schliesslich sein schrecklicher Krieg – all das hat mein eigenes kleines Leben für nahezu fünfzehn Jahre gefangengenommen. Jetzt suche ich Befreiung davon. Natürlich gibt es auch Dinge, die haftenbleiben, die man gern aus deutschem Land mitnimmt auf die Reise. Die Liebe zur deutschen Musik etwa – Bach und Beethoven, dazu die Österreicher Hayd, Mozart und Schubert.

Oder zu den meisterlichen Werken einiger Dichter – Goethe, Schiller, Heine, später Thomas Mann und Rilke (in Prag geboren) und Kafka (ein Tscheche, der deutsch schrieb). Sie alle verkörpern, wenn man so will, einen deutschen Geist, mit dem ich für den Rest meiner Tage im angelsächsischen Heimatland leben kann.

Heute ist es fast auf den Tag genau fünf Jahre her, dass ich Deutschland schon einmal verliess. Damals sah es so aus, als habe das Böse im Deutschen nicht nur über ihn selbst triumphiert, sondern würde auch über die ganze Welt triumphieren. Die Seele krampfte sich zusammen bei dieser Aussicht. So weit war es nun am Ende gekommen. Bisher hatte man alle Unbill des Lebens – Kälte, Einsamkeit, Ungerechtigkeit – doch ertragen können. Aber das nicht. Nicht diese äusserste Grausamkeit, diese Lust am Zerstören, diese monströse Tyrannenherrschaft über das Leben und – schlimmer noch – den Geist des Menschen.

Was bei meiner vorigen Abreise wie das sichere Verderben ausgesehen hatte, ist nicht eingetreten. Die die Welt zu vernichten suchten, sind jetzt selbst vernichtet. Man empfindet keine Freude darüber. Aber ungeheure Erleichterung, dass es nicht umgekehrt gekommen ist. Diese Gewissheit macht die heutige Abreise zu einer anderen Erfahrung. Das Herz ist weniger wund, es regt sich wieder Hoffnung in ihm.

---

# Postskriptum 1947



Ich war tatsächlich Weihnachten 1945 zu Hause. Und es kam der verzauberte Abend mit den Kindern unter dem erleuchteten Baum, mit jenem schönen und warmen Gefühl, das alle Menschen, die gesamte Christenheit an diesem ersten Weihnachtsfest des Friedens erfasste.

Doch den gerade zurückgekehrten Reporter packten zugleich die Erinnerungen. Tausendundeine Impression erschien vor dem geistigen Auge. Wie sie zusammenfügen, so dass sie einen Sinn ergaben, ein wahres Bild des Ganzen? Gab es doch so viele Dinge, die ich erlebt hatte und die *keinen* Sinn ergaben: die ungeheure Apathie der Deutschen und ihr tiefes Bedauern nicht etwa darüber, dass sie den Krieg begonnen, sondern dass sie ihn verloren hatten; ihr Jammern über Hunger und Kälte und zugleich das völlige Fehlen von Sympathie oder wenigstens Interesse für das noch schwerere Los der einst von ihnen okkupierten Völker, für das sie eine so grosse Verantwortung trugen; ihre gelangweilten Reaktionen bei der blossen Erwähnung des Nürnberger Prozesses, den sie als Propagandatrick der Alliierten betrachteten; ihre auffallend geringe Bereitschaft zur (oder Interesse an der) Demokratie, die wir – mit typisch angelsächsischem, blindem Eifer – ihnen gerade beizubringen versuchten.

Wie zusammenfügen, was ich Deutsche hatte sagen hören? Paul Löbe etwa, den alten Sozialdemokraten und ehemaligen Reichstagspräsidenten, der nun allen Ernstes die Alliierten warnte, für die Verbrechen Deutschlands dürften sie nicht das deutsche Volk, sondern nur die Nazis verantwortlich machen. Oder den Dichter Johannes R. Becher, der den Mut besass, in Berlin ans Mikrofon zu treten und seinen Landsleuten zu sagen, sie alle trügen einen Teil der Schuld an Hitlers Verbrechen. Der sie aufforderte, endlich zu erwachen und sich der Tatsache zu stellen, dass «der grössere Teil unseres Volkes in einem Abgrund von Unmoral versunken war». Und der feststellte: «Im Ausmass unserer Schuld und in der Grösse unserer Schmach besitzt unsere Niederlage keine Parallele in der Weltgeschichte. Stellen wir uns der Tatsache, dass wir in der ganzen Welt verachtet und verhasst sind.»

Mutige Worte, von Becher ernstgemeint. Doch fielen sie nicht

auf unfruchtbaren Boden? Erlebten die Berliner nicht sogar, wie ein amerikanischer Offizier diesen couragierten Dichter, dessen Stimme sich da über der deutschen Verwüstung erhob, aus seinem Haus vertrieb und seine Bücher beschlagnahmte, weil er sie einfach schick fand? Ein Offizier, der wahrscheinlich noch nie in seinem Leben einem Dichter begegnet war, geschweige denn einem antifaschistischen?

Natürlich hatten wir auch einen Nazi nicht immer als solchen erkannt, wenn er vor uns stand, oder einen Deutschen, der den Nazis gedient hatte. War nicht gerade einer meiner früheren Zensoren beim Nazirundfunk von der amerikanischen Militärregierung in Österreich als Programmdirektor eines neuen Senders bestätigt worden? War nicht ein führender deutscher Bankier, den die Amerikaner wie zweiundzwanzig andere bereits verhaftete Bankdirektoren wegen Betrugs und Raubes in den besetzten Ländern vor Gericht stellen wollten, immer noch auf freiem Fuss, weil die Briten ihn in ihrer Zone zum wichtigsten Berater auf dem Feld der Finanzen berufen hatten? War nicht jener reizende Bursche, den alle amerikanischen Korrespondenten in Berlin seinerzeit nur als ‚Fatty‘ kannten und von dem sie wussten, dass er für die Gestapo spitzelte, eben von einer der alliierten Behörden in den Westzonen mit wichtigen Aufgaben betraut worden? Sabotierten nicht amerikanische Offiziere in Deutschland General Eisenhowers Befehle zur Entfernung von Nazis aus leitenden Positionen und bekamen dafür kräftige Rückendeckung aus der Heimat?

Ja. Leider wahr. Doch was konnte man erwarten von den Amerikanern hier, die so rasch wie möglich ihr Armeedasein beenden wollten und in diesem Wunsch durch die Nachrichten aus den USA bestärkt wurden, wo jedermann nach ‚Rückkehr zur Normalität‘ rief? Schon waren die Untaten der Deutschen beinahe vergessen. Ein neuer Feind, ein neuer Krieg beherrschte zunehmend die öffentliche Diskussion. Russland! Die Bolschewisten! Diesen Bastards werden wir es als nächstes zeigen!

Auf meinem Weg von Deutschland nach Hause hatte ich kurz in Paris und London Station gemacht. Die Menschen dort froren und hungerten zwar, schienen aber guten Mutes zu sein, allein weil sie

die Greuel des Krieges überlebt hatten. Der Frieden würde süß sein, so dachten sie. Und die Kosten des Krieges? – fuhr es dem Reporter aus einem riesigen, reichen, wohlgenährten und vom Krieg unberührten Land durch den Kopf. Die Kosten für Europa? Verwüstete Städte, zerstörte Menschenleben (ob ausgelöscht oder noch flackernd), verdorbene Moral, vernichtete Volkswirtschaften, zusammengebrochene Verkehrs- und Kommunikationsnetze, zerüttete Nerven und der Verlust an Kultur?

Wie die Natur des Krieges selbst kann man auch die schreckliche Auflösung Europas nicht angemessen mit Worten schildern. Mancher wird, mit einem Blick in die Geschichte, natürlich einwenden, dass Europa auch früher schon Katastrophen erlebt und sie am Ende alle überstanden hatte. Der Dreissigjährige Krieg verwüstete Deutschland und grosse Teile Mitteleuropas. Der Erste Weltkrieg sah ganze Reiche Zusammenstürzen und kostete fünfzehn bis zwanzig Millionen Menschenleben. Alle diese Verwüstungen aber wurden durch den jüngsten Weltkrieg bei Weitem in den Schatten gestellt.

Betrachtete man die zertrümmerten Städte, die Abermillionen friererender und unterernährter Menschen, den ungeheuren Zusammenbruch der Gesellschaft, so fragte man sich in diesem Winter 1945: Kann Europa überleben? Kann es wieder zu sich finden? Oder hat es seine beherrschende Stellung in der Welt für immer verloren? An Russland im Osten und Amerika im Westen? Es wäre voreilig, so mein damaliger Schluss, nun davon zu sprechen, dass Europa am Ende sei und nie mehr auferstehen könne. Sprechen könne man nur davon, dass Europa, wie wir es einst gekannt hatten, nicht mehr existiere und niemand voraussagen könne, in welcher Form es, wenn überhaupt, wiedererstehen werde.

Bei den Franzosen und Briten spürte man noch immer viel von ihrer Widerstandskraft. Anders als die meisten Amerikaner wollten sie nun keineswegs die Uhr wieder auf die Vorkriegszeit zurückstellen. Die bei uns daheim so heilige ‚freie Wirtschaft hatte für die meisten von ihnen ihre Anziehungskraft eingebüsst. Hoffnungsvoll wandten sie sich einem demokratischen Sozialismus zu. So wie sie

sich räumlich zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion bewegten, taten sie es auch mit ihren Konzepten. Sie wollten weder unseren ungezügelter Kapitalismus noch Russlands totalitären Kommunismus. Sie suchten nach etwas dazwischen.

Das Jahr 1945 ging zu Ende. Es war, ohne jeden Zweifel, das denkwürdigste Jahr in unserem Leben. Das Jahr des Sieges der Alliierten, das Jahr des Zusammenbruchs aller deutsch-japanischen Träume von Weltoberung, das Jahr der Beendigung des schrecklichsten Krieges der Menschheitsgeschichte. Zugleich das Jahr der Geburt einer neuen Weltorganisation, der Vereinten Nationen, und damit des zweiten Versuchs einer Befestigung des Weltfriedens. Und es war das Jahr des Anbruchs eines neuen, atomaren Zeitalters. Nicht wenige meinten, mit diesem Jahr sei eine lange Periode in der Geschichte der menschlichen Rasse zu Ende gegangen. Und zwar an dem Tag, da im Juli in New Mexico die erste Atombombe gezündet wurde.

Wie wird dieses neue Atomzeitalter aussehen? Und kann die Menschheit auf lange Sicht darin überleben? –

In meinen Notizen von 1946 und Anfang 1947 kann ich für Antworten auf die soeben gestellten Fragen nicht viel Ermutigendes finden. Die ersten beiden Jahre des Friedens verliefen alles andere als vielversprechend.

Zwar begannen die Vereinten Nationen 1946 auf amerikanischem Boden zu arbeiten, das Wachstum der hoffnungsvollen Pflanze aber schien von Anfang an behindert zu sein. Wegen des erschreckenden Grabens zwischen der Welt der Russen und unserer eigenen Welt war die UNO nicht dazu in der Lage, auch nur eines der wesentlichen Probleme dieser Erde in den Griff zu bekommen, beginnend mit internationaler Kontrolle der Atomenergie. Dabei ist auch der Hinweis wenig hilfreich, dieses Versagen sei hauptsächlich dem Verhalten der Russen anzulasten – wie von den meisten Amerikanern zu hören war. Denn immer noch war damit das Problem des Weltfriedens ungelöst. Immer noch blieb die Furcht vor einem Atomkrieg, der den Planeten verwüsten würde, ganz gleich, wer ihn auch ‚gewann‘.

Ja, die meisten unserer Probleme hatten in der Tat etwas mit grosser *Furcht* zu tun. Wir fürchteten Russland. Russland fürchtete

uns. Im eigenen Land schienen wir unser Bestes zu tun, um hausgemachte Furcht heraufzubeschwören. Die einen fürchteten die Arbeiter, die anderen das Management. Und alle fürchteten wir die Kommunisten, obwohl das nur eine Handvoll Leute waren, die den Kontakt zum amerikanischen Leben so sehr verloren hatten (im Gegensatz zur engen Verbindung mit dem russischen), dass es ihren Kandidaten nicht einmal gelang, Erfolge bei der Wahl eines Hundefängers zu erzielen, geschweige denn etwa in Rathäuser einzuziehen, Bürgermeisterposten oder gar einen Sitz im Kongress zu erreichen. In Frankreich, wo die Kommunistische Partei die stärkste und bestorganisierteste politische Kraft im Lande ist, gab es in der Tat ein kommunistisches Problem. Doch bei uns? Hätten wir nur einigermaßen politisches Gespür entwickelt, so hätten wir die Frage mit Nein beantworten müssen.

Stattdessen aber grassierte 1946 und 1947 bei uns die Furcht vor ‚Roten‘ und ‚roten Spionen‘ in einer Masse, die bereits an Hysterie grenzte (zumindest im Kongress sowie in Presse und Rundfunk) und unter anderem dazu führte, dass viele von uns einen Menschen bereits als ‚Roten‘ oder ‚Kommunisten‘ beschimpften, wenn er nur wagte, anderer Meinung zu sein, oder sanft dagegen protestierte, dass Amerika in die Tage von McKinley zurückverfiel.

Intoleranz breitete sich im Land aus, die unserer unwürdig war. Sie führte zu den schlimmen Attacken gegen David E. Lilienthal. Sie veranlasste mittelmässige Politiker zu herabwürdigenden Äusserungen über jene hervorragenden amerikanischen Wissenschaftler, deren Genius dem Atom seine letzten Geheimnisse entrisen hatte und die voller Ernst und Eindringlichkeit an die Politiker appellierten, keinen Missbrauch mit ihrer Entdeckung zu treiben. Intoleranz prägte die Anordnung des Präsidenten, dass sich alle Angestellten im öffentlichen Dienst unverzüglich einem ‚Loyalitätstest‘ zu unterziehen hatten – eine Sache, die mir sehr nach Praktiken der abscheulichen deutschen Gestapo und der gefürchteten russischen GPU schmeckte, die zudem (nach Meinung einiger der bedeutendsten Juristen dieses Landes) unseren öffentlichen Angestellten eines der elementarsten Verfassungsrechte – die

Meinungsfreiheit – verweigerte und sie zu einer Kategorie von zweitklassigen Bürgern abstempelte, die sie nicht waren.

Auch auf den Rundfunk griff diese Intoleranz über. Plötzlich wurden einige von uns gefeuert, weil verantwortliche Leute in den Sendern unseres freien Landes ihre Ansichten nicht länger tolerieren wollten und konnten. Natürlich gehören die Ätherwellen eigentlich dem amerikanischen Volk, das ja letztlich für alle Kosten des Rundfunks aufkommen muss. Doch allein der Werbekunde, dessen Dollars den Sender augenblicklich finanzieren, oder das Management der Station, das natürlich auf diese Dollars scharf ist, entscheiden darüber, wessen Stimme die freien Bürger unseres Landes hören oder nicht hören können.

Und hier setzte nun, seitens einiger fehlgeleiteter Glaubenseiferer, ebenfalls Gedankenkontrolle ein. Ich bin mir sicher, dass es sich dabei – in unserer starken Demokratie – nur um ein vorübergehendes Phänomen handelt, eine alberne Angelegenheit, über die wir alsbald lachen werden, wenn wir wieder zu unseren wahren Gefühlen und zur wirklichen Tradition des amerikanischen Lebens zurückgekehrt sind.

Unsere Furcht, die Unsicherheit uns selbst gegenüber, jetzt, da die Nation aus dem Krieg als stärkste der Erde hervorgegangen war, führte 1947 auch zur sogenannten ‚Truman-Doktrin‘ – einem wenig durchdachten und eilig ausgearbeiteten Konzept mit dem Ziel, weitere russische Expansion und Ausbreitung des Kommunismus aufzuhalten und dazu Demokratiebestrebungen überall auf der Welt mit amerikanischen Dollars, amerikanischen Waffen und amerikanischem militärischen ‚Personal‘ zu unterstützen. An sich eine feine und noble Sache: Die Demokratie wird überall auf der Welt unterstützt. Wären wir schon 1939 so klug gewesen, als Hitler zur Vernichtung der demokratischen Welt ausholte, dann hätten wir uns und der Welt den mörderischsten Krieg aller Zeiten vielleicht ersparen können. Damals hätten starke Demokratien – Grossbritannien, Frankreich, die Beneluxstaaten und die Staaten Skandinaviens – unsere Hilfe gebraucht, und sie wäre tatsächlich auch effektiv gewesen. Doch jetzt? Wie kann man denn Demokra-

tie in der Türkei unterstützen, wo es diese noch nie gegeben hat? Wie in Griechenland, einst Ursprungsland des Demokratiekonzepts, wo sich die Macht derzeit in den Händen einer korrupten und höchst undemokratischen Clique befindet? Kann man mit derartiger Heuchelei tatsächlich die Demokratie in der Welt bewahren? Ist das der Weg, um weitere sowjetische Expansion und Ausbreitung des Kommunismus zu verhindern?

Es gibt auch einen anderen. Der dem Kongress jedoch offenbar weit weniger zusagt. Während des gesamten Frühjahrs 1947 drohten unsere verehrten Gesetzesmacher damit, das gesamte Programm einzustellen, welches mittels verschiedener Medien, hauptsächlich des Rundfunks, die Haltung und Meinung Amerikas in siebenundsechzig Staaten der Erde weiterträgt. Unsere Kurzwellenprogramme, gerichtet in alle Welt, natürlich auch nach Russland, unsere Informationsmaterialien und kulturellen Aktivitäten, die sehr stark dazu beitragen, sowjetische Propaganda zu kontern und demokratische Strömungen zu ermutigen – all das wurde von einem Unterausschuss des Repräsentantenhauses für so unwichtig gehalten, dass man die Empfehlung zur Streichung des gesamten Programms gab.

Ach, welch erhabene Kurzsichtigkeit unsere Staatsmänner und Gesetzesmänner im Kongress doch an den Tag legen! In der gleichen Woche, da der Unterausschuss des Repräsentantenhauses die Einstellung der Auslandsdienste von ‚Voice of America‘ empfahl – offenbar, um dem Steuerzahler Ausgaben in Höhe von einundzwanzig Millionen Dollar pro Jahr zu ersparen –, stimmte der Senat mit grosser Mehrheit der Ausgabe von knapp einer halben *Milliarde* Dollar zu, um Mr. Trumans Programm zur Rettung der Demokratie in den undemokratischen Ländern Türkei und Griechenland auf den Weg zu bringen. Dabei lag es auf der Hand (man musste es nur sehen *wollen*), dass die einundzwanzig Millionen Dollar, die wir für Auslandsarbeit ausgeben – Rundfunk, Filme, Zeitschriften (darunter eine in russischer Sprache, die monatlich mit 50‘000 Exemplaren in Russland verbreitet wird), Bibliotheken und anderes –, einen grösseren Effekt für die Stärkung der Demokratie bewirken als jene halbe Milliarde, die der Präsident hauptsächlich für Waf-

fenhilfe an die diktatorischen Regime in der Türkei und in Griechenland verwenden will. Doch das Amerika von 1947 ist nicht in der Stimmungslage, bei seiner Aussenpolitik gesunden Menschenverstand mitsprechen zu lassen.

Und ist denn Wiederherstellung der Stärke Deutschlands und Japans ein Weg zur Befestigung des Friedens?

Knapp zwei Jahre nach Kriegsende scheinen einige in Amerika mit dieser Idee zu spielen. Anfang 1947 kehrte der ehemalige Präsident Herbert Hoover von einer offiziellen Mission aus Deutschland zurück und unterbreitete Präsident Truman den kühnen Vorschlag, man müsse das Potsdamer Abkommen nun zum alten Eisen werfen und die deutsche Industrie zu neuem Leben erwecken. Diese Empfehlung, scheint mir, würde Deutschland wieder zur grössten Industriemacht Europas aufsteigen lassen. Und ist nicht eine grosse Industriemacht in unserer Zeit *ipso facto* auch eine grosse Militärmacht? Gewiss, Mr. Hoover räumte gleichzeitig ein, die Alliierten müssten ‚gemeinsam dafür Sorge tragen‘, dass Deutschland keine Armee, Marine und Luftwaffe aufbauen dürfe. Doch wieviel ist das wert, wenn wir uns an die Ereignisse nach dem Ersten Weltkrieg erinnern und daran denken, wie schnell die siegreichen Alliierten damals aus dem Glied traten und ihre Kontrollpflichten mehr und mehr aufgaben? Wenn wir wirklich vor einem dritten deutschen Krieg sicher sein wollen – wäre es dann nicht klüger, das ehemalige Reich wirtschaftlich und industriell ebenso zu entwaffnen wie auf militärischem Gebiet, wie es übrigens Leo T. Crowley, damals verantwortlich für die Aussenwirtschaft, 1945 dem Kongress vorgeschlagen hatte?

Der Krieg war eben vorbei, als er warnend erklärte: ‚Wenn wir Deutschland seinen eigenen Zielen überlassen und nicht ein Programm der wirtschaftlichen und industriellen Entwaffnung in Kraft setzen, dann könnte Deutschland innerhalb von fünf Jahren weit aus besser auf einen Krieg vorbereitet sein, als das 1939 der Fall war.‘

Wollen wir tatsächlich so bald wieder ein derartiges Risiko eingehen?

Um diese Frage zu beantworten, muss man, wie mir scheint, auch den deutschen Geist in Betracht ziehen. Man muss berück-



sichtigen, was die Deutschen mit ihrer wirtschaftlichen Macht tun würden, von der Mr. Hoover meint, sie müsse restauriert werden. Die verheerende Erfahrung zweier deutscher Kriege innerhalb von nur fünfundzwanzig Jahren gibt dabei wenig Anlass zu Optimismus.

In seinem Bericht für den Präsidenten meint Mr. Hoover mit Blick auf Deutschland: „Keine Industrie (ausser der direkten Herstellung von Waffen) stellt ein Kriegspotential dar, wenn die Energien eines Volkes sich auf den Weg des Friedens konzentrierens

Das ist richtig. Doch wir haben es hier mit einem Volk zu tun, das seit den Tagen Bismarcks seine gesamten Energien (und seine gesamte Schwerindustrie) auf den Weg des Krieges konzentriert hat. Seit der Jahrhundertwende hat Deutschland seine Überproduktion an Stahl und Eisen zu keiner Zeit dafür benutzt, um im Export dafür Nahrungsgüter und Rohstoffe für das Land zu erwerben – wie Mr. Hoover glaubt, dass dies fortan der Fall sein werde. Nein, die enorme Überproduktion an Stahl und Eisen diente zum Aufbau einer ebenso gigantischen wie aggressiven Marine und Armee, dazu ab 1935 der Luftwaffe.

Ich sehe keinerlei zwingende Gründe für die Annahme, sie würden künftig nicht wieder so verfahren – und zwar bei der ersten Gelegenheit. –

Da ich eben über den deutschen Geist reflektiere, ist noch eine weitere Anmerkung nötig. Ich habe in den Eintragungen dieses Buches kaum Dokumente zu den deutschen Grausamkeiten während des Krieges zitiert, obwohl solche beim Prozess in Nürnberg natürlich eine grosse Rolle spielten. Der Grund dafür ist, dass wir es hier mit einem so ungeheuren Thema, mit so schrecklichen Taten und Dokumenten zu tun haben, dass man diesen Aspekt des Elends der gegenwärtigen Welt nicht beiläufig, zusammen mit anderen Aspekten, behandeln kann. Ihm müsste ein eigenes Buch gewidmet werden, was ich anderen Autoren überlasse. (Ausserdem ist das Tagebuch ohnehin schon umfangreich genug.)

Auf ein Dokument aber muss ich hier dennoch kurz zu sprechen kommen. Es hat zu tun mit einem neuen Begriff, der seit Nürnberg Bestandteil aller Sprachen ist: Genozid.

Was die geplante und vorsätzliche Vernichtung ganzer Nationen, Rassen oder Menschengruppen durch kaltblütigen Massenmord bezeichnet. Am 5. April 1946, also schon nach meiner Abreise, wurde in Nürnberg Rudolf Höss vernommen. Er hatte von 1934 bis 1938 in Dachau ‚gedient‘, war danach bis 1940 ‚Adjutant‘ in Sachsenhausen und von Mai 1940 bis Dezember 1943 Kommandant des Vernichtungslagers Auschwitz. Ich habe kürzlich das Protokoll der Vernehmung gelesen und bin immer noch erschüttert über diese unbewegt, mit beinahe buchhalterischer Gründlichkeit bis ins letzte Detail vorgetragene Auflistung unvorstellbarer Verbrechen.

Ich musste vieles auslassen in diesem Buch. Doch Herrn Höss konnte ich nicht auslassen. Er musste an dieser Stelle wenigstens Erwähnung finden. Was er getan hat – und was er in Nürnberg darüber sagte –, wird mich verfolgen bis ans Ende meiner Tage.

Ich nähere mich dem Schluss dieser Aufzeichnungen, denen ich wohl den Titel *End of a Berlin Diary* geben werde. Meine eigenen Tage in Berlin sind, glücklicherweise, vorbei. Und obwohl mich auch weiterhin die Unruhe packen wird, diese traurige Erde zu bereisen und das kleine Stückchen Wahrheit herauszufinden, das ein einzelner Mensch an entfernten Orten inmitten seiner ebenfalls unvollkommenen Gefährten aufspüren kann, so werde ich mich doch für die mir noch verbleibende Zeit auf das Land konzentrieren, in dem ich geboren wurde. Der Rest der Welt wird mich freilich auch weiterhin faszinieren, und ich werde versuchen, seine Rätsel zu lösen, so gut ich kann. Doch zu Hause kann ich nur hier sein.

Die Tage und Jahre in Berlin waren, betrachte ich sie im Ganzen, nicht sehr freudvoll. Doch sie waren auch nicht nur düster. Ich bedaure also nicht, dass mein persönliches und unbedeutendes Schicksal für so lange Zeit mit der grossen und lebendigen Hauptstadt jenseits der Elbe verbunden war. Leid und Grösse meiner Zeit hatten ihren Ursprung sehr wesentlich in dem Unheil, das von Berlin ausging, sowie im Erfolg der nichtdeutschen Welt bei der letzten Überwindung dieses Unheils. Für einen Journalisten war

Berlin, die nicht sehr schöne Stadt mit umso schöneren Seen und Wäldern in ihrer Umgebung, mit Sicherheit die Hauptstadt, in der man arbeiten musste.

Jetzt, bei der Durchsicht meiner Aufzeichnungen von 1946 und Anfang 1947, erfasst mich dennoch ein Gefühl der Erleichterung, dass die Berlin-Geschichten allmählich in meinem Leben verblasen. Nur hier und da noch hielt ich eine Meldung aus Deutschland fest, jetzt aus zweiter Hand, versteht sich. So zum Beispiel am 1. Oktober 1946 das Urteil von Nürnberg.

Das Internationale Militärtribunal hatte Göring, Ribbentrop, Keitel, Kaltenbrunner, Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Seyss-Inquart, Sauckel, Jodl und Martin Bormann – letzteren in Abwesenheit – zum Tod durch Erhängen verurteilt. Hess (seltsam genug!), Funk und Raeder kamen mit lebenslänglich davon. Speer und von Schirach erhielten zwanzig Jahre Gefängnis, von Neurath fünfzehn und Dönitz zehn Jahre. Überraschend sprach man Schacht und von Papen (die ihren Naziherren so eifrig gedient hatten) frei, desgleichen Fritzsche. (Alle drei wurden später vor ein deutsches Gericht gestellt, das Schacht und von Papen zu acht Jahren, Fritzsche zu neun Jahren Zwangsarbeit verurteilte.)

Ebenso überraschend war, dass sich Senator Taft – der gut unser nächster Präsident werden kann – gegen die Nürnberger Urteile aussprach. Am 5. Oktober bezeichnete er sie als ‚Vergehen gegen die Gerechtigkeit‘. Die ‚Chicago Tribune‘ zeigte sich noch heftiger als der Senator aus Ohio. Dort konnte man schon am 3. Oktober lesen: ‚Russland, Grossbritannien, Frankreich und die USA haben sich allesamt Verbrechen gegen den Frieden schuldig gemacht. Die USA unter Roosevelt haben gleichermassen einen Angriffskrieg ausgeheckt, geplant, vorbereitet und ausgelöst.‘

Der Rest der Menschheit aber, so war mein Gefühl, zeigte sich angesichts der Nürnberger Urteile erleichtert und dankbar. Es gab also doch noch eine gewisse Gerechtigkeit auf der Welt.

Ihr Schwert traf die elf zum Tode verurteilten Naziführer in den frühen Morgenstunden des 16. Oktober. Göring, bis zum Schluss verschlagen und trotzig, entzog sich knapp drei Stunden vor dem

festgesetzten Termin dem Galgen, indem er Gift schluckte. Die anderen zehn wurden gehenkt.

Eine weitere Hinrichtung muss in diesem Epilog zu meiner Berlin-Geschichte erwähnt werden. Am Morgen des 3. Januar 1946 war der wegen Hochverrats zum Tode verurteilte William Joyce (,Lord Haw-Haw') im Londoner Wandsworth-Gefängnis gehenkt worden. Er war der grösste Verräter innerhalb unserer Branche, des Rundfunks, gewesen.

Solche Leute gab es auch in den Vereinigten Staaten, doch unsere Regierung scheint ihnen gegenüber eine Haltung des Vergessens und Vergebens zu beziehen. Einige der schlimmsten (wie etwa Donald Day, der ehemalige Korrespondent der ,Chicago Tribune') wurden zwar zu Gefängnisstrafen verurteilt, die man ihnen jedoch schon kurz darauf erliess. Was den Rest der Verräter betrifft, so scheint man in Washington nicht übermässig entschlossen zu sein, sie vor Gericht zu stellen.

Die Briten zeigten sich hier von anderer Statur. Vielleicht, weil sie den Krieg aus erster Hand erlebt hatten? Als ich 1945 an einem kalten Dezembertag England verliess, hatte ich auf dem Weg zum Flugplatz in einer Londoner Zeitung gelesen, dass der zweite wichtige britische Radio-Verräter, John Amery, immerhin Sohn eines Ministers, wegen Hochverrats gehenkt worden war, wie kurz darauf ,Lord Haw-Haw'.

Diese Gestalten waren also tot und konnten niemand mehr ein Leid antun. Das schreckliche Nazikapitel war abgeschlossen. Endlich konnte man auch wieder an andere Dinge denken. Und es gab fürwahr andere Dinge im Leben! Die Musik zum Beispiel. Die grossen Sinfonieorchester in New York und anderswo im Land. Die Metropolitan Opera. Das Aufblühen des Balletts in unserem Land. Ich gerate an eine kleine Notiz vom 1. November 1946: ,Besuchte heute einen Violinabend Fritz Kreislers. Er ist alt geworden (72), doch noch immer wunderbar. Kein anderer kommt an seine Meisterschaft, seine Zauberkraft heran.'

Man hatte sogar wieder Zeit zum Lesen. Auch darüber gibt es endlich wieder Eintragungen im Tagebuch. Ja, man lebte wieder! Hier als Beispiel die Eintragung *New York, 20. September 1946:*

,Trotz unsäglicher Hitze bis zum späten Abend in Plutarchs ‚Biographien‘ gelesen – eine alte Ausgabe mit der Übersetzung John Drydens, die noch von meinem Vater stammt. Gegen ein Uhr das Kapitel ‚Demosthenes und Cicero‘ beendet. Wie sorgenvoll, chaotisch und verzweifelt unsere gegenwärtigen Zeiten auch sein mögen, nach der Lektüre Plutarchs war mir wieder einmal klar, dass dies zu allen Zeiten bei den zivilisierten Menschen (wenn das das richtige Wort ist) ebenso gewesen war. Ich hatte zu rasch vergessen, dass selbst in den grossen Zivilisationen von Griechenland und Rom stets Krieg, Streit, Blutvergiessen, Mord, Korruption, Verrat, Doppelspiel, Intoleranz, Tyrannei, Demagogie und alle anderen finsternen Praktiken an der Tagesordnung gewesen waren, die zumeist aus Menschen Tiere machen und jenes gute Leben zugrunde richten beziehungsweise verhindern, nach dem die Menschheit doch anscheinend strebt.

Obwohl beiden, Demosthenes und Cicero, bereits zu Lebzeiten die höchsten Ehren zuteil wurden, sahen sie sich doch auch eine Zeitlang von ihren undankbaren Landsleuten ausser Landes getrieben. Ihr Leben war angefüllt mit fortwährendem Kampf, oftmals ums nackte Überleben. Beide mussten zeitweise Schmähungen in einem Mass und einer Art über sich ergehen lassen, dass im Vergleich dazu unsere Zeit verhältnismässig milde, massvoll und mütterlich erscheint. Am Ende floh Cicero aus seinem Heimatland und wurde dabei von Männern ermordet, die einstmals seine Freunde gewesen waren. Auch Demosthenes befand sich auf eiliger Flucht, als er Selbstmord beging und damit der Gefangennahme und fast sicheren Ermordung zuvorkam. Wenn wir heute ein wenig Sinn für Geschichte entwickelten, dann könnten wir vielleicht unsere sorgenvollen Zeiten mit etwas mehr Abstand betrachten...

Was für ein wunderbar kluger und gebildeter Schreiber war doch Plutarch! An einer Stelle unterbricht er seine Betrachtungen über Demosthenes und geht der Frage nach, ob es denn einen grossen Unterschied mache, aus welcher Stadt oder welchem Ort einer stammt – eine Frage, die auch in meiner Generation oft diskutiert wurde. Höchstwahrscheinlich war es Euripides – teilt uns Plutarch mit –, der uns sagt, an erster Stelle gehört zum Glücklichsein des

Menschen, dass er in einer berühmten Stadt geboren sein sollte‘. Plutarch ist sich dessen nicht so sicher, wenn er fortfährt:

„Das also führt für ihn (Euripides) zu wahrem Glück, welches aber doch zum grössten Teil durch die Beschaffenheit und Anordnung der Gedanken bestimmt wird. Es ist daher meiner Meinung nach von keinem weiteren Nachteil, wenn man aus einem kleinen, unbekanntem Ort kommt oder von einer gewöhnlichen Mutter geboren wurde.“ Freilich räumt Plutarch ein, dass die Metropole für einen Schreiber, zumal einen Geschichtsschreiber, grosse Vorteile bietet:

„Für ihn vor allem ist es notwendig, in einer Stadt von gutem Ruf zu wohnen, im ständigen Kontakt mit den schönen Künsten, mit Zugang zu allen Arten von Büchern. Dort allein kann er all die Dinge hören und erfahren, die, durch die Feder des Schreibers, für das Gedächtnis der Menschen aufbewahrt werden müssen/

Zur Ruhmsucht des Menschen äussert sich Plutarch beinahe überschwenglich: „Das Streben nach Ruhm ist eine starke Kraft, es wäscht die Farben der Philosophie aus den Seelen der Menschen heraus“.

Von den beiden grossen Rednern der griechischen und lateinischen Welt hält er Demosthenes für wesentlich gemässiger als Cicero: „Niemals sprach Demosthenes über sich anders als in bescheidenen, gemässigten und sparsamen Worten. In den Reden Ciceros hingegen wimmelte es von Selbstlob, was seinen ungezügelten Hunger nach Anerkennung zeigte ... Schliesslich rühmte er sich nicht mehr nur seiner Taten und Aktionen, sondern auch noch seiner eigenen Reden. Und ebenso füllte er seine Bücher und Schriften mit dem eigenen Lob.“

Noch eine weise Bemerkung Plutarchs sei notiert, die heute sehr zeitgemäss erscheint. Zu den Machenschaften von Cäsar, Antonius und Lepidus, die schliesslich Cicero zum Verhängnis wurden, schreibt er: „So erlaubten sie ihrem Zorn und ihrer Wut, ihnen das Gefühl der Menschlichkeit zu nehmen, und demonstrierten damit, dass kein Tier grausamer ist als der Mensch, wenn er in einem Masse machtbesessen ist, das dem seiner Wut entspricht“

Das habe ich nirgendwo besser gelesen als bei Plutarch.' – Ja, die Bücher trugen sehr dazu bei, dass das Leben wieder gut erschien.

Als ich Weihnachten 1945 aus Deutschland nach Hause zurückgekommen war und gerade meine Uniform des Kriegskorrespondenten – zum letzten Mal – abstreifte, trat meine siebenjährige Tochter Eileen ins Zimmer. Zwischen uns entwickelte sich der folgende Dialog:

«Ist der Krieg vorbei?»

«Ja.»

«Wird es einen neuen geben?»

«Ich hoffe nicht.»

«In der Schule sagen sie, der nächste geht gegen Russland.»

«Sie sind verrückt.»

«Aber haben sie nicht recht damit?»

«Vielleicht. Geistesgestörte haben manchmal recht.»

«Was sind Geistesgestörte?»

«Leute in Amerika und Russland, die einen Krieg wollen.»

Sie hielt einen Moment inne. Ich ebenso. Dann:

«Aber dieser deutsche Krieg ist vorbei?»

«Ganz bestimmt.»

«Du wirst also jetzt daheim bleiben?»

«Ja.»

«Was wirst du machen?»

Das wollte ich selbst gern wissen. Es war so gut, einfach daheim zu sein, nicht wieder zurück in einen Krieg zu müssen, ja, nicht einmal mehr einen Job in Übersee zu haben. Es war jetzt zwanzig Jahre her, dass ich im Ausland zu arbeiten begonnen hatte.

«Ich denke, ich werde einfach daheim bleiben, wie Candide», antwortete ich, «und mich meinem Garten widmen.»

---

## Nachbemerkung

Im Juli 1947, fast genau sechs Jahre nach Erscheinen seines *Berliner Tagebuchs*, legte der amerikanische Deutschland- und Europakorrespondent William L. Shirer die Fortsetzung seiner chronologischen Aufzeichnungen vor, diesmal die Jahre 1944/45 umfassend und mit einem Postskriptum 1947 endend.

Hatte der erste Band Innenansichten aus ‚bitteren Jahren‘ vermittelt – einer Periode, da der Kontinent Europa zwischen 1934 und 1939 unaufhaltsam der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs entgegentaumelte und es ab September 1939 zunächst so erschien, als könne niemand der Hitlerschen Eroberungsmaschinerie Einhalt gebieten –, so zeigt sich die welthistorische Situation nun gründlich verändert, da Shirers neues Tagebuch einsetzt: Die Wende des Zweiten Weltkriegs ist mit Stalingrad und der Invasion der Westalliierten längst erfolgt, Zusammenbruch und Kapitulation Hitlerdeutschlands sind nur noch eine Frage der Zeit. Immer stärker rückt das Problem der Nachkriegsordnung in Deutschland, Europa und der Welt auf die Tagesordnung.

Und wieder liefert der Chronist Shirer einen ebenso unmittelbaren wie bewegenden persönlichen Bericht von den Schauplätzen der Geschichte und spürt den historischen Fakten und Zusammenhängen nach. Wir sind mit ihm in San Francisco Zeuge der Geburt einer neuen Weltorganisation, der Vereinten Nationen, und begleiten den Autor ab 1945 in das zerstörte Deutschland und in die alte Reichshauptstadt Berlin, von wo Shirer bis Ende 1940 für CBS New York berichtet hatte. Den Schlussteil des Tagebuchs bilden Notizen vom Nürnberger Prozess gegen die führenden Nazikriegsverbrecher, dessen erste drei Wochen Shirer ab 18. November 1945, wiederum als Korrespondent von CBS, verfolgte.

Vergleicht man den zweiten Band des Tagebuchs mit seinem Vorgänger, so werden rasch zwei Unterschiede deutlich.



*Erstens* hat Shirer nun Zugang zu den von den Alliierten beschlagnahmten Dokumenten des Nazistaates sowie zu den Prozessunterlagen von Nürnberg – wovon er extensiv Gebrauch macht, um vor allem die Hintergründe der Entfesselung des Zweiten Weltkriegs zu erhellen. Für den Leser der neunziger Jahre wird dabei mancher Fakt bekannt sein, vieles jedoch blieb bisher historischen Spezialdarstellungen vorbehalten. Was der Deutschland-Korrespondent ab 1934 oft persönlich erlebt hatte, wird ihm nun aus den Akten bestätigt und im Vokabular der Nazis erhärtet: dass sie den Krieg systematisch, von langer Hand und mit dem Ziel absoluter Herrschaft über Europa (und letztlich über die Welt) vorbereitet und dann ab 1939 rücksichtslos geführt haben. Nur sechs Jahre später sassen die letzten Führer des ‚Tausendjährigen Reiches‘ im Bunker der Reichskanzlei beziehungsweise in Norddeutschland und mussten das Ende ihrer Machtgelüste mitansehen; ein Ende voller Schrecken für Deutschland und das deutsche Volk. Die von Shirer zitierten Dokumente über die letzten Tage in der Reichskanzlei und die letzten Tage der Regierung Dönitz liefern – ebenso wie seine Nürnberger Notizen – ein beklemmendes Psychogramm der einstigen Nazi-Größen, daneben werden viele heute kaum noch bekannte Details erhellt.

*Zweitens* hat sich in den fünf Jahren seit Shirers Weggang aus Berlin sein Blickwinkel verändert, was Deutschland und die Deutschen betrifft. Nach der Wende des Krieges und dem immer stärker absehbaren Ende der Naziherrschaft war vor allem in den USA eine heftige Diskussion darüber entbrannt, wie das künftige Deutschland aussehen und wie man mit den Deutschen verfahren sollte. Dabei hatte sich eine starke Fraktion sogenannter Vansittartisten (nach ihrem frühen Wortführer Robert G. Vansittart) gebildet, die die totale Gleichsetzung von Hitlerfaschismus und deutschem Volk vertraten, daraus die These von der Kollektivschuld des deutschen Volkes ableiteten sowie das Postulat völliger politischer, militärischer und wirtschaftlicher Entmachtung Deutschlands aufstellten. Diese Haltung prägte zum Beispiel den Plan des amerikanischen Finanzministers Morgenthau vom Sommer 1944, [Deutschland in ein Land ,mit vorwiegend landwirtschaftlichem und Weidecharak-](#)

ter' **umzuwandeln** (wie es am 16. September 1944 in der Übereinkunft von Quebec zwischen Roosevelt und Churchill formuliert wurde). William L. Shirer ist zu dieser Zeit überzeugter Vansittarist, was viele seiner Tagebuchnotizen aus dem zerstörten Deutschland belegen, vor allem seine Reflexionen über die Menschen, denen er dort begegnet, und seine Zweifel, dass Deutschland je als friedliches Land wiedererstehen und seinen militaristischen Charakter ablegen könne. Begegnungen mit dem ‚anderen‘ Deutschland (etwa mit dem Schriftsteller Johannes R. Becher in Berlin) beeindruckten ihn zwar, können aber seine Grundhaltung nicht verändern. Shirers Kontakte zu Thomas Mann haben wohl hier ihren Ursprung, denn auch die Zentralfigur des deutschen Exils in den USA stand – wie seine Tochter Erika – solcher vansittartistischen Haltung zeitweise nahe.

Die Geschichte ist anders verlaufen. Zwar wurde Deutschland von den alliierten Siegermächten geteilt, doch es meisterte sowohl den immensen materiellen und psychischen Wiederaufbau, wie es auch friedlich in die Gemeinschaft der Völker zurückfand. So sind Shirers Zweifel, gelesen mit dem Abstand von 50 Jahren, heute nur noch historisches Dokument. In vielerlei anderer Hinsicht aber ist sein Buch eine ebenso aktuelle wie anregende Lektüre: Es fordert zu erneutem Nachdenken über deutsche Schuld und Verstrickung auf, liefert bewegende Impressionen von der Stunde Null in unserem Land und spiegelt sehr genau die Friedenshoffnungen einer Welt des Jahres 1945 – die dann sehr bald in die Periode des Kalten Krieges eintreten sollte.

Shirers Tagebuch steht in den besten Traditionen der amerikanischen politischen Publizistik, vertreten ausser ihm unter anderen von Dorothy Thompson oder Hubert R. Knickerbocker. Der am 23. Februar 1904 in Chicago geborene William L. Shirer ging 1925 als Zeitungskorrespondent nach Europa – das für die nächsten 22 Jahre, mit wenigen Unterbrechungen, seine zweite Heimat werden sollte. 1934 kam er nach Berlin, wo er 1937 das Metier wechselte und fortan als Rundfunkkorrespondent für CBS arbeitete. Ende 1940 verliess er die deutsche Hauptstadt, brachte bis zum April

1941 sein ‚Berliner Tagebuch‘ in die Druckfassung und kehrte danach an den europäischen Kriegsschauplatz zurück, nunmehr von London aus operierend. Ab 1950 zog sich Shirer vom Journalismus zurück und widmete sich ganz der schriftstellerischen Arbeit, in deren Mittelpunkt ab 1953 die Aufarbeitung seiner politischen Erfahrungen im Europa der dreissiger und vierziger Jahre rückte. Dazu hat er zwischen 1960 und 1969 insgesamt fünf Bücher vorgelegt, deren wichtigstes zweifellos ‚Aufstieg und Fall des Dritten Reiches‘ ist, eine inzwischen zum Standardwerk gewordene Geschichte Nazideutschlands. In dem autobiographischen Band ‚Reise durch das 20. Jahrhundert‘ (1976) hat Shirer seine Memoiren vorgelegt. Er starb, kurz vor seinem 90. Geburtstag, am 28. Dezember 1993 in Lenox, Massachusetts.

Mit der deutschen Erstveröffentlichung des Bandes ‚Berliner Tagebuch. Das Ende‘ knüpft der Verlag an die Herausgabe des ersten Teils von Shirers Aufzeichnungen im Jahre 1991 an, ebenso an den 1988 erschienenen Auswahlband mit antifaschistischer Publizistik von Dorothy Thompson ‚Kassandra spricht‘. In einer Zeit, da die Debatte um deutsche Schuld und Vergangenheit – wie deren Aufarbeitung und Bewältigung – noch längst nicht abgeschlossen ist, sondern ganz im Gegenteil immer aufs Neue und unvermindert heftig geführt wird, kommt der Stimme authentischer Zeitzeugen besondere Bedeutung zu. Shirer gehört ohne Zweifel zu den wichtigen Stimmen seiner Zeit. Eine Stimme, die uns auch – oder gerade – heute viel zu sagen hat.

*Berlin, im Januar 1994*

Jürgen Schebera

---

## Anmerkungen

- 16 *Poilu*: frz., Frontsoldat (umgangssprachlich).
- 40 *Karikatur einer Zeitung*: Die Polemik richtet sich gegen den Zeitungsverleger Robert Rutherford McCormick (1880-1955) und sein wichtigstes Blatt, die ‚Chicago Tribune‘. McCormick hatte sie nach dem Ersten Weltkrieg von seinem Vater übernommen und baute danach im Mittelwesten der USA ein Zeitungsimperium auf, das die extrem rechten und isolationistischen Positionen seines Inhabers verbreitete.
- 43 *Carl Van Vechten* (1880-1964): Schriftsteller, Essayist, Fotograf und langjähriger Musikkritiker der ‚New York Times‘. Als früher Vertreter der sogenannten Harlem Renaissance engagierte er sich für die Aufhebung der Rassendiskriminierung auf dem Feld der Kunst.
- 50 *‚Quarantäne‘-Rede*: Am 5. Oktober 1937 beschäftigte sich Roosevelt in einer Rede in Chicago zum wiederholten Male mit der zunehmenden Aggressivität der faschistischen Achsenmächte Deutschland und Italien. Dabei erklärte er unter anderem: «Man braucht einen ‚cordon sanitaires eine solche Quarantäne, wie sie gegen Epidemien von Infektionskrankheiten errichtet wird.»
- 99 *Lord Haw-Haw*: Spitzname (engl. to haw: äh sagen, sich räuspern, stockend sprechen) für den britischen Journalisten William Joyce (1891-1946), der sich ab 1935 dem Auslandsdienst des nazideutschen Rundfunks zur Verfügung stellte und von Berlin aus die Propagandasendungen nach Grossbritannien verfasste und sprach.
- 102 *Bretton-Woods-Vereinbarung*: Im Juli 1944 trafen sich in Bretton Woods unweit von New York Vertreter von 16 Staaten unter Federführung der USA. Mit der dabei getroffenen Vereinbarung wurde sowohl ein System der Finanzbeziehungen zwischen den Industriestaaten des Nordens geschaffen

(unter anderem durch Etablierung des Internationalen Währungsfonds sowie der Weltbank) als auch die Abhängigkeit der Länder der südlichen Hemisphäre zementiert.

- 151 *Lend-Lease-Act*: Im März 1941 vom Kongress der USA verabschiedetes Gesetz, mit dem der Verkauf beziehungsweise die leihweise Überlassung von Kriegsmaterial an Staaten möglich wurde, die sich einer Bedrohung Nazideutschlands ausgesetzt sahen.
- 170 *Putzi Hanfstaengl*: Dr. Ernst Hanfstaengl (1887-?), seit 1931 Auslandspresseschef der NSDAP, fiel 1937 bei Hitler in Ungnade und floh daraufhin nach England.
- 193 *e tu, Brute*: lat., auch du, Brutus. Angeblich die letzten Worte des sterbenden Cäsar. Bei Shakespeare heisst es: ‚Brutus, auch du?’ (Julius Cäsar?, III, 1).
- 443 *Tage von McKinley*: William McKinley (1843-1901) regierte die USA als Präsident von 1897 bis zu seiner Ermordung durch einen Anarchisten im Jahre 1901. In die Jahre seiner Regierungszeit fällt der kurzzeitige Krieg gegen Spanien, aus dem die USA endgültig als Weltmacht hervorgingen.
- 443 *David E. Lilienthal* (1899-1972): Amerikanischer Staatsbeamter, 1933 von Präsident Roosevelt als Direktor der Tennessee Valley Authority berufen, wo er in heftigen Kämpfen mit privaten Interessen die Ziele des Staates verteidigte. 1947-1949 Vorsitzender der Atomenergie-Kommission der USA.

---

# Inhalt

Vorwort 7

Teil I: Der Frieden bricht an 11

Teil II: Berliner Tagebuch. Das Ende 145

Postskriptum 1947 437

Nachbemerkung 454

Anmerkungen 458